h. XIV. 44.
a – 70 ab
27 bl.
H. n. 119a / 1

Unterhaltungen über den Menschen.

J. M. Mettenleiter inv. P. J. Lamidt sc.

Der Genius der Menschheit segnet ihren Erstgebornen.

Erster Theil.

Neue Ausgabe
Augsburg 1834.
In J. A. Schloßers Buch und Kunsthandlung.

Unterhaltungen

über

den Menschen.

Erster Band.

Vom Menschen überhaupt.

Tab. I.
1.

Tab. II.
2.

Erster Abschnitt.

Inhalt.

Vorzug der menschlichen Natur überhaupt. — Unterschied zwischen Menschen und Thieren. — Stärke und Dauerhaftigkeit des Menschen, die ihn fähig macht, die ganze Welt zu bewohnen. Was er tragen kann, wenn er will und muß. — Entschiedenste Vorzüge: Vernunft, Sprache, Perfectibilität. Seine Macht und Größe durch sie.

Tab. I. — X.

Ueber alle Geschöpfe, mit denen der Urheber der Natur die Erde bevölkert hat, ragt der Mensch weit empor, und schon seine Gestalt, sein Bau verkündigen in ihm den sichtbaren Herrn der Erde, und stellen ihn auf der Stufenleiter aller natürlichen Dinge zu oberst. Kraft und Majestät leuchtet aus dem Manne (Tab. I. 1), Anmuth und Lieblichkeit aus dem Weibe (Tab. II. 2) hervor, und bringt in die ihnen gemeinschaftlich übertragene Weltherrschaft eine treffliche Mischung von Ernst und Schonung, Strenge und Güte. Im vollen Gefühl seiner Kraft und Würde steht der Mann frey und fest; sein Blick gebietet Achtung, da hingegen der sanftere, lächelnde Blick des Weibes, das einer Stütze bedarf, an die es sich anlehnt, Liebe fordert. Alles zeugt vom Vorzug des Menschen

vor allen übrigen Erdenbewohnern. Er bleibt immer aufrecht in der Stellung eines gebietenden Herrn; sein gen Himmel gerichtetes Haupt scheint ihn über die Erde zu erheben und an eine höhere Gattung von Wesen zu knüpfen, und Ausdruck und Würde herrscht in allen Zügen seines Gesichts. In ihm malt sich das Bild einer denkenden Seele. Seine Stirn verräth Hoheit und prüfenden Ernst. Sein Auge spricht von dem, was in seinem Innern vorgeht, und auf seinem Munde mit den Lippen, deren Scharlachroth der glänzende Schmelz seiner Zähne erhöht, wohnt unaussprechliche Anmuth. Sein majestätischer Anstand; sein kühner, fester Gang, bei dem er bloß mit den entferntesten Theilen die Erde berührt, auf die er, gleichsam aus einer Höhe herab, einen stolzen, herrschenden Blick wirft; seine Arme und Hände, nicht bestimmt, Stützen seines Körpers zu seyn, und dadurch das feine Gefühl, das in ihnen verbreitet ist, abzustumpfen, sondern die Befehle des Willens schleunig zu vollziehen, das Entfernte zu fassen, das Gefahren Drohende wegzustoßen, das Angenehme den andern Sinnen näher zu bringen; seine freie, angenehm gewölbte Brust; seine Beine, die als zierliche Säulen des Gebäudes, das sie tragen sollen, würdig sind; kurz alles, was auch nur der flüchtigste Anblick des Menschen zeigt, erinnert an seine großen Vorzüge vor andern Geschöpfen. Zwar können wir seine nahe Verwandtschaft mit dem Thierreiche nicht läugnen, und unnütz wäre jeder Streit mit denen, die aus dem Menschengeschlecht die erste Ordnung der Säugethiere machen. Der organische Körper mit seinen Sinnenwerkzeugen, seine Entstehung und Entwicklung, sein Wachsthum und seine Nahrung, sein Leben und sein Tod, und selbst gewisse Wirkungen der Seele sprechen zu laut für die Verwandtschaft des Menschen mit den Thieren; aber doch ist der Abstand unermeßlich. Und eben darum ist es nöthig, das, wodurch sich der Mensch schon in Absicht seiner körperlichen Gestalt und Eigenschaften unter der Thierklasse, der er anzugehören scheint, auszeichnet, näher zu beleuchten. Vier Stücke sind es,

die bei dieser Vergleichung ins Auge fallen. Von allen Thieren unterscheidet den Menschenkörper der aufrechte Gang, der Besitz der Hände, der Mangel einer natürlichen Bedeckung, und der mannigfaltige Ausdruck des Gesichts.

Ueberdenken wir die aufrechte Stellung des Menschen, so können wir die Vorzüge, die in ihr liegen, unmöglich verkennen. Durch sie übersieht er, wie ein Hausvater, die ganze Natur. Der größte mögliche Kreis liegt vor seinem Auge, dem jede merkwürdige Erscheinung, jede drohende Gefahr sogleich sichtbar wird. Leicht und schnell werden dadurch seine Bewegungen, und die geringste Wendung belehrt ihn von dem, was hinter ihm und über ihm und zu seiner Seite vorgeht, ohne daß er seine Stelle verändern dürfte. Auf seinen Füßen aufrecht stehend, hat er nun in seinen Armen und in seinen Händen treffliche Werkzeuge seines Willens und zuverlässige Waffen; kann, wenn er nur einen festen Stemmpunkt hat, mit seiner Kraft den größtmöglichen Widerstand leisten, und sein Ansehen unter den übrigen Geschöpfen mit Nachdruck behaupten; auch nimmt er in dieser aufrechten Stellung den wenigsten Raum ein, dessen er, auf Vieren gehend, ungleich mehr bedürfte, was bei seiner Bestimmung zum gesellschaftlichen Leben nicht ohne großen Werth ist. Selbst in Absicht der Sprache, wozu er die Werkzeuge erhielt, war die aufrechte Stellung die schicklichste, die ihm sein Schöpfer anweisen konnte, indem so der Schall sich besser verbreiten und der Blick seiner sprechenden Augen das, was er sagt, zu dem, an den es gerichtet ist, hinbegleiten kann.

So in die Augen fallend aber auch die Vortheile der aufrechten Stellung des Menschen und seine Bestimmung zu derselben seyn mochten; so behaupteten doch hie und da einige, um durch neue, unerhörte Sätze zu glänzen, gerade das Gegentheil. Unter diesen war vorzüglich der pavianische Arzt Moscati. „Nur Nachahmungstrieb und „Zwang haben, sagt er, den Menschen den unnatürlichen „zweibeinigen Gang gelehrt: sich selbst und der Natur über„lassen, geht er auf allen Vieren.“ Aber sollten wir

nicht das wichtige Beispiel, daß man noch kein einziges wildes Volk, das nicht aufrecht ginge, gefunden hat, als einen kräftigen Beweis geltend machen dürfen, daß der aufrechte zweibeinige Gang nichts weniger als unnatürlich sey. Auch ist er im Thierreiche nicht so ganz ungewöhnlich, wie manche Affenarten, Taucher, Penguins u. d. zeigen, so höchst verschieden er sonst bei diesen Thieren in gewisser Rücksicht von dem Gange des Menschen ist.

Nicht weniger grundlos ist Moscatis Vorgeben, der aufrechte Gang sey ungesund, er ermüde den Menschen ungemein und widerspreche seinem anatomischen Baue. Wahr ist es, daß das Kameel und das Rennthier und der Hund ihre Art, zu gehen, länger aushalten, als der Mensch. Allein theils war diesem anhaltendes Gehen nicht so nöthig als jenen, da er durch seine Vernunft tausend Dinge herbeischafft und eine Menge Gefahren entfernt, wo jene selbst aufsuchen oder sich nur durch die schleunigste Flucht retten müssen; theils leistet auch der Mensch im Gehen auf zwei Füßen sehr viel und die bekannten Wettkämpfe der Engländer im Fußgehen mögen wohl beweisen, daß der Gang auf zwei Beinen eben nicht so gar wider die Natur und den Bau des Menschen seyn müsse.

Sollte nicht schon die von den Füßen verschiedne Länge der Arme ihre von jenen verschiedne Bestimmung anzeigen? Sollten nicht die nur lockere Verbindung der Arme mit dem Rumpfe, die kleinern minder starken Knochen der Handwurzel und hingegen die weit festern des Fußes, so wie die tiefern Pfannen, in die die Schenkelknochen eingesenkt sind, deutlich genug zeigen, daß Arme und Füße nicht zu Einem Endzwecke dem Menschen gegeben seyn können? Und wie sichtbar ist nicht die aufrechte Stellung für das Halten des Kopfs die bequemste! Wie würde er nicht beim vierbeinigen Gange durch seine Schwere zur Erde hängen, besonders da ihm das Haarwachs oder jenes sehnige Band fehlt, das den Kopf der vierfüßigen Thiere hält und aufwärts zieht. Wie trefflich ruht nicht die größte Schwere des Kopfs, die immer nach hinten zu ist, auf dem Rückgrath, dessen Wirbelbeine nur beim

Menschen nach unten zunehmen, weil sie, je tiefer sie stehen, desto mehr zu tragen haben, was beim vierbeinigen Gange nicht der Fall wäre! Wie weise versagte nicht der Schöpfer dem Menschen an den Halswirbeln die in einander greifenden Fortsätze, die andre Thiere haben, damit durch diese herrliche Einrichtung die nöthige Sicherheit mit hinreichender Bewegung verbunden wäre! Spricht nicht das Schlüsselbein, die flachere Brust, die Lage des Herzens, besonders aber auch der Mangel des Muskels, durch den die vierfüßigen Thiere ihren Augapfel in die Höhe ziehen, deutlich genug für die Bestimmung des Menschen zum aufrechten Gange?

Doch man ging noch weiter, um den vierbeinigen Gang als den natürlichsten und besten zu empfehlen! Man schob die Schuld des häufigen Wahnsinnes unter den Menschen auf den aufrechten Gang: als wenn Hunde und Wölfe nicht noch weit öfter wüthend werden. Man nahm an, das Anlehnen des Menschen im Stehen, seine Bewegung der Hände im Gehen u. d. verrathe, daß ihm diese Stellung unnatürlich und unbequem sey; als wenn hier Bequemlichkeit alles entschiede und nicht auch beim Stehen auf vier Beinen Ermüdung folgte. Man versicherte, die Abweichung unsers Baues vom Körperbaue der vierfüßigen Thiere sey nicht das Werk der Natur, sondern nur eine Folge, oder wenn man will, eine Verbildung durch den aufrechten Gang: als wenn nicht auch an neugebornen Kindern, bei denen der Gang noch keinen Einfluß haben konnte, eben der Gliederbau entdeckt würde, den man an Erwachsnen wahrnimmt; oder als ob gewisse, organische Abweichungen, die sich zuweilen allerdings in Familien vererben, sich nun auch der ganzen Menschheit mittheilen müßten. Ja, um den Menschen ganz zum Thiere zu machen, so entwarf man ein wahrhaft gräßliches Gemälde von der ächt thierischen Gestalt, die er dann haben würde, wenn er, seiner Natur getreu, wie man annahm, auf vier Füßen einherginge. Dann würde, sagte man, der Kopf sich mehr an die Halswirbel, wie bei den Thieren, hinaufziehen; länger würde

dann der Hals, platter die Nase, abstehender und größer das Ohr, weiter der Mund werden; Haare würden das Gesicht und eine Mähne den Nacken decken; die jetzt in den Schultern freier spielenden Arme würden zu unbeweglichen Säulen werden; alles würde dann sich anders formen, und selbst der Rückgrath würde sich krümmen und in einen Schwanz ausgehen, wozu schon die Anlage vorhanden sey. Wer erkennt noch in diesem Bilde, das die Sucht, neu und paradox zu seyn, entwarf, den Menschen?

Doch, wäre auch in unserm Körper noch weit mehr Anlage zum vierfüßigen Gange, als sich wirklich nicht findet, widerspräche nicht, wie wir sahen, sein Bau demselben offenbar, so müßten wir schon darum das aufrecht Stehen und Gehen jedem andern weit vorziehen, weil wir dadurch den freien Gebrauch der Arme und Hände erhalten, die uns einen so großen körperlichen Vorzug vor allen Thieren geben und uns charakteristisch von ihnen unterscheiden. Welch ein herrliches Werkzeug ist nicht die Hand des Menschen, das einzige Werkzeug, durch das wir uns von den Formen der Dinge Begriffe machen können? Und dieß geschieht nicht etwa durch die vielen Nerven, die sich in ihr vereinigen, sondern durch die vielen beweglichen, biegsamen, zugleich wirksamen und unserm Willen unterworfenen Theile, aus denen sie zusammengesetzt ist. Diese schmiegen sich um alles, bequemen sich nach jeder Fläche, und bieten fremden Körpern eine beträchtliche Oberfläche dar, durch deren gegenseitige Berührung richtige Begriffe von den Formen entstehen. Zwar erkennt auch das Auge Umrisse und Formen, besonders wenn ihm das Gefühl schon vorgearbeitet hat, aber es betrügt sich weit öfter als die Hand, und wenn der Pinsel eines geschickten Frescomalers jenes ungewiß läßt, ob die Rahme eines Plafonds bloß gemalt oder Bildhauerarbeit sey; so wird die Hand, sobald sie anfühlen darf, das Räthsel plötzlich lösen. Mit Recht nennt sie Galen das Werkzeug aller Werkzeuge. Bewunderten wir in unsern Betrachtungen über das Thierreich den Rüssel des Elephanten, den Stachel der Biene und den Bau des

Bibers; leistet unsre Hand nicht unendlich mehr, und sind in ihr allein nicht alle jene trefflichen Werkzeuge, welche diese und andre Thiere zu ihrem Schutze, ihrer Nahrung, ihrer Erhaltung, empfangen haben, vereiniget? Ahmt sie nicht alles nach, ersetzt sie nicht alle Waffen, die andre Geschöpfe besitzen, und verfertiget noch bessere? Von dem Knoten, den die fleißige Strickerin schlingt, bis zu den Avtomaten, die Vaucanson und Drotz erdachten, und mit kunstreicher Hand vollendeten; von dem ersten Schattenrisse des Geliebten, den die Erfinderin der Zeichnungskunst mit einer Kohle an die Wand zeichnete, bis zu den unsterblichen Kunstwerken, die Phidias Meisel, und Raphaels Pinsel und Morghens Grabstichel zu Stande brachten: von dem ersten Grabscheit, das der Mensch im Naturstande verfertigte, bis zu Herschels Teleskop und dem segelfertigen Kriegsschiffe, welche zahllose Abstufungen in den Werken der Menschenhand! Sie würden unvollendet geblieben seyn, wenn von jeher Moscatis Rath befolgt, und Arm und Hand als Fuß gebraucht worden wären. Dann müßte die Hand ihre Gelenkigkeit verlieren. Eine dicke, hornartige Haut überzöge die innere Handfläche; verloren wäre das feine Gefühl und die steifstehenden Finger wären dann kaum im Stande, die Erde zu bauen, geschweige dann feine Arbeit zu verrichten.

Zu den körperlichen Vorzügen des Menschen möchten wir ferner den Mangel einer natürlichen Bedeckung rechnen. Ihm versagte sein Schöpfer die schützende Decke, die so viele andre Thiere in ihren Haaren, ihrer Wolle, ihren Federn, ihren Schuppen besitzen. Aber er sollte in sich selbst Hülfsmittel finden, diesem Mangel abzuhelfen und das, was Entbehrung und Hülflosigkeit zu seyn scheint, sollte ein Grundstein seiner ausgezeichneten Größe werden. Wie sehr gewinnt aber nicht durch diesen Mangel an Bedeckung die Gesichtsbildung des Menschen, wie sehr unterscheidet er sich nicht durch sie von den Thieren, wir mögen auf Ebenmaaß, oder auf Ausdruck sehen. Zwar ist auch an vielen Thieren ein edles Verhältniß nicht zu verkennen, und Niemand wird einem vollkommenen Pferde

den Namen eines schönen Thieres absprechen. Aber wer wird nicht gestehen müßen, daß in der menschlichen Gestalt der reizende Umriß, die freie gewölbte Stirn, die zweckmäßige Stellung der Nase, deren Oeffnungen nicht so, wie bei den Thieren, ins Auge fallen, die Wangen mit ihrer sanften Farbenmischung, der geschloßne Mund, dessen Zahnreihen schöne Lippen bedecken, und ein sanfteres, menschlicheres Ansehen geben, als wenn die Zähne drohend und gefräßig hervorblickten; wer muß nicht gestehen, daß dieß alles Vorzüge der menschlichen Gesichtsbildung vor jeder thierischen seyen? Und wie voll Ausdruck ist sie nicht? Nur die heftigsten Begierden drücken sich in den Gesichtszügen der Thiere aus. Bei dem Menschen spricht sein Angesicht das, was er fühlt. In ihm malt sich die Freude wie der Kummer, die Zärtlichkeit wie der Haß, die Hoffnung wie die Furcht, und die tausendfältige Beweglichkeit seiner Muskeln und der unerklärliche Wechsel seiner Blicke verräth oft seine geheimsten Empfindungen und wird der Dolmetscher seiner Seele.

Indem wir aber hier den Menschen mit dem Thiere vergleichen, und ihm schon in Absicht seiner äußerlichen Gestalt unendlichen Vorzüge vor demselben einräumen, erscheint uns aus Borneo ein Affe, der den Rang des Menschen über ihn, wenn auch gleich nicht geradezu bestreitet, doch ziemlich dreist sich an seine Seite stellt, und wie schon sein Name Waldmensch zeigt, auf eine nahe Verwandtschaft Anspruch macht. Rousseau und Monboddo nahmen seine Ansprüche, die sich auf schwache Aehnlichkeiten gründen, in Schutz, indem sie den Menschen für weiter nichts, als für einen kultivirten Orangutang erklärten. Wahr ist's, Aehnlichkeiten finden im Aeußerlichen, wie im Innerlichen, zwischen ihm und den Menschen allerdings statt; aber noch größere und mehrere zwischen ihm und den Thieren, denen er also, sobald bloß von mehr oder weniger Aehnlichkeit die Rede ist, auch mit größerm Rechte angehören muß. Noch hat man keinen Orangutang höher als 4 Fuß 5 Zoll gefunden, obgleich einige sie 5—6 Fuß hoch gesehen haben wollen. Seine

T. III.

Nase ragt nicht stark hervor, sondern ist länglich platt mit hinaufgeschlitzten Naselöchern. Seine Gesichtslinie, seine hervorgerückten Kiefer, und der zurückgeschobne Oberkopf verräth seine Bestimmung zum Gange auf Vieren, obgleich er oft, aber immer mühsam und unbehülflich, aufrecht geht. Nahe beisammen stehen seine Augen, groß und ohne äußerlich sichtbare rothe Lippen ist sein Maul, abgerundet sind seine Ohren. Pechschwarz ist die Farbe seiner fast überall behaarten Oberhaut, selbst an den Fußsohlen und den innern Flächen der Hände, die doch auch bei den Negern weiß sind. Ein gekrümmter Rücken, ein dicker und hervorragender Unterleib, gebogne zum aufrechten Gange ungeschickte Kniee, Halswirbelbeine mit spitzigen gerade ausgehenden Dornfortsätzen, die das Hinterbeugen des Kopfs unmöglich machen, breite Hervorragungen an den Sitzbeinen, eine völlig anders gebaute Handwurzel, so wie endlich der merkwürdige Mangel eines Nagels auf dem großen Fußzehen, und die sehr abweichenden Eingeweide des Unterleibes unterscheiden, nebst noch manchem Andern, den Orangutang deutlich genug vom Menschen. Vergleichen wir den Schädel dieses berühmten Affen (Tab. III. 3) mit dem Menschenschädel (4), so bemerken wir, den Abstand der Größe ungerechnet, eine weit stärkere Hervorragung des Untertheils, eine flache Scheitel und Stirn mit einem merklichen Wulst über den Augen, einen kürzern niedergedrückten Nasenknochen, einen großen, dicken, schweren Unterkiefer und natürliche Zahnlücken zwischen den Vorder- und Seitenzähnen. Auch in andern Theilen des Knochenbaues dieses Affen, so wie in seinen Muskeln und Bändern, hat der Scharfblick und die Beharrlichkeit der Zergliederer beträchtliche Abweichungen entdeckt. Ueber das sind seine Hände sehr schwielig, sein rundes Ohr hat kein Läppchen, und er hat weit weniger Gehirn, als der Mensch. Rechnen wir nun zu den anatomischen Verschiedenheiten, die zwischen beiden statt finden, noch seine Unvernunft und gänzlichen Mangel an Fähigkeit zur Kultur, so wird der Abstand immer größer. Auch ergibt sich aus Campers trefflichen Untersuchungen und der Vergleichung

der Sprachorgane des Menschen mit den Stimmorganen des Orangutangs eine gänzliche Unfähigkeit des Letztern zur Sprache. Hiezu kommt endlich noch der äußerst eingeschränkte Aufenthalt dieses Geschöpfs und sein frühes Reifwerden, was ein ziemlich kurzes Lebensziel vermuthen läßt. Welche mannigfaltigen Beweise des großen Abstandes des Menschen vom menschenähnlichsten Affen! Bleibt man übrigens dem System einer Stufenleiter aller natürlichen Dinge getreu, so wird freilich das Affengeschlecht, mit seinem Orangutang an der Spitze, den großen Raum zwischen dem Menschen und den vierfüßigen Thieren einnehmen müßen. Immer mag man sagen, er sey gleichsam ein grober Entwurf vom Menschen; durch ihn mache die Natur den Uebergang von der thierischen Bildung zur menschlichen, vom heraussstehenden Rüssel zum plattern Angesicht, von den steifen Tatzen zu biegsamern Händen, von der bedeckten zur nackten Haut, vom vierbeinigen zum aufrechten Gange; immer mag man das annehmen, nur hüte man sich, den Menschen zum Affen herabzuwürdigen, oder diesen zu ihm zu erheben; ein ohnmächtiger Versuch, den die neuen großen Vorzüge des Menschen, auf die wir jetzt kommen, und in denen durchaus keine Vergleichung mit den Thieren statt findet, völlig fruchtlos machen müßen.

Betrachten wir die Stärke und Dauerhaftigkeit des menschlichen Naturells, das ihn fähig macht, die ganze Welt zu bewohnen, sich überall anzusiedeln, sich an alles zu gewöhnen und alles zu überwinden, so muß dieser ihm entschieden zu Theil gewordne Vorzug vor dem Thierreiche jedem einleuchten, besonders wenn man seinen kunstreichen, zusammengesetzten Bau dabei in Anschlag bringt. Zwar gewisse Arten von Angriffen auf seinen Bau, gewisse Anstrengungen und Entbehrungen vermag der Mensch weniger auszuhalten, als manches Thier; aber kein Geschöpf befindet sich unter den entgegengesetztesten Zuständen so wohl, kein Geschöpf kann überhaupt in so höchst verschiednen Lagen ausdauern, als der Mensch, wenn er will und muß. Wer kennt nicht

den Einfluß, den Hitze und Kälte auf den Körper haben! Wen lehrte nicht schon die Erfahrung, daß die letztere die Gefäße zusammenzieht, den Puls träger macht, die Ausdünstung fast ganz verhindert, indeß die Hitze die Gefäße ausdehnt, den Umlauf des Geblüts beschleuniget, und die sonst unmerkliche Ausdünstung in einen strömenden Schweiß verwandelt? Wer sollte nun nicht vermuthen, ein besonders hoher Grad der Einen oder der Andern müße für die feine menschliche Organisation die furchtbarsten Folgen haben? Und doch erträgt ein und derselbe Mensch einen unglaublich hohen Grad von beiden, kann sich sogar dabei wohlbefinden, wenn gleich zuweilen auch Unbequemlichkeiten, ja selbst der Tod darauf folgen kann. So erträgt der Grönländer eine erstaunliche Kälte nicht nur vollkommen, setzt sich ihr in einer ziemlich leichten Kleidung aus, und bleibt in seiner Hütte völlig nackt bis auf die Beinkleider; sondern er dünstet dabei so stark aus, daß er dadurch dem neben ihm sitzenden Europäer ziemlich einheizt. Freilich macht ihn sein fleischiger, fetter, blutreicher Leib vorzüglich geschickt, Kälte zu ertragen; aber daß auch andere Nationen, die die Natur nicht darauf vorbereitet, nicht erst stufenweise durch gelindere Grade hindurch zu einem so hohen geführt hat, eine solche Kälte ausdauern können; daß überhaupt der Körper des Menschen, zu dessen Erhaltung ein rastloser Umlauf der flüssigen Theile erfordert wird, einen Kältegrad aushält, der fast in allen Reichen der Natur die auffallendsten, zum Theil zerstörendsten Wirkungen hervorbringt; einen Kältegrad, der alles Flüssige, und selbst das Quecksilber, in eine feste Masse verwandelt, der die Birke und Aesche gar nicht, und die Tanne und den Lerchenbaum nur als niedrige Zwergbäume in dem selten ganz aufthauenden Boden fortkommen läßt; der fast alle Thiere verscheucht, indem nur das Rennthier, der weiße Bär und der weiße Fuchs ihn auszuhalten vermag, kurz, einen Kältegrad, in dem beinahe alles, was Leben hat, theils zu Grunde geht, theils zur armseligen Kleinheit zusammenschrumpft: daß, sagen wir, der Mensch ihn aus-

dauern kann, ohne, bei gehöriger Vorsicht, merklich in seinem Lebensgenusse gestört zu werden, das zeigt doch wohl von der Vortrefflichkeit und Dauerhaftigkeit seines Naturells in Absicht auf Kälte. Irrig aber wäre es, sie ganz allein dem Wärmegrade unsers Blutes zuzuschreiben. Fielen ja Vögel, bei denen dieser um mehr als zehn Grade stärker als bei uns ist, todt aus der Luft herab. Es muß also die ganze höchst dankwürdige Einrichtung unsers Körpers diese große, für das Menschengeschlecht und die Bevölkerung der Erde so wichtige Folge haben. Daß hie und da Einer ein Glied erfriert, ja wohl ein Opfer der strengen Kälte wird, kann nichts dagegen beweisen. Denn wäre nur sonst sein Körper ganz gesund, seine Bewegung lebhaft genug gewesen, so würde er, wie tausend Andere, diesen traurigen Folgen der Kälte entgangen seyn.

Nicht weniger, ja vielleicht noch mehr Bewunderung verdient die Vortrefflichkeit und Dauerhaftigkeit des menschlichen Naturells, wenn wir den Grad der Hitze, den es auszuhalten vermag, überlegen. Mögen immer berühmte Aerzte es für unmöglich gehalten haben, in einem größern Wärmegrade, als der des Blutes ist, auszuhalten; mögen sie eine Hitze von 96—100 Grad Fahrenheit für durchaus tödtlich erklärt haben, die Erfahrung widerspricht ihnen. Denn, so wie der Mensch eine Kälte ausdauert, in der alles Flüssige zu Eis wird, so kann er auch eine Hitze ertragen, in der man ihn verloren geben sollte. Uebersteigt ja am Senegal und unter der Linie die Wärme jenen schon angeführten Grad um acht bis zehn; halten die Sicilianer, wenn der brennende Sirocco weht, und der Neger nicht eine noch stärkere Hitze aus? Und welche Glut herrscht nicht erst im Innern von Guinea, wo kein Westwind, wie an der Küste von Senegal, die brennenden Winde, die über Afrika kommen, abkühlt? Banks und andere Engländer ließen ein Zimmer bis fast auf den Grad des kochenden Wassers heizen; alle Thermometer zersprangen, bis auf ein einziges, und in diesem fiel das Quecksilber, sobald man es anhauchte, zum Beweis, daß der Athem weit kälter, als die glühende Atmosphäre war.

Und doch dauerten sie diese Hitze, so sehr ihre unbedeckten Theile dabei litten, zehn Minuten aus. Noch stärkere Versuche wagte Blagden, ein Mitglied dieser Gesellschaft. Erst ließ er sein Zimmer auf 224 Grade heizen. In zehn Minuten stieg sein Puls von 80 bis auf 145 Schläge für jede Minute. Eyerweiß gerann; Wachs zerfloß wie Wasser. Er verstärkte nun seine künstliche Hölle bis auf 260 Grade, und also 48 mehr, als die Hitze des kochenden Wassers beträgt, und hielt nun 8 Minuten diesen entsetzlichen Qualm aus, bis er eine Unbequemlichkeit im Athemholen verspürte.

Jene zwei französischen Gelehrten, die auf Befehl der Regierung eine Krankheit des Getreides, in der ehemaligen Landschaft Angoumois, untersuchen mußten, sahen einen noch erstaunlichern Beweis, welche Hitze der Mensch, seinem Leben unbeschadet, zu ertragen vermöge. In einem Backofen, dessen Hitze 275 Grade war, fanden sie Mädchen beschäftiget. Zehn Minuten hielten sie eine solche glühende Wärme aus, der sie ihre Pflicht zum öftern und ohne merkbare üble Folgen aussetzte. Aber freilich ist große Hitze nicht immer für den Körper unschädlich, und gewiß ist die künstliche noch weit nachtheiliger, als die natürliche. Denn da bei jener die Luft eingeschlossen bleiben muß und sich nicht erneuert; da überdieß die künstlichen Heizungsmittel bald mehr, bald weniger schädliche Dünste verbreiten, und die von so großer Wärme erhitzten Körper stark ausdünsten, und die Luft verderben, so muß die durch Kunst hervorgebrachte Hitze weit nachtheiliger auf den Körper wirken, als Sonnenwärme in freier Luft, die immer in Bewegung ist, schädliche Ausdünstungen hinwegführt und immer ihre Federkraft behält. Was hiebei die größte Bewunderung verdient, ist die Bemerkung, daß alle die Thiere, mit denen man in diesen Wärmegraden Versuche anstellte, die Einen langsamer, die Andern schleuniger ein Opfer des Todes wurden, und daß also daraus die vorzügliche Stärke des menschlichen Naturells erhellet.

Diese muß uns noch einleuchtender werden, wenn

wir nicht vergessen, daß ein und derselbe Mensch die äußersten Grade starrender Kälte und brennender Hitze ertragen könne, ohne daß die Uebergänge aus einem Extrem in das andere ihm nothwendig verderblich würden. Er allein, unter allen Bewohnern der Erde, ist fähig, sich den beiden Gränzen der Hitze und der Kälte mit großer Leichtigkeit zu nähern. Aus seinem Schwitz- und Dampfbade stürzt sich der Russe in den eiskalten Bach, oder wälzt sich im Schnee, und läßt sich, wenn er unpaß ist, mit fünf bis sechs andern, die eben diese Kur nöthig haben, weil ihnen kein Bad heiß genug gemacht werden kann, in einen Backofen schieben, und alle Oeffnungen zumachen. Sobald sie halb gebraten hervorkommen, ist ihr Erstes, sich im Schnee zu wälzen, oder in einem Flusse unterzutauchen. Nach einem Winter, in dem fast alles erstarrt, erträgt der Grönländer, ohne Lebensgefahr, die in seinen Thälern concentrirte Sonnenhitze, und wenn sie den Tag über wie Glut vom Himmel fiel, so daß sie das Seewasser zu Salz verdickt und das Pech an den Schiffen schmilzt, so muß er am Abende wieder nach seinem Winterpelze greifen. Wie oft und wie schnell verändert nicht der Seefahrer das Klima, und eilt aus der brennenden Zone, oder dem milden Himmel der Südseeinseln, unter die drohenden Eismassen der Polargegenden! Welche herrliche Einrichtung unsers Körperbaues, welche Dauerhaftigkeit unsers Naturells setzt das nicht voraus! Wie weit übertrifft hierin der Mensch das Thier! Wie kommt ihm bloß sein treues Hausthier, der Hund, nahe! Aber auch bloß nahe. Denn einen solchen Wärmegrad, wie der Mensch, hält er nicht aus, und die Verschiedenheit der Temperatur seines Aufenthalts wirkt weit stärker und nachtheiliger auf ihn, als auf seinen Herrn.

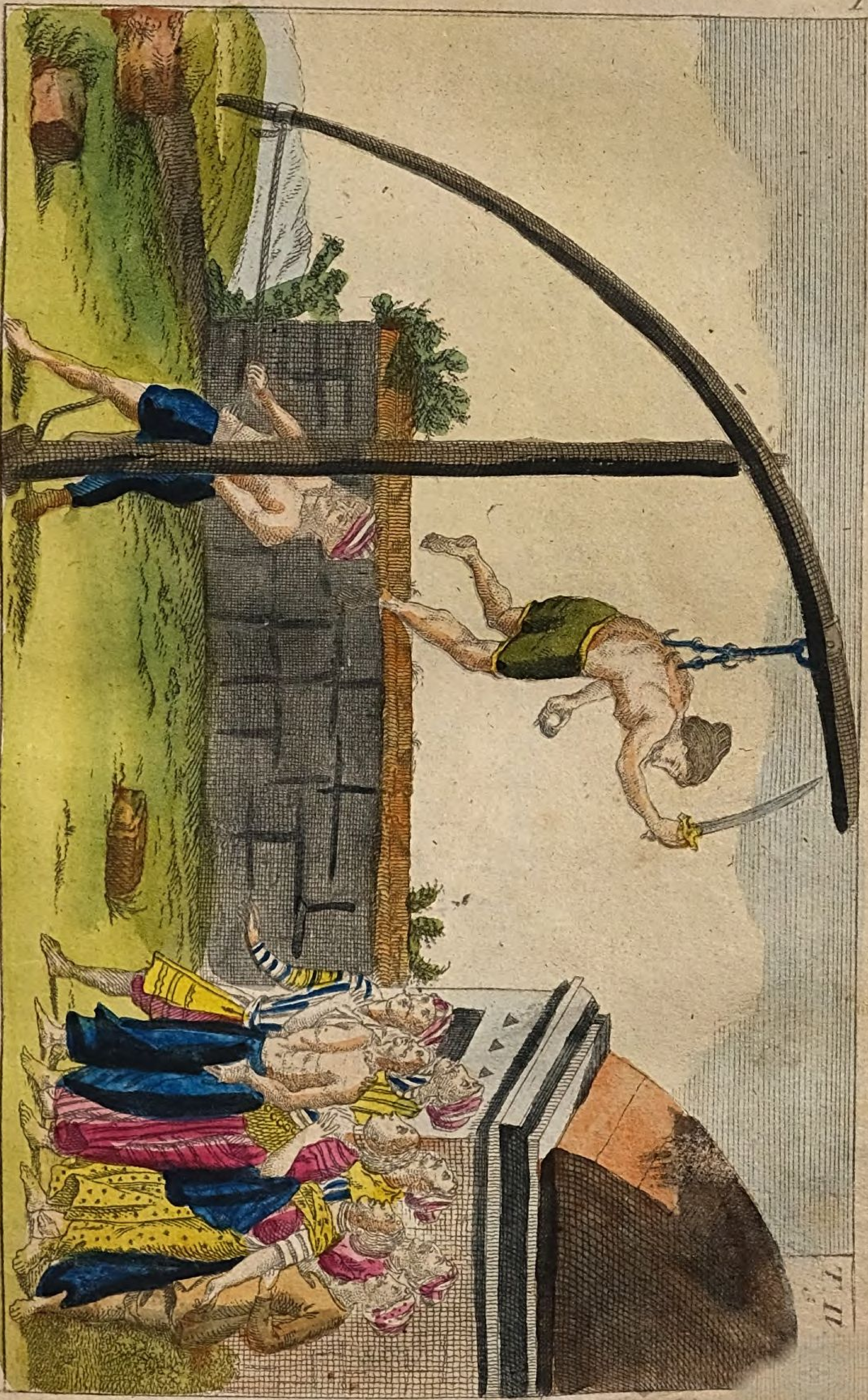
Doch es gibt noch andre Beweise, von welcher Dauerhaftigkeit der Körper des Menschen sey, was er aushalten könne. Erträgt er nicht, ohne Unbequemlichkeit, ja ohne es zu fühlen, auf flachem Lande den Druck von mehr als 300 Centnern Luft, die ihn nicht zermalmen können, weil der Gegendruck der Luft in seinem Innern

den gehörigen Widerstand leistet? Hielten nicht Condamine und seine Begleiter einen Aufenthalt von drei Wochen auf den Cordilleren aus, obgleich da ein volles Drittel, und also hundert Centner Luft weniger als sonst, auf ihnen ruhte? Und trägt nicht der Taucher, der 400 Fuß tief in's Meer gelassen wird, eine Last von mehr als 300 Centnern? Welch ein Abstand ist nicht zwischen der reinen Luft auf Gebirgen, und der mit giftigen Theilen erfüllten in den Minen von Potosi! Welch eine ganz andre Luft weht nicht in dem feuchten Loche, in dem manche arme Familie ihre Tage verseufzt, als in dem luftigen Sommerpallast auf einer reizenden Anhöhe! Welch eine andre Luft in dem heitern, freiliegenden Städtchen, als in so vielen engen Gassen Londons, wo Steinkohlendampf und Ausdünstungen aller Art sie verpesten! Wie vergiftet nicht manches Gewerbe die Luft! Wie bringt nicht mancher fast sein ganzes Leben in Kellern oder in tiefen Schachten zu! Wie ist nicht der Eine in ein Land verbannt, in dem Regen eine eben so große Seltenheit ist, als der Sonnenschein in einem andern Lande, das dem Andern zum Aufenthalte angewiesen war! Und doch trägt der Mensch das alles, fügt sich in alles, sein Naturell bequemt sich nach allem, und zeigt dadurch seine hohe Vortrefflichkeit und seinen Vorzug vor dem Naturell anderer Geschöpfe. Und wie manches könnten wir hier noch zum Beweise desselben anführen. Z. B. Wie höchst verschiedne Nahrungsmittel der Mensch zu ertragen und in seinem Innern zu verarbeiten vermöge; wie, anstatt daß sonst die trefflichsten Maschinen sich durch den beständigen Gebrauch abnützen, bei dem Menschen gewisser Maßen das Gegentheil statt finde, indem der mit grober Handarbeit Beschäftigte dadurch die Kraft seiner Arme vermehrt, und statt die feine Haut seiner Hände abzureiben, dieser vielmehr eine hornartige Festigkeit gibt; wie der Laufer und der Tänzer, und der englische Boxer, anstatt die Kraft ihrer Füße und Arme zu schwächen, weit stärkere Muskeln durch die beständige Uebung erlangen; und bis zu welchem Grade der Mensch Hunger, Durst, Ver-

stümmlung und Entbehrung aller Art zu ertragen fähig sey. Alles dient zur Bestätigung, daß der Schöpfer den Menschen zum Bewohner der ganzen Erde bestimmt habe, und daß es Plan des Allgütigen gewesen sey: der Mensch sollte überall ausdauern können. Dazu mußte er den Frost der kalten, und die Hitze der warmen, die reine Luft der Gebirge, und die dickere Atmosphäre der Thäler, die Feuchtigkeit der Küsten, wie die Trockenheit wasserarmer Länder, mußte Mangel und Ueberfluß, wie Lasten und Entbehrung aller Art zu ertragen im Stande seyn.

Aber die Menschen begnügten sich nicht mit diesen Erfahrungen, die ihnen der ruhige Gang der Natur und ihre Beobachtung von der Stärke und Dauerhaftigkeit ihres Naturells lieferte. Grausamkeit, Aberglaube, Bigotterie, Despotismus, zuweilen auch Schicksal und Unglück, vermehrten die Zahl der Erfahrungen, was der Mensch aushalten könne.

Wer sollte nicht, wenn er in unsrer Abbildung (Tab. IV, 5) eine sonderbare ostindische Scene sieht, hier eine Lebensstrafe vermuthen? Wer nicht glauben, die schrecklichen Wunden, die die eisernen Hacken am Rücken verursachen, das Hängen und Verziehen des Körpers müßen tödtliche Folgen haben? Nichts weniger als dieß. Ein Einwohner von Kolemur, vier Meilen von Pondichery, erfüllt hier bloß ein Gelübde, das er der Göttin Mariatale an ihrem jährlichen Feste gethan hat. Starke, eiserne Hacken gehen durch die Rückenhaut. Sie sind durch Seile an einem Hebebaum befestiget, der auf einem andern senkrecht stehenden, zwanzig Fuß hohen Baume um eine Spindel lauft. Jetzt läßt sich der unglückliche Schwärmer in die Höhe ziehen, und im Kreise herum drehen. Dabei haut er mit seinem Schwerte in die Luft, und bezeigt sich, so furchtbar seine Schmerzen seyn mögen, höchst munter und vergnügt. Denn Ein wehmüthiger Blick, eine einzige Thräne würde ihn auf immer aus seinem Stamme verbannen, und welchen Qualen unterwerfen sich nicht die Braminen und Fakirs, ostindische Geistliche, die ihre höchste Würde und den Gott ange-


T. II

T. V.

9.

10.

nehmsten Dienst in die standhafte Erduldung namenloser Martern setzen? Der Eine läßt sich den Kopf in ein 24 Pfund schweres Halsband schmieden (Tab. V. 6), das ihm jede Bewegung zur Last, jede Ruhe und Erholung unmöglich macht; ein andrer schwarzer Schwärmer (7) hat sich die Backen und die Zunge mit einem Eisen durchbohren lassen, das ein andres unter dem Kinne weggehendes Eisen unablöslich fest hält. Hier (8) bratet sich ein an den Füßen aufgehängter Bramine am Feuer, und legt, sich selbst von einer Seite zur andern schleudernd, das Holz zu; und dort (Tab. VI. 9) schleppen andere ungeheuer schwere Ketten Zeitlebens; indeß wieder ein Anderer (10) auf immer die Stellung, in der wir ihn erblicken, angelobt hat, und endlich ganz steif und zu jeder Bewegung unfähig wird, so daß ihm seine Schüler jeden Bissen in den Mund stecken müßen. Und wie manche andre dieser Schwärmer ließen sich lebendig begraben, athmeten durch ein dünnes aus der Erde gehendes Röhrchen, und lebten zum Erstaunen lange, oder ließen sich für ihre ganze noch übrige Lebenszeit an einen Baum schmieden, zerfleischten ihren Leib mit unaufhörlichen Ruthenstreichen, stellten sich auf Einem Fuße zwischen vier Feuer, und sahen unaufhörlich die Sonne an!

Wer kann ferner, wenn er die Qualen armer Neger, die Peitschenhiebe, die sie erdulden, die ärmliche Nahrung, die man ihnen reicht, ihr Zusammensperren und so manches andre, wovon wir, wenn wir auf diese unglückliche Menschenrace selbst kommen, noch mehr hören werden, überdenkt, wer kann sich des Erstaunens über die Dauerhaftigkeit der Menschennatur enthalten? Wer wundert sich nicht, wenn er die arme Negerin (Tab. VII. 11) an ein mehr als hundert Pfund schweres Gewicht gefesselt sieht? So straft sie die sinnreiche Grausamkeit ihres Herrn. Monate lang ist sie bei ihren Arbeiten an das Gewicht, das eine schwere Kette über dem Knöchel befestiget, angeschlossen. Will sie einen Schritt gehen, so muß sie die Last auf den Kopf nehmen. Und wer kann die Scene (Tab. VII. 12) sehen, ohne über das, was der Mensch aushält,

zu erstaunen? Welchen Gefahren müßen sich nicht diese armen Neger aussetzen, welchen Kraftaufwand machen, um, nach dem Befehle ihres Peinigers, die Riesenschlange abzustreifen und auszuweiden. Ihr, die einen Ochsen so umklammert, daß sie ihm alle Knochen im Leibe zerbricht, eine Schleife um den Hals zu werfen, dann das Seil mit dem Ungeheuer über den Ast eines hohen Baumes, mit der größten Anstrengung, zu ziehen, jetzt an dem glatten Felle, ein Messer im Mund haltend, unter den furchtbarsten Krümmungen der Schlange, hinaufzuklettern, und dann den Leib aufzuschneiden, und im Herabfahren die Haut abzuziehen — das zeigt doch wohl, wie der Mensch auf sein Leben und seine Dauer mehr wagen könne, als irgend ein Geschöpf.

Wie sauer muß sich's nicht mancher Mensch werden lassen, welchen Gefahren sich Preis geben, wie bald in eine schwindelnde Höhe hinauf, bald in eine furchtbare Tiefe hinabsteigen, bloß um sein Stückchen Brod zu gewinnen? Vielleicht ist keine entsetzlichere, anstrengendere und lebensgefährlichere Berufsart, als die, wovon wir (Tab. VIII. 13) eine Probe vor uns sehen. Schaudernd hoch und steil ist der Felsen, den wir da erblicken. Ihn mag eine schreckliche Revolution in der Natur von dem gegenüber stehenden Felsen Jäher, der orcadischen Insel Noß, losgerissen haben, so daß er abgesondert, wie eine Säule emporragt. An ihm bricht sich das Meer schäumend in donnernden Brandungen. Aber was achtet das der Mensch? In einem zerbrechlichen Boote wagt er sich an den Fuß des steilen Felsens, erklettert ihn muthig, und schlägt Pflöcke in den Boden. Dann spannt er Seile von einem Felsen zum andern aus. Sie müßen ihm als eine Luftbrücke dienen, auf der der kühne Vogelsteller über den furchtbaren Abgrund weggleitet. Ein Andrer läßt sich an einem Seile in die Tiefe hinab. Er hält einen Stab in die Quere, um von den hervorragenden, scharfen Felsenecken entfernt zu bleiben, die ihn verletzen würden. Mancher braucht gar keinen Gehülfen. Er befestiget oben ein Seil an einem

T.VIII.

13

1 Die Eisengruben von Dannemora.

Pflock, und nun klettert er von Absatz zu Absatz. Und wofür das Alles? Um die Eyer der Seemöven aus ihren Nestern zu nehmen, und das kümmerliche Leben damit zu fristen. Folgen wir diesen Menschen mit unsern Blicken in die schwindelnde Höhe, die sie erklimmen, voll Erstaunen über das, was der Mensch im Vertrauen auf seine Dauerhaftigkeit wagen darf, ist uns der Schieferdecker und der Gemsenjäger ein Gegenstand der Verwunderung; so werden es die nicht minder seyn dürfen, die fast ihre ganze Lebenszeit noch tiefer unter, als jene über der Erde zubringen; wir meinen die Arbeiter in Bergwerken. Ist doch das Silberbergwerk bei Sala in Schweden 106 Lachter (706 Fuß), und also noch einmal so tief, als der Münsterthurm in Straßburg hoch ist! Und welch einen großen Anblick gewähren nicht erst die Eisengruben bei Dannemora in Schweden (Tab. IX. 14), in denen täglich 400 Arbeiter beschäftiget sind. Auf dem Rande einer schwankenden Kufe lassen sie sich, ein Tau umklammernd, in die grausenvolle Tiefe zwischen den senkrechten, schwarzgrauen Wänden hinab. Und wenn dann diese genügsamen Arbeiter mit dem Zwölfenschlage der Thurmglocke die Schüsse zum Lossprengen des Gesteins anzünden, zugleich aber eiligst sich in verborgene Winkel zurückziehen, und nun, unter den furchtbarsten Schlägen, die, wie der stärkste Donner, in den Felsenklüften lange nachrollen, große Felsenstücke sich losreißen, und bald an den Rand der Gruben geschleudert werden, bald an den steilen Felsenwänden pfeilschnell in die Tiefe hinabstürzen; wenn ringsum die Erde bebt und Schlag auf Schlag eine heiße Schlacht in der Nähe vermuthen läßt: kann man sich in den furchtbar bewegten Abgründen einen Menschen denken, ohne zu bewundern, was er auf seine Kraft und sein Naturell wagen könne?

Ja wer sollte nicht endlich, wenn er am Schlusse dieser Darstellung der Vortrefflichkeit des menschlichen Naturells steht, mit Dank und Rührung zu Dem aufblicken, der den feinsten, kunstreichsten Bau mit der größten Dauerhaftigkeit so weise verband? Wer nicht die Möglich-

keit und Nothwendigkeit einer gewissen körperlichen Abhärtung erkennen, und die zu ängstliche Sorgfalt für den Körper, die ihn eher schwächt als stärkt, thöricht finden? Und wer nicht in der Veranstaltung, daß bei aller seiner Dauerhaftigkeit und Kraft doch so leicht Zerstörung desselben möglich sey, eine besondere Weisheit der Vorsehung entdecken, damit Muth nie in Tollkühnheit ausarte, und Selbstvertrauen auf das, was der Körper zu tragen vermag, durch Aufmerksamkeit auf sich selbst und Schonung immer in gehörigen Schranken gehalten werde?

Doch wir haben bis jetzt den Menschen und seine großen Vorzüge vor den Thieren bloß von Seiten des Körpers betrachtet. Seine entschiedensten Vorzüge sind uns noch übrig. Jene würden ihm bloß die ausgezeichneteste Stelle im Thierreiche einräumen; diese aber heben ihn weit über dasselbe. Man gebe dem Thiere alle jene schon angeführten Vorzüge, und ganz die Organisation des Menschen; man lasse es aufrecht gehen, Hände besitzen, und von so dauerhaftem Naturell, wie den Menschen, seyn; man erziehe es auf's sorgfältigste, und räume ihm ein hundertjähriges Alter ein; es wird, was es ist, ein Thier bleiben, und nie kann aus la Mettrie's Affen ein Mensch werden. Zwar wird dasselbe, je nachdem es von einer Gattung ist, Beweise von noch vortrefflichern Organen geben, als der Mensch hat. Denn wittert nicht der Geyer aus einer unermeßlichen Entfernung das ihm willkommene Aas, und sieht es von der größten Höhe herab? Findet nicht der treue Hund die Spur seines Herrn unter tausend sich durchkreuzenden Spuren andrer Menschen? Sieht nicht die Eule und die Katze bei Nacht, und leitet nicht die Thiere ihr Instinct in der Wahl ihrer Nahrungsmittel, dem Baue ihrer Höhlen und Nester auf eine untrügliche Art? Verrathen sie nicht zum Theil Einbildungskraft und Gedächtniß? Träumt nicht der im Schlafe bellende Hund sicher von der Jagd oder von einem Unbekannten? Springt er nicht froh und schmeichelnd an seinem Herrn hinauf, sobald dieser Hut und Stock nimmt? Lauft nicht das Pferd schneller, wenn gewisse Gegenstände es an die will-

kommene Nähe der Heimath erinnern, und erscheinen nicht abgerichtete Fische und Hirsche auf den Ton eines Glöckchens zum Füttern? Aber ist das wohl Vernunft zu nennen? Nein, dieser Funke der Gottheit, diese edelste und kostbarste Gabe des Himmels, war nur dem Menschen zu Theil. Sie ward ihm zum herrlichsten Ersatze für die zum Theil schärfern Sinne, die starken Instinkte, die wunderwürdigen Kunsttriebe der Thiere, die ihm ganz mangeln, weil er ihrer nicht bedurfte. In dem, in Absicht auf Größe, Bildung und Feinheit sichtbar von dem Gehirn aller Thiere unterschiednen Gehirn des Menschen scheint der lichte Punkt der Besinnung, das Organ seiner vernünftigen Seele zu seyn, auch ward ihm bei weitem der schönste Schädel zu Theil. In seiner Vernunft liegt die große Fähigkeit einer rastlos fortschreitenden Vervollkommnung, die ihn allein schon von dem immer auf einer Stufe stehenden Thiere unterscheidet. Denn, ist der Bau des Bibers und die Zelle der Biene nur um einen Schritt vorgerückt, seit diese schönen, gesellschaftlichen Thierstaaten zum ersten Male ihre gemeinschaftlichen Arbeiten begannen? Sind sie nicht noch immer dieselben, die sie vor vielen tausend Jahren gewesen sind? Nur der Mensch vervollkommt unaufhörlich. Durch die Vernunft sammelt er Begriffe, und vergleicht sie, sucht ihre Uebereinstimmung und ihre Verschiedenheit auf, nimmt Ursache und Wirkung wahr, und handelt nach Urtheilen, ohne daß ein sinnlicher Eindruck immer dazu nöthig wäre. Wie unendlich verschieden ist nicht das Geschäfte der Vernunft von dem, was bei dem Thiere vernunftähnlich scheint! Wenn dieses nur auf wenige Dinge, die seine Sinne reizen, seine Aufmerksamkeit richtet, so kann der vernünftige Mensch sie nach Willkühr, ohne vorhergehenden Sinnenreiz, auf etwas heften, oder sie demselben entziehen, und das zarte Kind wird eine Uhr, ein Gemälde, einen Schrank, wenn es auch gleich ihren Werth nicht kennt, mit lebhafter Freude betrachten, und forschend betasten wollen; da hingegen auch auf den klügsten Hund höchstens der Geruch des Fleisches, oder die Gegenwart einer Katze einen Eindruck

machen wird. Mag auch der Mensch durch seinen Körper an eine Spanne Zeit und Raum gefesselt seyn; so kann dieß den Schwung seiner Seele nicht hindern: da hingegen das Thier sich nie über diese erheben kann. Denn wenn dieses immer nur dem stärksten, sinnlichen Reize folgen muß, so daß es Vorstellungen nie selbst in sich erweckt, sondern ihr Erwachen leidend von außen erwartet: so beschäftiget sich der Mensch durch seine Vernunft selbstthätig mit dem, womit er sich beschäftigen will, und der stärkste äußere Eindruck, daß größte Geräusch, der furchtbarste Sturm, das Schwanken des Schiffs auf den Wellen, vermag ihn, wenn er will, und Macht über sich hat, nicht abzuhalten, einen Brief zu lesen, ein Kunstwerk zu prüfen. Vermöge seiner Vernunft kann der Mensch Vorstellungen zergliedern, Gegenstände vergleichen, ihre Uebereinkunft oder ihren Abstand bestimmen; ja auch allgemeine Eigenschaften, Schönheit, Größe, Würde u. d. m. von mehrern Dingen abziehen, und sie ohne ein bestimmtes Subject als Gegenstände an und für sich betrachten. Durch diese Fähigkeit, allgemeine Begriffe zu bilden, sieht er sich in Stand gesetzt, alle seine mannigfaltigen Wahrnehmungen unter gewisse Gesichtspuncte zu fassen, sie zu ordnen, im Schatze seiner Erkenntnisse den neuen Zuwachs dahin zu thun, wohin er gehört, und das hervorzurufen, was zu seiner nähern Beleuchtung beytragen kann. Aber eben durch sie wird ihm erst die Gabe der Sprache höchst wichtig; sie ist ein neuer, unendlicher Vorzug vor den Thieren, ein großes, wohlthätiges Geschenk, und steht mit der Vernunftfähigkeit in der engsten Verbindung. Thiere haben eine Stimme, die der Ausdruck ihrer Leidenschaften und Begierden ist. Nur der Mensch hat eine Sprache, die der Ausdruck seiner Vernunft ist. Sie, die Fähigkeit zu reden, nicht die Sprache selbst, ist ein Geschenk des großen Urhebers aller seiner übrigen Kräfte, und seine Verhältnisse, der Drang des Bedürfnisses, der Trieb der Geselligkeit und der Mittheilung riefen ihn zum Gebrauche, zur Ausbildung dieser Fähigkeit. Und wie groß, wie erhaben ist nicht der Mensch durch seine Sprache!

Vermittelst einer künstlichen Reihe von Tönen, durch wenige Schriftzeichen, die er aufs mannigfaltigste versetzt, malt er die Auftritte, die tausend Jahre vor, und tausend Meilen von ihm sich ereignet haben, getreulich ab, erfährt, was in der Seele des Andern vorgeht, und wirkt auf mehrere hundert Meilen weit, als wäre er gegenwärtig. Seine Vernunft lehrte ihn, seine Begriffe in willkürliche Zeichen und Wörter zu kleiden; durch dieses Hülfsmittel übergibt er seinem Verstande und seiner Einbildungskraft die größten Schätze, theilt Andern seine Gedanken mit und tauscht ihre Wahrnehmungen gegen die Seinigen ein. Durch seine Sprache nur vermag er eine Folgenreihe von Vorstellungen in wenigen Augenblicken zu erregen, wozu, wenn er nicht allgemeine Begriffe abzuziehen im Stande wäre, die ermüdendsten Umschreibungen gehörten. Wie wichtig ist nicht ferner der Vorzug der menschlichen Vernunft vor allem, was bey Thieren ihr ähnlich ist, dadurch, daß sie immer Ursachen und Wirkungen wahrnimmt, und ihre Verbindung erkennt! Mit einiger Aufmerksamkeit wird zwar der Hirsch sein Bild im Bache und der Hund das Seinige im Spiegel erblicken und stutzen; aber nichts wird auch nur eine Spur eines Verlangens verrathen, den Grund davon zu erfahren, indeß das zarte Kind, so unentwickelt auch seine Verstandeskräfte seyn mögen, neugierig hinter den Spiegel zu sehen verlangt. Liegt aber nicht eben darin die große Anlage der menschlichen Vernunft, aus dem Bekannten aufs Unbekannte zu schließen, eine Anlage, der die größten Entdeckungen ihr Daseyn verdanken? Die Gestalt der Erde, die Größe der Sonne, die Laufbahnen der himmlischen Körper zu messen, würde bey ihrer Größe und ihrem Abstande unmöglich gewesen seyn, aber durch Schlüsse brachte man sie zur höchsten Wahrscheinlichkeit. Und diese Vernunft ist es, die dem Menschen die erste Stelle in der sichtbaren Welt einräumt, die ihn zum Beherrscher und Nutznießer alles dessen, was vorhanden ist, die ihm alles zinsbar macht. Durch sie schuf und benützte er alles, was bald seine Bedürfnisse befriediget, bald seine Bequemlichkeiten vermehrt, bald zu einem feinern und geistigern Lebensgenusse führt;

sie nur gab ihm das Scepter über alle Creaturen, und das Recht, alles zu gebrauchen. Auf das Geheiß des vernünftigen Menschen bringt die mit Ueberlegung und Fleiß gebaute Erde neue Producte hervor, unter seinen durch Vernunft geleiteten Händen müssen die Metalle folgsam jede Form annehmen; nach seinem Willen muß der harte Stein weich werden, der uralte Fels donnernd in Stücken springen, der stärkste Baum zu seinen Füßen niederstürzen, und ihm bald als Hausgeräthe dienen, bald die Strenge seines Climas mildern, bald als Brücke über Ströme einen Weg gewähren, bald als Schiff die äußersten Ende der Erde vereinigen. Durch seine Vernunft wagt er es, alle Elemente zu Werkzeugen seines Willens zu machen. Der unermeßliche Wasserspiegel, das Meer, muß ihn und seine Lasten tragen, und trotz der furchtbarsten Stürme wagt er es, im Vertrauen auf die Festigkeit seines Schiffes, dieser schwimmenden Stadt, bald die Reichthümer fremder Länder abzuholen, bald neue Welttheile zu suchen; die Luft muß seine Segel schwellen, sein Korn mahlen, seine musicalischen Instrumente beseelen; das Feuer trägt er bey sich, und zündet es an oder löscht es aus, wie er will, und unter seiner Hand muß die ganze Erde eine andre Gestalt annehmen. Berge, Millionenmal schwerer als er, verschwinden, wenn er es heißt, Flüße müßen ihren Lauf ändern, und als seine Diener die Maschinen rastlos treiben, die sein Geist erfand. Er durchbrach Wälder, deren Dichtigkeit kaum dem Sonnenstrahl einen Weg verstattete, trocknete Sümpfe aus, milderte die Rauhigkeit des Climas, bahnte über ungeheure Felsen durch die Wolken hindurch sich Heerstraßen, wußte die finstere Nacht in Tag umzuwandeln, im Sturm sich mit Windstille zu umgeben, und dem Licht des Tages den Eingang zu gestatten, ohne durch die Veränderungen der Luft zu leiden. Alle Thiere müßen die Uebermacht seiner Vernunft fühlen; alle ihm als ihrem Herrn huldigen. Zwar kann auch ein Thier das andere besiegen; aber keins das andere zum Gehorsam nöthigen. Er nur, der Mensch, wußte sich im Thierreiche selbst Bundesgenossen gegen das Thierreich zu werben, um auch deren

Meister zu werden, die ihr verborgner Aufenthalt, ihre Geschwindigkeit und List ihm entziehen würde. Aber wie nützlich auch dieß alles ist, so leistet doch der Mensch durch seine Vernunft noch erstaunenswürdigere Dinge. Bald zaubert er mit dem Pinsel, den seine Einbildungskraft leitet, auf ein Stück Leinwand die reizendste Aussicht, oder eine tiefrührende erschütternde Scene; bald besingt er mit starker, harmonischer Stimme die Thaten eines Helden, die Tugenden eines Wohlthäters der Menschen. Bald beseelt er den Marmor durch seinen Meißel, gibt dem Metalle Leben, und vollendet mit bloßen Linien und Punkten Wunderwerke auf eine Kupferfläche. Auf sein Geheiß steigt ein prächtiger Pallast aus der Erde hervor, zu dem alle Theile der Welt ihren Beitrag liefern müssen, heben sich Thürme gen Himmel, und schwere Lasten scheinen in der Luft zu hängen. Ja, als wäre das, was auf der Erde ist, als wäre die sichtbare Welt für seine Vernunft ein zu beschränkter Schauplatz, so schafft er sich durch sein Vergrößerungsglas neue Welten, wandelt mit seinem Fernrohr unter den Körpern herum, die uns der gestirnte Himmel aus endloser Ferne zeigt, bestimmt ihre Laufbahnen, beobachtet ihre Gesetze, ihr Verschwinden und ihre Rückkehr, mißt die Erde und wiegt die Sonne, und bedient sich jener Himmelskörper als seiner Wegweiser auf dem unermeßlichen Meere. Ja, er richtet endlich seinen Flug in ein Gebiet, wo nichts mehr in die Sinne fällt, und untersucht das Wesen, die Verhältnisse und die Bestimmung aller Dinge.

Es ist hier der Ort nicht, alles, was der Mensch geleistet hat, zusammenzustellen, um ein vollendetes Bild seiner Größe zu entwerfen; unser Raum gebietet uns, die größten und denkwürdigsten Unternehmungen des Menschen, den wir so oft aus dem Kampfe gegen die Elemente siegreich hervorgehen sehen, zu verschweigen, und uns nur auf ein einziges seiner Werke, das wir als Triumph seines Muthes, seiner Kraft, seines unternehmenden Geistes ansehen können, einzuschränken. Zwar bewundern wir mit Recht die Werke, die uns entweder ihre Jahrhun-

derte überlebende Dauer, oder die Geschichte zur Ehre der Menschheit aufbehalten hat. Aber keine von ihnen kommt an Kühnheit und Größe, wie an Gemeinnützigkeit dem Leuchtthurm von Eddystone gleich. Er ist eine Ehrensäule, die sich der menschliche Unternehmungsgeist im Meere errichtet hat. Nicht weit von der Plymouther Rhede ist eine Felsenbank, deren Spitzen nur über dem Wasser erscheinen, und zweimal des Tages, während der Fluth, ganz verschwinden. Mit äußerster Wuth brechen sich an ihr die Wellen, und manches zurückkehrende Schiff scheiterte sonst, nach den überstandenen Gefahren einer langen Seereise, fast im Angesicht des Hafens an dieser Klippe. Hieher einen Leuchtthurm zu bauen, war zwar die wohlthätigste, aber auch die schwerste Unternehmung von der Welt, weil Wochen hingehen können, bis sich ein Fahrzeug der Klippe nähern darf. Winstanley, ein berühmter Mechaniker, wagte es. Einige Jahre brachte man mit dem Brechen der zwölf Löcher für die eisernen Strebepfeiler hin. Von da an in 4 Jahren ward der Bau vollendet, und am 14. November 1697 brannte die wohlthätige Leuchte zum ersten Male. Aber oft schlugen die Wellen über dem 60 Fuß hohen Thurm zusammen. Er mußte erhöht werden, und doch hüllten ihn zuweilen die tobenden Fluthen völlig ein. Im Jahre 1703 war eine Ausbesserung nöthig. Winstanley wünschte einmal Zeuge eines Sturms auf dem Leuchtthurm selbst zu seyn. Sein Wunsch wurde ihm bei dem furchtbaren Sturm in der Nacht auf den 26. November gewährt. Als man am Morgen darauf von Plymouth aus nach dem Leuchtthurm blickte, war er mit seinem Erbauer, seinen Gehülfen und den Wächtern verschwunden. Kein einziger Stein bezeichnete mehr seine Stelle. Nur ein Paar Strebepfeiler standen noch. Ein eigner Zufall wollte, daß in der nämlichen Nacht das Modell des Thurms in dem 200 englische Meilen davon entfernten Winstanley'schen Hause herabfiel und zertrümmert wurde. Denn jener Sturm wüthete einem Erdbeben ähnlich. Bald darauf scheiterte an der Klippe ein reich beladnes Schiff, jetzt ungewarnt.

T. X.

15

16

Aber das traurige Schicksal des ersten Thurms schreckte nicht ab, neue Versuche auf eine längere Dauer zu machen; denn Hindernisse erhöhen die Thätigkeit und den Muth des Menschen. Rüyard erbaute einen neuen von Holz, 92 Fuß hoch. Sechs und vierzig Jahre stand er, als er plötzlich in Brand gerieth. Den noch jetzt stehenden Thurm hat Smeaton gebaut. Er ist gleichsam mit dem Felsen eins, so sind die Steine in einander gefügt, und mit Puzzuolanerde verkittet. Vom Jahre 1757 — 1760 ward er mit unglaublicher Anstrengung zu Stande gebracht. In einer Höhe von 70 Fuß läuft ein Kranz herum, an dem die Wellen anprallen, und so die Glasfenster der Laterne eher verschonen. Eine kupferne Kuppel bedeckt den Thurm. Der Knopf verstattet dem Rauch den Ausgang. In der Laterne brennen auf einem Gerüste, das wie ein Kronleuchter aussieht, zwei Reihen Lichter. Den Sturm von 1762 hat dieser Thurm glücklich ausgehalten. Wir sehen (Tab. X.) dieses herrliche Denkmal des menschlichen Unternehmungsgeistes theils (15) bei vollkommen ruhigem, theils (16) bei wild tobendem Meere, da eine Welle gleichsam wüthend gegen den Thurm anlauft, eine andre aber unter schrecklichem Getöse zurückprallt. Es scheint, als wolle das Meer, eifersüchtig auf dieses kühne Werk, Sturm auf dasselbe laufen.

Aber noch haben wir den höchsten Vorzug des Menschen, das Ehrwürdigste seiner unendlich über alle Thiere hervorragenden Größe nicht genannt; wir meinen die Gemeinschaft, in der er durch Religion mit seinem Schöpfer steht. Nur der Mensch wirft sich vor seinem Throne nieder, nur er betet mit Dankbarkeit und Ehrfurcht Den an, der ihn zu einem solchen Schauplatz der Macht und Güte seines Urhebers gemacht hat. Dieser aber läßt sich auch nur zu ihm, dem Menschen, herab, und spricht zu ihm durch alles, was um ihn her ist; ihm gibt die Gottheit, statt unwiderstehlicher Triebe und Instincte, Gesetze, die er zu befolgen oder zu unterlassen die Freiheit hat; ihn leitet sie selbst durch seine Vernunft, durch die sie zu ihm

spricht, zur Weisheit und Glückseligkeit, kurz, ihn nur machte sie zum moralischen Wesen und gab ihm unter allen sichtbaren Geschöpfen die ehrenvollste Bestimmung. Er sollte sich selbst zu dem machen, was er seyn soll, durch eigne Kraft vorwärts schreiten, und so seines Glücks eigner Schöpfer, seines Schicksals Bestimmer und Vollender seyn. Nicht bloß genießen, immer vollkommner durch würdige Thätigkeit soll er werden. Daher waren ihm alle Schranken der Größe und Vervollkommnung geöffnet, und noch kennen wir die Gränzen der Perfectibilität des Menschen durchaus nicht.

Aber wenn nun diese Darstellung der unendlichen Vorzüge des Menschen vor allen Thieren, und dessen, was er durch Vernunft vermag, uns auch eine gewisse Ehrfurcht vor uns selbst, und ein tief gerührtes Gefühl dessen, was wir sind, einflößt; so können wir auf der andern Seite denn doch nicht läugnen, daß noch so manches übrig bleibe, was den Stolz des Menschen auf seine Würde demüthigen kann und muß. Er, der Beherrscher der Geschöpfe, muß es dulden, daß Würmer in ihm wohnen, Insecten ihn martern. Der Wallfisch zappelt am Eisen des Menschen, dessen ganze Herrlichkeit ein Stückchen Blei oder der Giftzahn einer Schlange plötzlich enden kann. Er trotzt dem Sturm, der hundertjährige Eichen entwurzelt, sieht dem Blitze, geschützt von seinem Ableiter, ruhig zu, und eine Zugluft, eine kleine Stockung seiner Säfte wirft ihn ohnmächtig auf's Lager hin. Ueber Millionen gebietet der Beherrscher großer Staaten, und doch kann er's nicht verhindern, daß nicht unbefriedigte Wünsche und körperliche Leiden ihn martern, und mit dem Aufwande einer Tonne Goldes vermag er nicht die Geschichte des nächsten Augenblicks im Voraus zu erforschen. Alle Gebiete des menschlichen Wissens mag der Gelehrte durchstreift haben, und die gemeinsten Dinge setzen ihn doch in Verlegenheit, wenn er einen Aufschluß darüber geben soll; sein Verstand kann alles ergründet und erforscht haben, und ist doch sich selbst ein Räthsel. Täglich sieht, hört, schmeckt er, ohne sagen zu können, wie das alles zugehe. Unaufhörlich schafft

sich der Mensch neue Bedürfnisse, und mit ihnen hundert unbefriedigte Wünsche, erkauft eine Minute Vergnügen mit jahrelanger Reue, will Ruhe und rastet doch nie, dürstet an der Quelle, freut sich, wo er weinen, und weint, wo er sich freuen sollte. Aber wie lehrreich können nicht solche Betrachtungen über den Menschen seyn? Wie muß nicht die Darstellung seiner Größe das Gefühl seines Adels wecken, und ihn antreiben, dem hohen Standpunkt, auf den ihn sein Schöpfer gestellt hat, Ehre zu machen, so wie hingegen das Gefühl seiner Ohnmacht und der Einschränkung, die das Erbtheil seines Geschlechts sind, seinen Stolz demüthigen, und in die Schranken der Bescheidenheit weisen kann!

Zweiter Abschnitt.

Inhalt.

Naturstand des Menschen. Wildheit. Verwilderung. Träume von der Liebenswürdigkeit und Unschuld aller Naturmenschen. Traurige Erfahrungen einiger Weltumsegler. Menschenfresser. Menschenopfer. Zustand mitten unter gesitteten Nationen wild aufgewachsener Menschen.

(Tab. XI. & XII.)

So ehrenvoll für die Menschheit die Darstellung ihrer Vorzüge ist, die uns im vorigen Abschnitte beschäftigte; so entstehen hier doch manche demüthigende Fragen, die

den ersten und ursprünglichen Zustand des Menschen betreffen; Fragen, auf die selbst die ältesten und ehrwürdigsten Urkunden der Geschichte der Menschen keine ganz befriedigende Antwort geben. Ist es wohl gegründet, was einige von einem Naturstande des Menschen sagen, in dem er lange glücklich gelebt haben soll? Sollten wir wirklich, wie mehrere vermuthen wollten, glauben dürfen, seine natürliche Bestimmung sey, als zweifüßiges — Thier in dicken Wäldern einzeln und zerstreut zu leben, seine Nahrung aus der ersten Hand der Natur, seinen Trank bloß aus dem vorüberfließenden Bache zu nehmen, in einer Höhle zu wohnen, seine ganze Lebenszeit mit Flucht und Gegenwehr gegen seine Feinde im Thierreiche, mit dem Aufsuchen seiner Nahrung und der Stillung seiner Begierden hinzubringen, und einen großen Theil derselben unthätig zu verschlafen? Ist es wahr, daß wir von diesem ursprünglichen Zustande abgewichen sind, daß Sprache, Gesellschaft, Ackerbau, Handlung, Künste, Wissenschaften, die, zumal den Stolzen, drükkende Ungleichheit der Stände, die Menge der Bedürfnisse, und die Last von einem Heere von Krankheiten Beschwerden und Leiden herbeigeführt, ja sogar den Menschen schwächer und hülfloser gemacht haben, als er seiner Bestimmung nach nie werden sollte? Und läßt sich wohl für Menschen und Völker ein eigentlicher Naturstand, im Gegensatze der Kultur, als Zweck ihres Daseyns annehmen? Man hat kein Bedenken getragen, dieß zu thun, und die Vorzüge desselben mit allen Reizen der Phantasie auszuschmücken. Allein kann man das wohl im Ernste thun? Schreibt nicht der, der einem solchen Naturstand das Wort redet, einem bloß thierischen Leben den höchsten Werth zu? Verkennt er nicht die herrlichen Anlagen, die sichtbar edlere Bestimmung des Menschen? Scheint er es nicht zu vergessen, wie leicht rohe Natur in Wildheit ausarte? Und übersieht er nicht den allgemeinen Hang des Menschen zur Geselligkeit, der mit einem rohen Naturstande unverträglich ist, und ihn nothwendig aus demselben herausführen muß? Wahr ist es allerdings, daß,

je näher der Mensch dem Naturstande lebt, um desto stärker, fester, dauerhafter er im Ganzen seyn müße. Von Jugend auf dem Wechsel der Jahrszeiten und der Witterung ausgesetzt, gezwungen, sich wehrlos und mit nacktem Körper gegen Thiere zur Wehre zu setzen, oder ihnen zu entfliehen, muß die tägliche Uebung und Anstrengung seine Stärke unendlich vermehren, und die eiserne Nothwendigkeit ihm manche Fertigkeit eigen machen, und es ist nicht zu läugnen, daß man mehrere wilde Völker, die dem Naturstand noch ganz nahe zu seyn schienen, den gesitteten an Stärke und Fertigkeit, so wie an Schärfe der Sinnen, weit überlegen fand, weil in ihnen sich vorzüglich die Fähigkeiten, die sich auf das erste Bedürfniß des Menschen, seinen Unterhalt, beziehen, entwickeln mußten. Außer dieser glücklichen Entwicklung der körperlichen Kräfte wußte man der Schilderung des Naturstandes der Menschen noch andre, weit anziehendere Reize zu leihen. Man nahm die lieblichen Gemälde alter Dichter von einem goldnen Zeitalter, in dem Unschuld, Friede, Gleichheit herrschend war, und die Bande der Religion und Gesetze vertrat, für historische Beschreibung des Kinderalters der Menschheit, so stark auch die rohen Thiermenschen-Haufen, die man hie und da fand, und die denn doch auch im Stande der Natur sich befinden sollten, von diesem Gemälde abstachen; man beschrieb diesen angeblichen ersten Zustand der Menschen als einen Stand der Unschuld, des Friedens und der gänzlichen Freyheit von allen Sorgen, wußte die natürliche Freiheit und Gleichheit, und die Unbekanntschaft mit tausend Bedürfnissen, ja selbst die Süßigkeit der Unwissenheit über alles zu erheben, und schuf eine Idyllenwelt, die sich weder mit der Bestimmung des Menschen, noch mit seinem natürlichen Charakter verträgt. Man warf im Ernst die Frage auf: ob sich der Mensch nicht ungleich besser bey der Rohigkeit eines ganz natürlichen Lebens, als bey den Künsten der Cultur befinden würde? und ein berühmter Philosoph, Rousseau, wußte mit dem ganzen Zauber seiner Beredsamkeit den Stand der

Natur auf eine Art zu schildern, daß der in gesitteten Staaten Lebende in ihn, als in ein verlornes Paradies, mit Wehmuth zurückblicken möchte. Aber gewiß würde man diesen Schriftsteller sehr mißverstehen, wenn man seine Anpreisung des Naturstandes für eine ernstliche Einladung halten wollte, alle Fesseln des gesellschaftlichen und bürgerlichen Lebens abzustreifen, und in die Einsamkeit der Wälder zurückzukehren. Er wollte nur einen ernsthaften Rückblick in diesen Stand, den ihm der Unmuth über die Bitterkeiten, die er im gesellschaftlichen Leben erfuhr, so süß vormalte, veranlassen, damit sich der Mensch nicht zu weit von der Natur entferne, und durch ungeschickte Führer und böse Beyspiele, und die mannigfaltigen Einschränkungen und Reize, die mit dem gesellschaftlichen und cultivirten Zustande verbunden sind, seine ursprüngliche Güte und Unschuld, von der er so hohe Begriffe hatte, nicht ganz verliere. Allein diese ursprüngliche, diese reine Güte des Naturmenschen ist noch großen Zweifeln unterworfen, und die Frage: ob er von Natur gut oder böse sey? läßt sich weder für das Eine noch für das Andre ausschließlich und entscheidend beantworten. Denn er hat zu Beydem Anlagen, er kann Beydes werden, je nachdem er in bildende Hände fällt, unter Umständen aufwächst. Gut ist er nach seinem praktischen Vernunftvermögen, dem Bewußtseyn seiner Freiheit und dem Gefühl für Recht und Unrecht, das ihn begleitet; böse aber könnte man ihn nennen nach dem Hange zum Unerlaubten, der sich in ihm so frühe schon regt, als er von seiner Freiheit Gebrauch zu machen anfängt. Eine nähere Kenntniß derjenigen Völker, die dem Naturstande am nächsten leben, zeigt uns hinlänglich, wie jene Liebenswürdigkeit, jenes gold'ne Zeitalter der Naturmenschen, ein schöner Traum sey. Hatten Dichter die Griechen durch die lieblichsten Sagen in denselben gewiegt, so weckte sie aus demselben Diodor durch die sonderbarsten Nachrichten von den Ichthyophagen (Fischfressern), einer elenden Menschenklasse ohne Waffen, ohne Hausthiere, ohne Wohnungen. Aber erst die Fortschritte der Erd- und Völkerkunde in neuern Zeiten haben vollends dieser idea-

lischen Unschuldswelt ein Ende, und uns dagegen mit einem Haufen von thierischen Naturmenschen bekannt gemacht. Wahr ist es, man hat an vielen Wilden Züge von Dankbarkeit, Diensteifer, Großmuth gefunden, die ihnen Ehre bringen; aber sie waren denn doch wieder mit Zügen von Rohigkeit, Grausamkeit, Dummheit, und fast thierischer Gleichgültigkeit gepaart, die einen starken Schatten in das Gemälde von ihrem liebenswürdigen Naturstande brachten. So sah der Weltumsegler Byron an der magellanischen Meerenge höchst armselige Wilde, bei denen diese seltsame Mischung nicht zu verkennen war. Das natürliche Gefühl der Mutterliebe, das im Thiere so stark ist, war bei einer wilden Mutter so abgestumpft, und ihre Begierde nach ein paar Glascorallen so unwiderstehlich, daß sie ihren Säugling von der Brust riß, um ihn gegen diese zu vertauschen. Und doch war bei aller Wildheit eine gewisse Mäßigung, Dankbarkeit und Diensteifer nicht zu verkennen. Obgleich außer den Schalthieren und todten Fischen, die das Meer auswarf, gewisse rothe Beeren ihr vorzüglichstes Nahrungsmittel waren, so bewirtheten sie doch gutmüthig Byron und sein Schiffsvolk mit denselben. Er ließ Zwieback unter ihnen austheilen, so oft aber ein Stückchen zur Erde fiel, so berührte es keiner, bis er Erlaubniß dazu gab. Kaum hatten diese Wilden gesehen, daß die Matrosen für ihre Schaafe Gras abschnitten, wie geschäftig waren sie nicht, alles, was sie nur finden konnten, auszuraufen, und nach dem Boote zu tragen! Und als vollends ein Matrose ihnen etwas vorgeigte, so wußte ein Wilder seine Dankbarkeit für die herrliche Unterhaltung nicht besser an den Tag zu legen, als daß er eiligst einen Beutel von Seehundshaut voll rother Farbe holte, und des Geigers Angesicht bemalte, eine Höflichkeit, die man durchaus auch dem Befehlshaber aufdringen wollte, was er aber, unter dem possirlichsten Wettstreit mit den Wilden, die seine übertriebene Bescheidenheit durchaus nicht statt finden lassen wollten, dankbar ablehnte. So lernte auch la Perouse, der unglückliche Weltumsegler, die Wilden bald von einer abscheu-

lichen, bald von einer bessern Seite kennen. Von der letztern zeigten sich ihm einmal die übrigens diebischen und boshaften, an Betrug und Treulosigkeit unergründlichen wilden Einwohner des Franzosenhafens. Denn als die Strömungen und Springfluth plötzlich zwei Boote auf einer Spazierfahrt ergriffen, und 21 seiner besten Seeleute verschlangen; so schien der Antheil, den die Wilden an diesem Unglück nahmen, höchst unverstellt zu seyn. Aber welche Wildheit erfuhr er nicht auf der Insel Mauna, deren reiches, lachendes Ansehen von der Rohheit ihrer Bewohner gewaltig absticht! Wie wüthend überfielen nicht die Wilden die zwei Wasser holenden Boote in einer Bay voll Corallenriffen, in die man sie auf eine heimtückische Art gelockt hatte! Eilf wurden auf's grausamste ermordet, zwanzig verwundet. Ja, wer wollte von einem Stande der Unschuld der Wilden sprechen, wenn er an den höchsten Grad von Wildheit, an das Essen des Menschenfleisches gedenkt, das bei so manchen Wilden gemein ist! Auf den unwirthbaren Gebirgen zwischen Arracan und Pegu irren tiegerartige Menschen herum. Wie reißende Thiere springen die Wilden in Malaccas Einöden von den Bäumen auf ihre Beute, selbst Menschen, herab, und verzehren sie. Auf der Halbinsel Luçon leben ungesellige, höchst rohe Waldmenschen. Scheu fliehen sie vor allen ihren Mitbrüdern. Sie schlafen da, wo sie die Nacht überfällt. Aehnliche Nachrichten gaben Reisende von den Neuholländern, Californiern, Pesserähs u. a., obgleich auch wieder andere vortheilhafter von ihnen sprechen. Viele haben offenbar vom Menschen nur die Gestalt; in Absicht auf Nacktheit, Wohnung in Felsenhöhlen, Wuth sinnlicher Triebe, rohe Speisen, gleichen sie mehr den Thieren. Zwar geben sie kein Bild eines ächten Naturstandes, sondern vielmehr der Ausartung und des höchsten Grades von Verwilderung, in den der Mensch unter ungünstigen Umständen versinken kann; aber auch bei den bessern Bewohnern der Societäts- und Pelewinseln wird man diesen Stand umsonst suchen, da sie schon ein gesellschaftliches Band und Gesetze vereinigen, und sie also aus

T. XL.
17.

demselben, wenn es irgend einen gibt, herausgetreten sind. So manchen Schritt in Absicht auf Kleidung, Wohnung, ja selbst auf Gesetze einige neuseeländische Wilde zur Kultur gethan haben, so dauert doch die barbarische Gewohnheit, die im Kriege Erschlagenen zu fressen, bei den meisten fort. Die Einwohner der Insel Tanna gaben Cook und Forster deutlich genug zu verstehen, daß, wenn sie sich, ohne ihre Bewilligung, in ihr Land hineinwagten, ihnen die Bäuche aufgeschnitten, und von ihren Armen und Beinen das Fleisch heruntergerissen und verzehrt werden sollte; auch gestanden die sonst so gutmüthigen Taheitier, sie seyen ehemals Menschenfresser gewesen, und noch immer herrscht bei ihnen der abscheuliche Gebrauch, vor irgend einer wichtigen Unternehmung sich den Beistand des Himmels durch ein Menschenopfer zu erflehen. Wir sehen eine solche häßliche Scene (Tab. XI. 17.) des blutigsten Religionssystems, in Cooks Gegenwart, auf der Insel Taheiti. Das unschuldige Opfer ist nicht etwa ein Verbrecher, sondern der nächste beste, wenn auch unbescholtenste Mensch, den man sich dazu ausersehen hat und plötzlich todtschlägt. Die Feyer wird auf dem Marai, dem Bet=, Opfer= und Begräbnißplatze des Königes, begangen. Unter den seltsamsten Gebräuchen, wozu das Ausstechen eines Auges gehört, begräbt man das Opfer, gräbt aber auch hernach den Schädel wieder aus. Zu gleicher Zeit werden mehrere Ferkel und Hunde geschlachtet und auf ein Gerüste gelegt; auf einem andern höhern, das gleich daneben ist, opfert man Früchte. Ein paar Trommeln und laute Gebete ertönen, aber da ist auch nicht eine Spur von Ehrerbietung und Andacht wahrzunehmen, und ganz andere Dinge plaudern die Priester, während sie ihr Geschäft verrichten. Jedes Zucken der Thiereingeweide, das Zwitschern des Eisvogels, oder auch das Pipen eines Knaben ist dem versammelten Volke günstiger Ausspruch seines Eatua (Gottes). Heilige Steine liegen rings herum auf der Erde, und auf einem erhöhten Platze stehen eine Menge sonderbar geschnitzter und heilig geachteter Hölzer. Die zwei Wülste von taheitischem Zeuge, die zwischen den

Schädeln, deren Menge die öftere Wiederholung dieses barbarischen Gebrauchs andeutet, liegen, enthalten große Heiligthümer. In einem derselben, den man aufwickelte, bemerkte Cook einen Wimpel, den Kapitain Wallis den Taheitiern geschenkt hatte. War unsern Lesern schon dieser Anblick ein trauriger Beweis, welche Barbareien auch bei gutmüthigen, gebildeten Völkern, die dem Naturstande nahe leben, statt finden können, so wird sie eine ähnliche, aber noch schrecklichere Scene (Tab. XII. 18.) nicht weniger befremden. Die wahrhaft talentvolle, aber grausame Xinga, des Königs Bandi von Angola Tochter, hatte die wilden Jaggas in ihren Bund gezogen, um ihren großen Entwurf, die Portugiesen ganz aus Angola zu vertreiben, auszuführen. Schwerlich sah je die Erde ein wilderes Volk. Menschenfleisch ist noch bis auf diese Stunde die vorzüglichste Nahrung dieser Ungeheuer. Sie kaufen es wie anderes Fleisch in einer Fleischbank. Ihren hohen Grad von Wildheit hatten sie vorzüglich einer Frau zu danken, die ihre Regentinn war, und einst ihren Säugling zerstampfte, um eine Salbe daraus zu bereiten, die vorgeblich in jeder Todesgefahr schützen sollte. Diese schändliche Sitte führte sie bei dem Volke ein. Xinga war solchen Thiermenschen als Heerführer und Oberpriester höchst willkommen. Vor jeder Unternehmung schlachteten sie zum Theil mit eigner Hand mehrere Unglückliche, und tranken eine Schaale Menschenblut. Ihr Aufzug war schrecklich, und der mit einer Feder durchbohrte Nasenknorpel vermehrte noch ihr wildes Aussehen.

Kommt uns nun aber die Barbarei und Rohheit, in die der so reizend geschilderte Naturstand leicht übergeht, entsetzlich vor, so muß es noch einen tiefern Eindruck auf uns machen, wenn wir unter den cultivirten Menschen auf Ungeheuer stoßen, die alle Menschlichkeit so ganz ausgezogen haben, daß sie dem Kitzel eines verwöhnten Gaumens nach Menschenfleisch nicht widerstehen konnten. Weit furchtbarer ist die Verwilderung dieser Menschen, als die natürliche Wildheit jener Völker. Gänzlicher Mangel an Geistescultur, wüthender Zorn, Schwärmerei und Aberglaube,

T. XII.
18

politischer und religiöser Fanatismus, zuweilen freilich auch Krankheit und Wahnsinn, haben schon öfters traurige Beweise geliefert, wie der Mensch auch in gesitteten Staaten in eine mehr als thierische Wildheit versinken, seines Gleichen verzehren, und sein Blut trinken könne. Einen solchen europäischen Kannibalen sah man in dem Hirten Joh. Nicl. Goldschmidt, zu Berka unweit Jena, an der Ilm. Er hatte im Jahre 1770 einen Handwerksburschen, von dem er glaubte, er habe ihm sein Vieh scheu gemacht, ermordet und geplündert, und damals zum ersten Male eine Begierde nach Menschenfleisch empfunden. Im Jahre darauf wandelte ihn abermals diese Lust an, deren Opfer ein eilfjähriges Mädchen wurde. Einen Theil seines Fleisches aß er, das Uebrige verbrannte er. Uebrigens war bei ihm keine Spur von Wahnsinn oder Krankheit zu entdecken. Es war der höchste Grad von Rohheit und Uebermacht sinnlicher Begierden. Was diese bei jenem Hirten veranlaßten, das vermochte Wuth und Jähzorn bei einem Matrosen, der sein so eben gebornes Kind, dessen Ankunft seine Sorgen vermehrte, wie rasend mit den Zähnen zerriß, und Stücke davon verschlang. Auch Schwärmerei, religiöser und politischer Fanatismus und Irrwahn, erzeugte schon solche Ausschweifungen. Ein Landmann im Preußischen erschlug seine sechs Kinder, um ein zweiter Abraham, ja mehr als er, zu seyn, und ein Andrer trank gierig das hervorsprudelnde Blut seines von ihm unter frommen Gesängen erschlagnen Kindes. Daß aber auch durch politischen Fanatismus der Mensch bis zum blutdurstigen Thiere verwildern könne, davon hat uns die Geschichte furchtbare Zeugnisse aufbewahrt. Mit welcher wilden Freude zerriß der Pariserpöbel den Marschall d'Ancre in hundert Stücke, kaufte die Asche seiner vor der Bildsäule Heinrich IV. verbrannten Glieder, und sah mit Vergnügen dem Manne zu, der das Herz des Marschalls gebraten öffentlich aß, und was gleicht den Gräueln der in der französischen Revolutions-Geschichte bekannten Septembertage!

In welchem kläglichen Zustande erblicken wir nicht die Unglücklichen, wir möchten sie Wildlinge nennen, die durch

irgend einen traurigen Zufall in der Wildniß einsam aufgewachsen sind! Man mag auch den Schilderungen von der Liebenswürdigkeit und dem reizenden Glück des Naturstandes, im Gegensatze der Cultur, noch so abgeneigt seyn, als wir es wirklich sind; so würde man doch unbillig handeln, wenn man die Beispiele von solchen wilden Menschen, die als sittliche Mißgeburten anzusehen sind, für einen Maaßstab halten wollte, um anzugeben, wohin ganz roher Naturstand den Menschen führe, ob sie gleich zeigen, was aus dem völlig isolirten Menschen werden könne. Im Jahre 1661 fand man in Litthauen zwei ungefähr neunjährige Knaben unter Bären. Nachdem diese in die Flucht gejagt waren, bemächtigte man sich eines dieser Knaben, trotz seinem heftigen Widerstande. Er war gut gebildet und ziemlich blond. Alle Versuche, ihn zahm zu machen, waren umsonst. Er lernte nie reden, litt auch keine Kleider und Schuhe. Doch wurde er getauft und erhielt den Namen Joseph Ursinus. So weiß man von einem Knaben, der unter Waldochsen, und von einem andern, der unter Schafen wild aufwuchs, daß er auf allen Vieren gegangen sey, Gras und Heu gegessen, und wie ein Schaf geblöckt habe. Merkwürdig ist das im Jahre 1717 bei Kraneburg, in Oberyssel, gefangne Mädchen von 19 Jahren. Im sechzehnten Monate ihres Lebens war diese junge Wilde ihren Eltern entwendet worden. Braun, hart und rauh war ihre Haut, ein unverständliches Stammeln ihre Sprache, Baumblätter und Kräuter dienten ihr zur Nahrung. Sie ging aufrecht, und hatte eine Schürze von Stroh. Willig nahm sie eine beßre Erziehung an, und legte einen lebhaften Abscheu vor ihrer vorigen Lebensweise an den Tag. Aber noch merkwürdiger ist das im Jahre 1731 bei Chalons gefangne wilde Mädchen. Im September dieses Jahrs sah ein Edelmann zwei schwarze Gegenstände auf der Marne; er hielt sie für Wasserhühner, und schoß darauf. Sie tauchten unter und kamen mit Fischen weit davon an's Land, die sie begierig verschluckten, und jetzt erst sah der Jäger, daß es zwei Mädchen seyen. Nach gehaltener Mahlzeit gingen sie

vom Ufer der Marne landeinwärts. Auf dem Wege fand eins derselben einen Rosenkranz; mit wildem Hüpfen und Freudengeschrei bedeckte es ihn mit der Hand. Auf diese schlug das andre mit einer Keule, was aber die Wilde, die den Rosenkranz zuerst bemerkt hatte, mit einem tüchtigen Keulenschlage erwiderte. Die Siegerin, die sich mit kindischem Wohlgefallen ihren Fund als ein Armband umlegte, war nun mitleidig genug, Frösche zu holen, die Haut derselben auf die Wunden ihrer Gesellschafterin zu legen, und mit Baumfasern sie zu verbinden. Jetzt trennten sich aber beide, und nie hat man wieder eine Spur von der Verwundeten entdeckt. Die andre junge Wilde aber trieb ein heftiger Durst in ein benachbartes Dorf. Sie ging aufrecht, und war mit einer starken Keule versehen. Ihre Hände und ihr Gesicht waren kohlschwarz. Ihr Haar stack unter einer Mütze, wozu ihr ein Flaschenkürbis diente. Die Bauern erschracken über diese Erscheinung, hielten sie für den Teufel selbst und ließen einen großen Hund mit einem stachligen Halsbande auf sie los. Furchtlos erwartete sie den Hund, zerschmetterte ihm die Hirnschale mit einem Schlag ihrer Keule, und sprang mit wilder Freude auf seinem todten Körper herum. Nach fruchtlosen Versuchen, eine der Thüren zu öffnen, die die Furcht sorgfältig verschlossen hielt, nahm sie ihr Nachtlager auf einem Baume. Auf die Nachricht davon befahl der Vicomte vom Epinoy, die junge Wilde zu fangen, was bei ihrer Schlauigkeit und scheuen Vorsicht sehr schwer war. Endlich gelang es doch. In der Küche griff sie sogleich nach einem Stück Federwildpret, mit dem der Koch gerade beschäftigt war, und ein Kaninchen balgte sie mit den Fingern aus, und verschlang es roh. Nichts glich der Geschwindigkeit dieses Mädchens, nichts seiner Fertigkeit im Klettern. So schnell wie ein Eichhorn sprang es von einem Baume zum andern, wobei ihm sein vorzüglich starker Daumen die besten Dienste that. Noch viele Jahre nachher, als diese junge Wilde schon lange unter den Menschen gelebt hatte, konnte sie einen Hasen im Laufe einholen. Auf der Jagd überließ sie sich ihrer na=

türlichen Neigung, und setzte dem Wilde nach. Ihr Gang war ein sonderbares Glitschen, aber so geschwind, daß man die Bewegung ihrer Füße nicht unterscheiden konnte. In ihrem Betragen, und in ihrer Stimme und Sprache herrschte immer etwas Kindisches; letztere war ein durchdringendes Kreischen. Im Zorn oder auch bei unerwartetem Schrecken erhob sie ein furchtbares Geschrei, besonders auch wenn ein Unbekannter sie anrühren wollte. Am meisten Mühe kostete es, sie von rohem Fleische, von Blättern und Wurzeln zu entwöhnen. Dieß zog ihr schwere Krankheiten zu, die öfters für ihr Leben besorgt machten. Vielleicht wäre sie wirklich in einer derselben das Opfer geworden, wenn nicht der kluge Arzt ihr heimlich zuweilen ein Stückchen rohes Fleisch hätte zustecken lassen. Diese Krankheit beschleunigte ihre Taufe, bei der sie die Namen Marie Angelike Memmie le Blanc erhielt. Sie genas, aber oft kehrte die Rohigkeit ihres vorigen Zustandes zurück. Wie sehr aber endlich doch noch die Bildung ihres Geistes und Herzens gelang, beweist ein sehr rührender Zug aus ihrem Leben. Denn als man nach dem Tode ihres Wohlthäters und Beschützers, des Herzogs von Orleans, wegen ihres Auskommens besorgt war, und sie fragte: wovon sie nun leben würde? so antwortete sie ruhig: Warum sollte mich Gott von den Wilden weggeführt und zur Christin gemacht haben? Etwa um mich zu vergessen und Hungers sterben zu lassen? Das ist unmöglich. Ich kenne Niemand als ihn; er ist mein Vater, und wird schon für mich sorgen. Aus ihrer Jugend waren ihr nur wenige Erinnerungen geblieben, und in ihrem wilden Zustande hatte sie gar nichts gedacht. Von sanften Sitten schien der wilde Mann zu seyn, der im Jahre 1774 in einem Walde der Pyrenäen gefunden wurde. Er war über und über mit Haaren bewachsen, so rauh wie ein Bär, und so geschwind im Laufen, daß ihn kein Hund einholen konnte. Oft besuchte er die nahen Schäferhütten, aber nie suchte er Schaden zu thun. Seine größte Freude war, die Schafe laufen zu sehen. Er drückte sein Vergnügen darüber mit einem lauten Gelächter aus. Brod, Milch

und Käse kannte er nicht. Er schien 30 Jahre alt zu seyn. Wahrscheinlich verlor er sich als Kind in jenen unermeßlichen Wäldern, und nährte sich mit Wurzeln.

Diese merkwürdigen Beispiele zeigen doch wohl zur Genüge, was aus dem isolirten, sich selbst überlaßnen Menschen werde, wie schwer sich ein solcher Naturstand, den uns die Dichter so reizend geschildert haben, denken lasse, und wie bald dieser in Verwilderung übergehen könne.

Dritter Abschnitt.

Inhalt.

Uebergang des Menschen aus dem rohen Naturstande in den Stand der Cultur. Ihr erster Sitz. Veranlassung zum gesellschaftlichen Leben und zur nähern Vereinigung in Städte und Dörfer. Vortheil und Nachtheil für Leben und Bildung. Verbreitung und Segen der Cultur. Ueberfeinerung.

Wir haben im vorigen Abschnitte gesehen, was eigentlich von dem so gepriesenen Naturstande zu halten sey, wie wenig er sich ganz rein denken lasse, wie nahe er an Rohheit gränze, wie leicht in Wildheit ausarte, und wie die Bestimmung des Menschen wohl nicht für denselben seyn könne. Denn in ihm liegt unendlich vieles, was ihn drängt, die einfache, der Natur nähere Lebensweise zu verlassen, seine Höhle mit einer ordentlichen Wohnung, seine Einsamkeit und Absonderung mit dem geselligen Leben, und die Gesetzlosigkeit mit einer Art von Staatsverfassung, die sein

Leben und Eigenthum schützt, zu vertauschen. Aber Jahrhunderte, ja Jahrtausende können darüber hingehen, bis ein Volk diese Stufen durchläuft, denn sehr langsam ist der Gang von der rohen Natur bis zur Cultur; er ist ein beständiger Kampf gegen natürliche Neigungen; er ist mühsames Hinaufsteigen auf einen steilen Berg. Man könnte sich die Folge der Stufen von dem Naturstande zur Cultur nach den verschiednen Altern des Menschen ungefähr so denken. Seine erste Periode ist fast thierisch; dieß ist die Kindheit der Menschheit. Unschuldig, harmlos, ohne viel Nachdenken lebt er hin und genießt bloß. Doch er fängt seine sich entwickelnden Kräfte zu fühlen an. Er geht in den Zustand des Wilden über, und wächst in einem Stande der Barbarei fort. Dieß ist das brausende Jünglingsalter, in dem zwar die heftigsten Leidenschaften toben, aber auch die Morgenröthe des Verstandes aufgeht. Tritt nun ein Führer zu ihm, der etwas über ihn vermag, und läßt er sich von ihm leiten, so reift er zum männlichen Alter, zum Stande der Cultur heran, der aber unendlich viele Grade hat. Vielleicht wollte ihm sein gütiger Schöpfer die Bahn vorzeichnen: er sollte von roher Einfalt und wilder Natur nach vielen Abweichungen und Umwegen, endlich mit Besonnenheit und Weisheit wieder zur Natur, aber zur gebildeten, edeln, schönen Natur zurückkehren. Immer aber bleibt es eine höchst wichtige Frage: wie hat sich der Mensch vom rohen Naturstande, oder, wenn man will, von der niedrigsten Stufe der Cultur, auf der wir den Wilden sehen, bis zu jener höhern erhoben, wo Nationalverbindungen, Regierungsformen, Gesetze, Sitten, Künste, Wissenschaften, Gewerbe ꝛc. statt finden, und wo die gesellschaftlichen Bande so äußerst mannigfaltig, und doch so zart und innig sind? Denn nur eine wohlgeordnete bürgerliche Gesellschaft ist gleichsam das Klima, durch dessen wohlthätigen Einfluß die schönen Keime, die im Menschen liegen, sich entwickeln und Wissenschaften und Künste aufblühen können. Die Anlagen des Menschen allein können diese große Veränderung, den Uebergang aus dem wilden zum

cultivirten Stande, nicht bewirkt haben. Denn gibt es nicht Völker, die seit Jahrtausenden diesem Ziel um nichts näher gekommen sind, und muß man nicht Veranlassungen von außen annehmen, die zuerst Ein Volk cultivirt haben, worauf von ihm die Cultur auch auf andre Völker übergegangen ist, und sich nach und nach über einen großen Theil der Erde verbreitet hat. Daß dieses erste Volk nicht in den kalten, unfreundlichen Ländern der Polarkreise gewohnt haben möge, ist sehr zu vermuthen. Die glücklichen Gegenden, die unter einem mildern Himmel liegen, scheinen dazu weit tauglicher gewesen zu seyn.

Groß und fast unauflöslich scheinen die Schwierigkeiten zu seyn, um sich die Entstehung der ersten bürgerlichen Gesellschaft zu erklären, ohne welche keine höhere Cultur des Menschen statt finden kann. Läßt sich ja der Ursprung der Gesellschaft sehr schwer, ohne vorhergegangne Ausbildung des Verstandes, diese aber eben so schwer ohne eine schon eingerichtete Gesellschaft denken?

Was ferner die Entstehung der ersten bürgerlichen Gesellschaft, aus deren Schooß die Cultur hervorging, zu einem fast unauflöslichen Problem macht, ist die Schwierigkeit, die Erfindung des Ackerbaues und der Bearbeitung der Metalle bestimmt anzugeben. Denn nur damit konnte das herumschweifende Nomadenleben, bei dem an keine ächte Cultur zu denken ist, aufhören. Auch ist schwer zu begreifen, wie das erste in einer bürgerlichen Gesellschaft lebende Volk die gehörige Ruhe erlangt habe, um in seiner Cultur fortzuschreiten, da seine reichen, angebauten Felder für die trägen, sie umgebenden Nomaden eine beständige Lockspeise zu räuberischen Ueberfällen seyn mußten. Alle diese Schwierigkeiten erscheinen etwas weniger unauflöslich, wenn man sich die Entstehung der ersten bürgerlichen Gesellschaft und den Uebergang aus dem Stande roher Natur zur Cultur ungefähr folgender Maßen denkt. Durch irgend einen Zufall gerieth eine Anzahl Familien auf ihren Nomadenzügen in eine etwas abgesonderte Gegend. Aus nicht unerheblichen Ursachen nimmt man an, Aegypten könnte das gewesen seyn, und räumt so diesem Lande

die Ehre ein, die Wiege der Cultur und der Wohnplatz der ersten bürgerlichen Gesellschaft gewesen zu seyn, von wo aus sich ihre Segnungen, als aus einer Quelle, fast über den ganzen Erdboden verbreitet haben. Seine Lage, wie sein warmer Himmel und fruchtbarer Boden, machten es hiezu vorzüglich geschickt. Gegen Mitternacht umfließt es das mittelländische Meer, und große Wüsten und steilr Gebirgsketten umgeben es gegen Morgen, Abend und Mittag, so daß es ein langes, schmales Thal ausmacht, in welches der Eingang durch Wasser, Berge und Wüsten sehr erschwert wird. Hier vermehrten sich nun jene Familien so, daß die Weideplätze nicht mehr hinreichten, und Hunger und Mangel, diese trefflichen Lehrmeister, zum Ackerbau zwangen, um in reicherm Maaße, als die sich selbst überlaßne Natur es gibt, das der Erde abzugewinnen, was Menschen und Vieh vor dem Hungertode schützen konnte. Jetzt war schon ein großer Schritt zum gesellschaftlichen Leben geschehen. Man mußte näher beisammen wohnen, mußte seine Kräfte vereinigen. Sittliche Gefühle der Liebe, der Freundschaft, des Mitleids, des gegenseitigen Beistandes erwachten; neue Begriffe, neue Bedürfnisse und rege Anstrengung, sie zu befriedigen, entstanden; neue Werkzeuge zur Erleichterung mußten erdacht werden, und mannigfaltige Versuche lehrten den Gebrauch und Nutzen der Metalle kennen, die ein Zufall entdeckt haben mochte. Der Fleiß schuf sich ein Eigenthum, da zuvor das, was die Natur freiwillig hervorbringt, als ein Gemeingut aller angesehen wurde. Es mußte dem Einhalt gethan werden, der alles frei genießen wollte, und so entstanden allmählich die Grundlagen der ersten bürgerlichen Gesellschaft. War für den, der sich gern mit der Geschichte der Menschheit beschäftiget, der Anblick der rohen Naturmenschen, die bloß thierisch leben, wie die Wilden und Barbaren, ermüdend und unangenehm; so erwachen in ihm Gefühle der reinsten Freude, wenn er die erste Blüthe der Cultur und des geselligen Lebens sich öffnen sieht. Jetzt war die Bahn gebrochen. Die wachsende Menschenmenge oder Zwistigkeiten veranlaßten Aus-

wanderungen. Der Saame der Cultur wurde mitgenommen. Man baute zur Sicherheit Städte, sperrte Tausende hinter finstere Mauern, und machte sie vorzüglich zum Aufenthalte derer, die sich Gewerben und Künsten gewidmet hatten. So vortheilhaft dieses den Menschen in Absicht auf schnelle Mittheilung und gegenseitige Hülfsleistung gewesen seyn mag, so nöthig es zu den Fortschritten der Cultur war, so haben sie doch weder in moralischer noch physischer Rücksicht dadurch gewonnen. Denn um wie viel glücklicher fließen die Tage des Menschen hin, dem das schöne Loos fiel, der mütterlichen Erde treu und nahe zu bleiben; er steht an der Quelle ewiger Jugend, Gesundheit und Glückseligkeit, alles um ihn her ist reiner, wahrer, froher, schuldloser. Die reine Luft, die er einathmet, die einfache Kost, die er genießt, die stärkere Bewegung, die er sich macht, der Blick in die Natur, wo alles auf innere Ruhe, Heiterkeit und Frohsinn wirkt, o wie segnend für Geist und Leib! Wie zerstörend sind nicht oft für diese beide zumal große Städte! Wie vergiftet in ihnen die Sitten, wie die Luft! Wie oft werden sie das Grab der Unschuld und der Jugend, indem sie den Arglosen, mit ihren Lastern Unbekannten in ihren Wirbel hineinziehen, und den Ueberschuß der Gebornen, den ihnen das Land abgibt, verschlingen!

Doch wie schwach wäre es nicht, wenn man dieß zum Nachtheil der Cultur und des gesellschaftlichen Lebens überhaupt geltend machen wollte! Denn, mögen auch gewisse Uebel je zuweilen dasselbe begleiten, mag es auch gleich Leidenschaften hervorrufen, Bedürfnisse schaffen, Lasten und Unbequemlichkeiten uns verursachen; so gibt doch Cultur und Geselligkeit dem Menschen den höchsten Grad der Ausbildung und Glückseligkeit, dessen er fähig ist. Durch sie sehe ich ihn mit seines Gleichen verbunden, um seinen innern Werth wie seinen Lebensgenuß bis zur höchsten Stufe zu erhöhen, die er auf dieser Erde erreichen kann. Für tausend Bedürfnisse und Bequemlichkeiten haben seine Brüder vor ihm gesorgt. Ihm reicht die Hand geliebter Freunde die schönsten Früchte; ihre Kostbarkeit

gewinnt eben dadurch nicht wenig, daß er in ihnen ein Unterpfand der Liebe und Sorgfalt empfängt, und er kann seine verschönerte Wohnung, seinen mit Blumen und Bäumen fremder Welttheile geschmückten Garten nicht sehen, kann sein durch Fleiß erworbnes Eigenthum und die Sicherheit seines Besitzes nicht überdenken, kann das, womit die Sorge einer theilnehmenden Gattin für Gesundheit und Wohlgeschmack seinen Tisch besetzt, nicht genießen, ohne das gesellschaftliche, bürgerliche und häusliche Leben dankbar zu segnen. Ihm ersetzt vertraulicher Umgang die Freuden der Natur, die ihm dann fehlen, wenn die rauhere Jahrszeit den Feldern ihr schönes Gewand raubt, und gute Empfindungen, unterrichtende Gespräche, rührende Erzählungen verscheuchen ihm jede Langeweile, deren sich der einsame Wilde nur durch thierischen Schlaf zu entledigen sucht. In der Einsamkeit unterhält er sich mit der Vorzeit, den ausgezeichnetsten Menschen aller Länder und Völker, und dem Schatze von Kenntnissen, den sie ihm hinterlassen haben, oder er vernimmt die Belehrungen der weisen Männer, die viele Meilen weit von ihm entfernt leben. Er ist nicht auf die Spanne der Erde eingeschränkt, auf der er geboren wurde. Was in ihren entlegensten Gegenden vorgeht, kommt ihm zu Ohren, und er setzt vermittelst seiner Feder mit denen den vertrautesten Umgang fort, die der Ruf des Schicksals durch Länder und Meere von ihm getrennt hat. Kein Land, kein Volk, kein Gebiet des menschlichen Wissens ist ihm ganz fremd; er will alles lernen, alles sehen, seinen Geist in ewiger Thätigkeit neuer Gedanken erhalten, und er glaubt nur dann wirklich zu leben, wenn er die ganze Kraft, Fruchtbarkeit, Fülle und Mannigfaltigkeit des menschlichen Wirkens, wie den ganzen Reichthum der Natur, immer besser kennen lernt. Ohne sein Zimmer zu verlassen, ist er überall, hört, sieht, beobachtet alles, was längst vor ihm und weit von ihm ist und war! O wie reich ist er nicht durch Cultur, wie gut, wie edel ist er nicht durch sie! Folgsam dem Freunde in seinem Innern, der ihn nie

durch Doppelsinn täuscht, der jede Uebertretung rügt, jede gute That mit süßem Bewußtseyn lohnt, wird er durch seine Cultur ein Segen derer, unter denen er lebt. Sein vom Wohlwollen glühendes Herz arbeitet unaufhörlich zum Besten seiner Zeitgenossen und der Nachwelt, und die Gesellschaft, in der er lebt, verschafft ihm tausend Hände, die ihn bei seinen menschenfreundlichen Unternehmungen zu unterstützen bereit sind. Vollendet er diese glücklich, so kommt ihm die Achtung seiner Mitbürger, so schallt ihm ihr Dank entgegen; mit freudigem Entzücken sieht er auf die Segensquelle, die er seinen Nachkommen geöffnet hat, er knieet, im höchsten Wonnegefühl, vor dem nieder, der ihm Willen, Kraft und Gelingen gab, und Tausende stimmen in seine andächtigen Empfinduugen ein. Durch reine Genüsse und gemeinnützige Thaten erweitert er die engen Gränzen seines Erdenlebens, und er bebt nicht, am Abende desselben seine Seele in die Hände des Vaters zurückzugeben, dessen Wohlthun er bisher zu oft empfand, als daß ihn Zweifel über eine höchst glückliche Fortdauer beunruhigen könnten.

Gewiß fühlen unsere Leser bei dieser Schilderung, wie ehrwürdig der Mensch durch geistige und sittliche Cultur werde, die, wie ein neuerer philosophischer Schriftsteller sagt, nicht in zurückschreckender Strenge, nicht in moralischem Kleinsinn besteht, sondern in moralischem Zartgefühl, vereint mit dem freien, umfassenden Blick, der nichts Brauchbares im Kreise der Menschheit ausschließt, sondern auch dem Physischen durch moralische Zwecke Schönheit und Dauer sichert; fühlen, wie nur durch diese Cultur sich sein ganzer Werth entwickelt, und ihm eine unerschöpfliche Quelle der reinsten und edelsten Genüsse, der reichsten Segnungen eröffnet werde. Wer kann aber dabei ohne Wehmuth an die Völker gedenken, die noch so unendlich weit davon entfernt sind? Aber gewiß wird ihr göttliches Licht endlich auch bei ihnen durchbrechen, die menschliche Vernunft wird nicht immer unterliegen. Sollten wir nicht mit solchen Hoffnungen diesen Abschnitt zu schließen berechtiget seyn? Bald wird kein Volk mehr auf

der Erde wohnen, das, wie die Bewohner der marianischen Inseln, bei Magellans Landung, keinen Begriff vom Feuer hat, die Flamme für ein Thier, das sich vom Holze nährt, das Verbrennen für den Biß desselben hält! Brach nicht manchen wilden Völkern, durch die Besuche von cultivirten Nationen, die schöne Morgenröthe der Cultur an, und lebt und webt nicht in unsern Zeiten ein humanerer Geist in jenen Reisen zu ihnen, die im Anfang die Gewinnsucht nur unternahm, und Grausamkeit auf ewig brandmarkte. Schon sucht eine ehrwürdige Religions-Gesellschaft den Neger und den Caraiben menschlicher zu machen. Die Propaganda in Rom vereinigt den Malayen mit dem Huronen, den Neger mit dem Brasilianer. Die Pressen von Paris und Rom suchen durch mehr als vierzig ausländische Charaktere Licht in fremde Gegenden zu bringen. Des unvergeßlichen Franke Stiftungen werden eine hohe Schule für Indien. Männer, wie Mungo Park und Hornemann, durchstreifen das Wunderland Afrika in allen Richtungen. Neger studiren in Holland und England, Japanesen in Neapel, Chinesen in Irkuzk, um ihr Vaterland aufzuklären. In eben der Absicht verläßt der gute Li-Bu, des edeln Abba-Tulles Sohn, seine Pelew-Insel, und Omai sein paradiesisches Taheiti. Bligh führt den Brodbaum aus dem Südmeere nach Westindien, la Perouse bringt den Südseeländern eine Baumschule von Orangen, Citronen und andern Bäumen; andre Weltumsegler führen armen Völkern Hausthiere und Sämereien zu, um sie durch Ackerbau und Viehzucht auf die ersten Stufen der Cultur und zum gesellschaftlichen Verein zu führen, und auf der Ostküste (Botany-Bay) eines großen Continents, Neuholland, schafft die Weisheit einer Regierung ruchlose Missethäter in brauchbare Staatsbürger um; hier wird der berüchtigte, aber talentvolle, Taschendieb Barrington zu einem würdigen Manne, der die Aufsicht über die Verwiesenen mit Ehre führt, und uns mit schätzbaren Nachrichten vom Aufblühen der Kolonie in Neu-Südwales bereichert.

Wer freut sich nicht dieser Aussichten für die fort-

schreitende Cultur der Menschheit? Wer segnet nicht ihre mannigfaltigen Wohlthaten? Und wer läßt sich dadurch in ihrer Werthschätzung irre machen, wenn hie und da Menschen die Gränze überschreiten, und eine armselige Ueberfeinerung, die wieder gewisser Massen zur Wildheit zurückführt, an die Stelle der Cultur tritt? So hörten wir in unsern Tagen Menschen vor übergroßer Vernunft alles, sich selbst ausgenommen, bezweifeln; sahen in cultivirten Ländern viele aus vermeintlicher Aufklärung alle Fesseln zerbrechen, alle Bande zerreißen, alle Rechte mit Füßen treten, und selbst im Aeußerlichen schien man zur Wildheit zurückkehren zu wollen. Aber wie klein müßte man von der Cultur und ihrer Macht denken, wenn man um solcher Armseligkeiten willen für ihr Fortschreiten bange seyn sollte?

Vierter Abschnitt.

Inhalt.

Abstammung aller Menschen von Einem Paare. Aufenthalt und Zustand dieses ersten Menschenpaars. Verbreitung der Menschen und allmälige Bevölkerung der Erde. Herrliche Anstalten der Vorsehung für den Wohnplatz der Menschen.

Wer der ältesten und ehrwürdigsten Urkunde von der Geschichte des Menschengeschlechts, die uns Moses in seinen Büchern aufbewahrt hat, und der daraus abgeleiteten Versicherung, die Paulus in Athen öffentlich vor-

trug, „Gott habe gemacht, daß von Einem Blute aller Menschengeschlechter auf dem ganzen Erdboden wohnen sollen,“ Glauben schenkt, bei dem könnte man des Beweises für die Abstammung aller Menschen von Einem Paare gänzlich überhoben seyn. Allein, da diese Behauptung in neuern Zeiten geradezu geläugnet wurde, da achtungswürdige Männer sie darum in Zweifel zogen, weil ihr Scharfsinn in der Natur des Menschen unwiderlegliche Gründe entdeckt zu haben glaubte, die Unmöglichkeit der Abstammung aller Menschen von Einem gemeinschaftlichen Stammvater zu behaupten; so dürfen wir eine so wichtige Streitfrage nicht mit Stillschweigen übergehen.

Der Haupteinwurf gegen die Abstammung aller Menschen von Einem Elternpaare ist von ihrer Verschiedenheit in Absicht auf Größe, Bau, Farbe u. d. hergenommen. Allein sind nicht viele der auffallendsten Abweichungen unter den Völkern der Erde Folge der Künstelei und widernatürlichen Behandlung, oder ihrer Lebensweise und Sitten, oder ihres Aufenthalts und ihrer Nahrung? Ist nicht die Natur ganz unschuldig daran, wenn der sonderbare Mensch alle Kunst anwendet, um in China ein erhabnes Hinterhaupt, in Astrakan eine breite, in Canada eine runde, in Maranhon eine eckige Stirn zu haben; wenn die Chineserin ihre Füße verunstaltet, der Caraibe sich den Kopf platt drückt, der Neuholländer oben und unten zwei Vorderzähne ausbricht oder seiner Gattin einen Finger verstümmelt? Hat nicht das Klima, zumal wo der Grad von Hitze und Kälte sehr stark ist, einen sichtbaren Einfluß auf Farbe und Bildung, so daß, je größer die Wärme ist, desto schwärzere Menschen gefunden werden, und die Schwärze der Haut mit dem Grade der Wärme abnimmt, bis sie endlich im kalten Klima völlig weiß wird? Die schwärzesten Menschen, glänzend wie Ebenholz und mit wolligen Haaren, leben am Senegal, wo das Thermometer im Schatten oft 112—117 Grade Fahrenheit zeigt. Der Marokkaner aber und der Hottentott haben schon ein weit helleres Schwarz oder Braun, weil von dem Vaterlande des erstern das Schnee-

gebirge Atlas die brennenden Südwinde abhält, der andere aber überhaupt in einem gelinden Klima lebt. In Asien, wo der über das große Südmeer kommende Ostwind die Hitze kühlt, wird die Hautfarbe gelb, und wo die Wärme am größten ist, olivenbraun, schwärzlich gelb, wie bei den Hindostanern, Malabaren; und in Europa geht sie endlich aus dem Gelb, das man noch in Südspanien bemerkt, in Weiß über, das um desto reiner und blendender wird, je nördlicher und kälter das Klima ist. Geht doch sogar die Einwirkung desselben so weit, daß gewisse Völker, die in solche Länder einwanderten, wo die angeführten Verschiedenheiten statt finden, endlich den Eingebornen völlig gleich sahen! Wurden ja die Saracenen und Mauren, die im siebenten Jahrhunderte das nordöstliche Afrika einnahmen, und die Portugiesen, die sich im vierzehnten Jahrhunderte am Senegal niederließen, wahre Neger, so wie die Juden, die sich in Habessinien niedergelassen haben, allmählich so schwarz, wie die Eingebornen, geworden sind. Sah nicht der Arzt Caldanus in Venedig einen Neger, der als Kind dahin gekommen war, nach und nach seine Schwärze so verlieren, daß er nur noch gelblich schien? Bemerken wir nicht selbst in unsern Gegenden, daß der Landmann von der Sonne bräuner gefärbt ist, als der Städter, der sich ihren Strahlen zu entziehen weiß, und müßen diese nicht noch weit kräftiger in heißen Ländern wirken, je mehr man sich ihnen Preis gibt, oder vor ihnen verwahrt. Bei den nördlicher wohnenden, zumal vornehmern Malabaren, nähert sich die Farbe schon dem Gelblichen, da hingegen die von geringern Ständen, die des Tages Last und Hitze im Freien tragen, schwarz sind. Mitten unter Negern lebt die kleine, langarmige Nation der Quimos, und behält, trotz ihrem Negerwollhaare, eine helle Hautfarbe, weil sie in einer kältern Gebirgsluft wohnt, und unter dem Schutze ihrer dicken Wälder bleiben die wilden Bedas mitten in Ceilan heller als die übrigen Ceilaner, obgleich sie sicher Ein Volk mit diesen ausmachen, und wie sie die allgemeine Kandische Sprache reden. Mit großem Scharfsinne hat

Kant aus physischen Gründen gezeigt, wie sich die Verschiedenheit der Hautfarbe der Menschen erklären lasse, ohne daß man nöthig habe, zu verschiednen Stammeltern seine Zuflucht zu nehmen. Nach ihm entsteht die Schwärze des Mohren von der feuchten Hitze durch Ausführung des Phlogistons; das Olivengelb des Hindus von trockner Hitze durch Absonderung des flüchtigen Alkali; das Kupferroth des Amerikaners von feuchter Kälte durch Ausdünstung der Luftsäure; und nur die trockne Kälte im Wohnsitz der Weißen bringt eine so vollkommne Mischung der Säfte hervor, daß alles darin aufgelöste Eisen, weder durch ein Salz, noch durch irgend eine Säure niedergeschlagen wird. Mag auch der kleine Polarmensch mit seinem großen Kopfe und den kurzen Füßen noch so häßlich aussehen, sein Abstand von dem schönen, schlanken Griechen läßt sich erklären, ohne an eine andere Abstammung zu denken. Kommen ja überall die Kinder so auf die Welt, daß ihre großen Köpfe und kurzen Füße und Schenkel den sonstigen Verhältnissen des menschlichen Körpers durchaus nicht entsprechen, und ihr Ebenmaaß erst bei ihrem ungehinderten Wachsthume erlangen. Da nun aber dieses bei den Polarmenschen durch die Kälte, die alle Pflanzen und Thiere nur zu einer kümmerlichen Größe gedeihen läßt, sehr gehemmt wird, so müßen die Köpfe ungestalteter, und die Füße unförmlich klein bleiben. Aber auch hierin sehen wir das Wohlthätige einer scheinbaren Unvollkommenheit. Desto eher kann nun auch in dem kleinen, ungestalteten Körper des Polarmenschen das Blut in den vom Herzen weniger, als bei andern, größern Menschen entfernten Theilen des Leibes seine Wärme behalten; es vollendet seinen Umlauf schneller, und vermindert so den nachtheiligen Einfluß der Kälte. Doch wir dürfen die Beweise, wie, auch bei erwiesen gemeinschaftlicher Abstammung, sich dennoch zuweilen auffallende Verschiedenheiten in der Bildung zeigen, eben nicht bloß aus der Ferne suchen. Findet man nicht oft unter leiblichen Geschwistern Stumpf- und Spitznasen, aufgeworfne und feine Lippen,

lichte und schwarze Haare, Brünetten und Blondinen? Vererben sich nicht zuweilen gewisse organische Auszeichnungen auf Kinder und Enkel, verschwinden aber auch wieder? Können nun mitten unter den Europäern solche Abweichungen entstehen, und sich vererben, welche Veränderungen muß nicht erst das Klima und eine ganz andre Lebensweise hervorbringen? So ist denn also die Verschiedenheit der Menschen durchaus kein entscheidender Grund gegen die Einheit ihrer Abstammung. Andre Einwürfe gegen sie können wir unmöglich ausführlich beantworten, da sie wirklich theils von keiner so großen Wichtigkeit sind, theils aber zu weitläufiger Erörterungen bedürfen würden. Sollte übrigens ein blinder Nachbeter des scharfsinnigen Home's unsre Leser in ihrem Glauben an die Abstammung aller Menschen von Einem Paare dadurch irre machen wollen, daß er ihnen die Fragen vorlegte: Warum es dann in den heißen Gegenden Amerikas keine eingebornen Neger gebe? Warum da die Menschen kupferroth seyen? Warum die Neger nicht weiß werden, wenn man sie in ein andres Klima versetzt? Warum denn nicht auch jedes Klima seine eigne Menschengattung haben sollte, so wie es seine Thiere und Gewächse hat? Wie es möglich sey, ohne Wunder anzunehmen, die Verschiedenheit der Racen und Völkerstämme zu erklären? Warum gewisse Menschen sich nur für ein gewisses Klima schickten, sich unter einem andern Himmel oft übel befänden, und selbst die Nahrungsmittel nicht für alle Menschen gleich zuträglich wären, so daß für so verschiedne Produkte auch verschiedne Menschengattungen erschaffen seyn müßten? Woher die verschiednen Sprachen kämen, wenn alle Völker einerlei Ursprung hätten, und wie selbst der Gemüthscharakter Verschiedenheiten verrathe, die sich nicht aus zufälligen Ursachen, sondern nur aus einer verschiednen Abstammung erklären lassen? — Sollten uns diese und ähnliche Fragen und Einwürfe gegen die Wahrscheinlichkeit gemeinschaftlicher Stammeltern vorgelegt werden; so kann uns eine genauere Länder-, Völker- und Geschichtskunde sicher in den Stand setzen, diese Einwendungen zu entkräften.

Wir dürfen dann nur antworten: daß Amerika keine Neger habe, weil die über große Meere und Eisflächen wehenden Winde und die ungeheuren Flüsse, gegen die unsre Donau und unser Rhein wasserarme Regenbäche sind, das Klima auch der heißern Zonen abkühlen, und andre Farbenabstufungen hervorbringen; daß der Neger wirklich etwas von seiner Schwärze in einem andern Lande verliere, und man noch lange nicht hinlänglich untersucht habe, was aus einer Negerfamilie, wenn sie in ein kälteres Klima versetzt würde, allmählich in der vierten oder fünften Generation werden möchte; daß es nicht nöthig gewesen sey, gewissen Ländern eigne Menschengattungen zu geben, weil der Mensch die große Fähigkeit besitzt, überall zu leben und anzuarten, und daß ja auch Thiere und Gewächse sich weit genug verpflanzen lassen, dann aber auch auffallend genug von ihrem Stamme sich entfernen und unterscheiden. Wir dürfen nur weiter antworten: daß man nach den Verschiedenheiten der Menschen, die man täglich vor Augen sieht, eben keine Wunder annehmen dürfe, um die Verschiedenheiten des menschlichen Geschlechts überhaupt, auch ohne mehrere Stammeltern vorauszusetzen, begreiflich zu finden; daß die reich besetzte Tafel des Schwelgers hinlänglich zeige, wie sein Magen die Produkte aller Zonen verdauen könne; daß zwar jedes Volk, welches auswandert, die Sprache seines Stammlandes mit sich nehme, daß aber gar viel darauf ankomme, unter welchen Umständen sich dasselbe zerstreue, indem ein rohes Volk nur wenig Wörter mitzunehmen habe, und seine Sprache erst durch die neuen Gegenstände, die es in dem gewählten Wohnsitze antrifft, und die Lebensweise, die es einschlägt, bereichert und gebildet werde; und daß endlich die Verschiedenheit der Gemüthsart der Völker gar nichts für die Nothwendigkeit verschiedner Stammeltern beweise, da ja in Einer Familie, unter leiblichen Geschwistern, das Eine verständig, offen, freigebig, wohlwollend, lebhaft, das Andre einfältig, verschlossen, geizig, boshaft, träg seyn kann, und da in Einem Volke die weisesten, besten, edelsten Menschen neben nichtswürdigen und rohen

wohnen können, und unter diebischen Insulanern die redlichen Ehris, und mitten unter grausamen Canadiern eine Familie voll edler, reiner Menschenliebe gefunden wurde.

So verschwinden alle Bedenklichkeiten gegen die Abstammung des Menschengeschlechts von Einem Paare. Aber sie wird nicht nur höchst wahrscheinlich, weil sich die Einwürfe gegen sie heben lassen, sondern sie wird auch gewiß, weil Beweise genug für dieselbe vorhanden sind, die kein Zweifel entkräften kann. Zu diesen rechnen wir die ehrwürdige Autorität der ältesten Urkunden; die Geschichte der Auswanderungen und den Zusammenhang der Menschenracen, der dann sichtbarer wird, wenn man nur die zahlreichen Mittelracen, die Schattirungen und Uebergänge nicht übersieht, und nicht sogleich den Neger und den Europäer neben einander stellt; die außerordentliche Fähigkeit des menschlichen Naturells, die Eindrücke von Klima, Nahrungsmitteln, Sitten anzunehmen; die großen Beispiele in der Thier- und Pflanzenwelt, wie weit ein organisches Wesen von seinem Stamme durch den häuslichen Zustand, oder Domesticität, abarten könne; die anatomische und physiologische Aehnlichkeit aller Menschen; die allen gemeinschaftlichen Fähigkeiten und Anlagen des Verstandes und Herzens, da unter allen Völkern weise und gute Menschen angetroffen werden; und endlich noch die Zeugungsfähigkeit aller noch so verschiednen Racen miteinander, was als Hauptkennzeichen von der Einheit der Menschenspecies angesehen werden muß; dieß sind die großen und entscheidenden Beweise für die Abstammung aller Menschen von Einem Paare.

Allein hier wirft nun die Neugierde gern die Frage auf: Wie mag dieses erste Menschenpaar ausgesehen, wo sich aufgehalten haben? Wie mag sein Zustand beschaffen gewesen seyn? Und auf welche Art können sich seine Nachkommen überall verbreitet haben? Gern leisten wir auf die Beantwortung der ersten Frage Verzicht. Denn so wie sich der Europäer die ersten Menschen weiß denkt, so möchte der Neger sich dieselben nicht anders als schwarz, der Mexikaner nur kupferroth vorstellen können. Mit

mehr Gewißheit aber dürfen wir behaupten, daß der Wohnsitz des ersten Menschenpaares wohl nicht die kalten, unfreundlichen Gegenden, die an den Polarkreis gränzen, gewesen seyn mögen. Dahin kann nur Zufall und Noth einige ihrer Nachkommen, nicht aber die Hand des Schöpfers die Stammeltern geführt haben. Denn wie schlecht wären sie, sich selbst überlassen, gegen die strenge Kälte und die Veränderlichkeit der Witterung der kalten und gemäßigten Zone verwahrt gewesen! Nur das sanftere, wärmere Klima in der Nähe oder innerhalb der Wendekreise, wo thierisches und vegetabilisches Wachsthum und Leben seinen Cirkel schneller durchlauft, wo der Baum goldne Früchte und die Erde gesunde Wurzeln ohne Pflege hervorbringen, wo ein reiner, blauer Himmel und das ewige Grün der Wälder kein anderes Obdach vermissen lassen; da mag die Menschheit in ihren Stammeltern das Licht der Sonne zum ersten Male gesehen haben. Hier fühlten diese keine Unbequemlichkeiten, Beschwerden und Gefahren; hier umgab sie reicher Ueberfluß von gesunden, wohlschmeckenden Früchten, die durch ihren äußern Reiz zum Genusse einluden, was die älteste Urkunde mit den Worten ausdrückt: Gott pflanzte einen Garten in Eden, und setzte die Menschen darein. Wo dieses gelegen habe, das wird wohl nie erforscht werden, so genau auch seine Lage nach den Flüssen angegeben ist, in Ansehung derer sich gelehrte Forscher wohl über den Euphrat und Tigris, nicht aber über den Pison und Gihon vereinigen konnten. Spätere Revolutionen, wie etwa jene furchtbare mosaische Wasserfluth, haben diese Gegend vielleicht jetzt zum Meeresgrunde gemacht. Höchst glücklich muß der Zustand der zwei ersten Menschen gewesen seyn. Tausend neue, unbekannte Gegenstände boten sich ihren Sinnen dar, und nichts störte sie in dem Entzücken, dem sie sich überließen. Keine Sorge für Bedürfnisse, keine unangenehmen Erinnerungen, keine Furcht vor der Zukunft, keine der unzähligen Rücksichten, die im gesellschaftlichen Leben unvermeidlich sind, keine regellosen Leidenschaften, nichts unterbrach ihre reinen Genüsse, die ihnen durch die Sinnen, wie durch ihre

vermehrte Erkenntniß zuströmten, und durch die zunehmende Fertigkeit, sich ihre Empfindungen in Worten mitzutheilen, erhöht werden mußten. Aber diese kindliche Unschuld und der Friede, der sie begleitete, gieng verloren. Die ersten Menschen versuchten nach und nach ihre Kräfte, machten von ihrer Freiheit Gebrauch; Begierden erwachten, und siegten über die Vernunft, und der Mensch wurde zum ersten Male mit den lästigen Empfindungen der Reue bekannt.

Das lange Leben der ersten Menschen, das ein glückliches Klima, eine einfache Lebensweise und Sorgenfreiheit begünstigen mochte, wirkte nothwendig auf größere Fruchtbarkeit und schnelle Bevölkerung. Aber auch ohne jene besondern Umstände in Anschlag zu bringen, hat Süßmilch berechnet, daß schon vor der Sündfluth die Welt so stark wie jetzt bevölkert seyn konnte, und Euler zeigt in einer Tabelle, daß nach 300 Jahren von einem einzigen Paare vier Millionen Nachkommen leben konnten. Man erstaunt um so mehr über diese schnelle Zunahme, wenn man bemerkt, daß Euler in dieser Tabelle für jede Ehe mehr nicht als sechs Kinder rechnet. Diese schnelle Vermehrung mußte die Menschen nöthigen, sich entweder zu trennen, oder durch Fleiß dem Mangel des Unterhalts zu vorzukommen. Hiezu boten ihnen Jagd, Viehzucht und Ackerbau die Mittel dar. Die Mühseligkeiten der Jagd, bei sehr schlechten Waffen, und die durch die vielen Schützen sich immer mehr vermindernde Ausbeute derselben, da eine Menge Thiere getödtet, und mehre ganz verscheucht wurden, mochte die Aussicht in die Zukunft sehr düster machen, vielleicht aber auch den glücklichen Gedanken eingeben, junge Thiere zu fangen und zu erziehen, indeß andre lieber der Erde Früchte abgewinnen wollten. So sehen wir schon in des Stammvaters Familie Ackerbauer und Hirten, sehen aber auch da schon Veranlassung zu einem Zwiste, der sich mit einem Brudermorde endigte. Denn wie leicht konnte die Heerde des Einen die Hoffnungen und Früchte des Fleißes des Andern verwüsten. Allein nicht lange konnte das so bleiben. Der Strich Landes wurde für Menschen und

Thiere zu eng. Man mußte sich zerstreuen. Manchem wurde das Hirtenleben zu träg und unthätig. Er zog das Jagen vor. Das ewige Morden, die Entfernung von der Familie und den sanften Gefühlen der Häuslichkeit gab den Jägervölkern einen gewissen Charakter von Wildheit: andre näherten sich den Küsten und wurden Fischervölker. Saufter mochten die Sitten der Hirtenvölker und Landbauer bleiben. Ihr Gewerbe fesselte sie mehr an die Ihrigen, erhielt sie in glücklicher Verbindung mit Weibern und Kindern, und der Trieb, die leeren Stunden, die diese Lebensweise ließ, mit etwas Unterhaltendem auszufüllen, rief sicher manche nützliche Erfindung hervor. Aber die unaufhörlich steigende Bevölkerung machte für die Jägervölker einen größern Jagdbezirk, für die Hirtenvölker und Landbauer ausgebreitetere Aecker und Wiesen nöthig. Es entstehen Streitigkeiten, Kriege, Unterjochung, Sclaverei — aber auch Auswanderungen. Daß ihnen dabei nicht alle die Seeen und Meere, die wir jetzt auf unserer Erdkugel sehen, im Wege gestanden, daß damals manche jetzige Inseln mit dem festen Lande noch zusammen gehangen haben mögen, und mancher jetzt vom Meere ganz umfloßne Welttheil mit einem andern verbunden gewesen seyn müße; daß ungeheure Erdrevolutionen sich ereignet haben, durch die das Land entstand, wo zuvor Meeresgrund war, und die See dagegen manche sonst blühende Länder jetzt bedecke, so daß nur die Spitzen der Gebirge, als Inseln, sich aus dem Wasser erheben, das lehrt uns der Anblick unsrer Erdkugel deutlich. Eben dadurch wird aber auch die Bedenklichkeit beantwortet, wie die Nachkommen eines Paares sich auch da ansiedeln konnten, wo wir, theils der Meere, theils des Mangels an tauglichen Fahrzeugen zu weiten Seereisen wegen, nicht begreifen können, wie sie da hingekommen seyn mögen. Es ist nur Vermuthung, wenn man sich die Verbreitung der Menschen ungefähr folgender Maßen denkt. Der erste sich freiwillig trennende oder verjagte Stamm folgte wahrscheinlich einem großen Flusse, und suchte fruchtbare Gegenden auf. Aber auch hier veranlaßte die zunehmende

Bevölkerung Trennungen. Wohl mögen die auswandernden Horden im Anfange gegen den Aufgang der Sonne hin, dem schönsten, anziehendsten Phänomen, das die Welt hat, gegangen seyn. So wurden vermuthlich vom Lande der Patriarchen aus Sina und Indien, dann die Länder, die damals Asien mit Amerika vereinigen mochten, zuerst bevölkert, worauf sich die Bewohner bis in's südliche Amerika herabzogen. Fand man ja bei den Einwohnern des letztern, die weit gesitteter waren, als die Neuseeländer, Neuholländer, u. a., Kenntniß von der Sündfluth, von Noah und von einer weiten Wanderung bis zu ihren jetzigen Wohnsitzen. So wie die Auswanderungen erst gegen Morgen gegangen waren, so zogen nun andre gegen Mittag, und verbreiteten sich über das Mongolische Reich, Arabien, Südafrika; andre gingen gegen Abend zu, und Persien, Kleinasien, Aegypten, Nordafrika, auch Griechenland und Südeuropa bekamen ihre Bewohner. Endlich aber überstiegen auch einige, da der Ocean immer mehr gegen den Pol zurückwich, die hohen uralischen Kettengebirge, und Nordeuropa, Rußland, Polen, Deutschland, Skandinavien, Britannien erhielt nun auch seine Einwohner. Nur später hoben die äußersten Polarländer ihr Haupt aus dem Meere empor. Die Noth mochte auch in diese rauhen Gegenden Menschen treiben, und so bildeten sich die Ostiaken, Samojeden, Eskimos und andre Völker, in denen das Gepräge ihrer Urväter durch Absonderung und unfreundliches Klima freilich sehr verwischt ist. Wenn man diese innerhalb mehrerer Jahrtausende erfolgte Bevölkerung der Erde überdenkt, so möchte man besorgen, sie möchte endlich dem Menschengeschlecht zu enge werden, und kein Raum mehr vorhanden seyn, um neue Kolonieen auszusenden. Allein, wenn man auf der andern Seite nicht vergißt, wie das Gift des Luxus, die Wuth des Krieges, und das zahllose Heer der Bedürfnisse, Sorgen und Krankheiten der allzugroßen Vermehrung Schranken setzen; wie der Mensch durch Verstand und Kunstfertigkeit dem Erdboden unendlich mehr abgewinne, als er dem Wilden und Nomaden

freiwillig liefert; wie viele Länder noch menschenarm und von stolzen, trägen Barbaren bewohnt seyen; wie Cook unter der südlichen Spitze von Amerika neue Inseln entdeckt habe, auf denen, ihrer Kälte und Unfruchtbarkeit wegen, weder Menschen noch Thiere wohnen, die aber sicher einst noch bewohnbar werden, so wie Madeira und Island vor 200 — 300 Jahren auch noch keinen Einwohner hatte, so darf uns nicht bange seyn, daß es je dem Menschen an Raum fehlen werde.

Unmöglich können wir hier die liebreichen Anstalten des Schöpfers verschweigen, damit unsre Erde ein Wohnplatz für die größtmögliche Anzahl glücklicher Geschöpfe sey. Man verändere die Neigung der Erde gegen die Sonne, und es wird schon nicht mehr so viel bewohnbares Land für den Menschen vorhanden seyn. Man sollte denken, die Polarkreise müsse die unerträgliche Kälte und die langdauernde, halbjährige Nacht eben so unbewohnbar machen, als die heiße Zone die senkrecht auf sie fallenden, alles ausdorrenden Strahlen der Sonne. Aber theils tritt im heißen Erdgürtel, gerade wenn die Sonne am höchsten steht, die wohlthätige Regenzeit ein, die die Luft erfrischt; theils verhindert auch die immer gleiche Dauer des Tages, welcher unter der Linie das ganze Jahr hindurch zwölf Stunden lang ist, daß die Sonne den Erdboden nicht so durchglühen kann, als wenn sie, wie bei uns im Sommer, siebzehn Stunden über dem Horizont bleibt; dagegen aber auch die stets zwölfstündige Nacht jener Gegenden den Erdboden weit mehr abkühlen kann, als wenn sie, wie im höchsten Sommer bei uns, nur sieben Stunden dauerte. Hiedurch, und durch die hohe Lage jener Länder über der Meeresfläche wird die Hitze so gemildert, daß es in der Provinz Qstito, die nahe an der Linie liegt, nicht heißer, als 50 Grade von ihr ist. Die schneidende Kälte der Polarländer aber zu ertragen, gab die Vorsehung ihren Bewohnern Wälder und Pelze, und ihre lange, sechsmonatliche Nacht, die die eine Hälfte des Jahres ausmacht, dessen andre Hälfte ein sechsmonatlicher Tag ist, wird durch eine Dämmerung, die vor dem Ein=

tritte dieser langen Nacht zwei Monate, und vor dem Anbruch des langen Tages eben so lange dauert, erträglicher gemacht, so daß die eigentliche Nacht nur zwei Monate währt. Den gemäßigten Zonen gab die Vorsehung die größte Ausdehnung, ließ mehr als die Hälfte der Erdoberfläche einnehmen, wog mit großer Weisheit das Verhältniß zwischen Land und Meer ab, verwies die größten Wassermassen in die unbewohnbaren Gegenden des Südpols, verlegte das meiste Land unter segensvollere Himmelsstriche, und theilte mehrere Länder der heißen Zone in zahlreiche Inselgruppen, um durch die Dünste des Oceans und frische Winde ihre Glut zu kühlen. Schon aus dem Angeführten erhellet, daß wir sehr irren würden, wenn wir die Temperatur der Luft, die Wärme und Kälte der Länder, ganz allein nach ihrer Entfernung vom Aequator, oder dem Erdgürtel, in dem sie liegen, beurtheilen wollten. Es darf uns daher nicht befremden, wenn wir in einem und demselben Grade der Breite Völker finden, die den Einfluß eines höchst verschiedenen Climas an Geist und Körper verrathen. Die ganze amerikanische Halbkugel unsrer Erde ist dem Scepter der Kälte weit mehr unterworfen, als die der alten Welt. Länder, die mit den schönsten und fruchtbarsten Erdstrichen Europas in Einer Breite liegen, drückt ein Frost, der fast alle Pflanzen am Gedeihen hindert. Neufoundland, Canada, die südlichen Länder der Hudsonsbay, das Land der Eskimo sind den größern Theil des Jahres mit Schnee bedeckt, und eine furchtbare Kälte herrscht daselbst, ob sie gleich mit Frankreich und Großbritannien und unsern gesegneten Rhein- und Maingegenden Eine Polhöhe haben, und eine gelinde Luft athmet der Peruaner in eben der Entfernung vom Aequator ein, wo die Sonnenglut den Neger schwarz brennt. In Quito sollte man, wie schon gedacht, die brennendste Hitze vermuthen, und doch läßt sich keine glücklichere Temperatur gedenken. Ueberhaupt ist die südliche Hälfte der Erdkugel merklich kälter als die nördliche, wozu der Umstand, daß die Sonne 8 Tage länger an der Nordseite als an der Südseite verweilt, beitragen mag.

Welche ungeheuren Eisinseln findet man nicht gegen den Südpol hin! Sie scheinen ewiges Eis zu seyn, und machen jede Annäherung unmöglich.

Wir begnügen uns mit diesen Winken von den herrlichen Anstalten des Schöpfers für den Wohnplatz des Menschen. Ganz durften wir sie nicht mit Stillschweigen übergehen, da der Fleck Erde, der ihm angewiesen war, einen so großen Einfluß auf ihn selbst hat.

Fünfter Abschnitt.

Inhalt.

Verschiedenheit der Menschen in Absicht auf Hautfarbe, Leibesgröße, Haarwuchs, Augen, Ohren, Nase, Schultern, Füße, Hirnschädel, Schönheit und Häßlichkeit. Alte Deutsche. Tscherkassierinnen. Ursachen der Verschiedenheit. Einfluß des Himmels, des Bodens, der Nahrungsmittel auf Veredlung und Ausartung und auf die mannigfaltige Verschiedenheit der Menschen.

Hat uns der vorige Abschnitt mit der Abstammung aller Menschen von Einem Paare beschäftiget, hörten wir, wie seine Nachkommen sich verbreitet und die Erde bevölkert haben; so müssen wir nun auch die ausserordentliche Verschiedenheit dieser Kinder eines gemeinschaftlichen Stammvaters näher kennen lernen. Erstaunen werden wir über den Abstand des zwergartigen Lappen vom riesenhaften Patagonier; des schwarzen Afrikaners mit plattem Gesicht und wolligen Haaren vom Europäer, der mit den regelmäßigsten Zügen eine weiße Haut und ein schönes Haar

verbindet; des eckelhaften Hottentotten vom reinlichen Holländer; des dummen Huronen und thierischen Pescherähs von Kant und Herder. Aber nur so lange werden wir nicht begreifen können, wie diese alle Kinder Eines Stammpaares seyn können, so lange wir die zahlreichen Mittelstufen, die die Uebergänge unmerklicher machen, und die auch im Verworfensten unauslöschlichen Züge seines Urstammes, übersehen.

Betrachten wir die Mitglieder der großen Menschen-Familie, so kann uns vor allen Dingen die auffallende Verschiedenheit ihrer Hautfarbe nicht entgehen. Vom blendenden Weiß des nördlichen Europäers, der Tscherkassierinn, des Georgiers, bis zum Sammetschwarz des Negers am Senegal und Gambia, welche Abstufungen finden nicht zwischen ihnen statt! Und wie angenehm würde es uns überraschen, wenn wir zwischen diesen beiden Extremen die gelben Ostindier, röthlichen Caraiben, rothbraunen Peguaner, schwarzbraunen Südseeinsulaner, schwarzgelben Guanches, oder ersten und ältesten Einwohner der Canarischen Inseln, mit dem Mehr und Minder ihrer Schattirungen so gestellt sähen, daß uns die Uebergänge sichtbar würden! Aber wo hat nun wohl die Hautfarbe des Menschen ihren Sitz? In dem äußersten, höchst feinen und durchsichtigen Oberhäutchen des Körpers, oder in der darunter liegenden Schleimhaut, die das malphigische Netz heißt, oder in der eigentlichen Haut? Die meisten Stimmen sind für die Schleimhaut, die bei allen Menschen mehr oder weniger Farbe hat. Woher sie aber diese erhalte, ob der Grund im Blute, in der Galle, im Fett oder sonst wo liege, darüber waren die Meinungen äußerst getheilt, und besonders gab die Negerfarbe, als die auffallendste, zu gar vielen Streitigkeiten Veranlassung. Sichtbar haben Clima und Himmelsstrich auf die Hautfarbe Einfluß; besonders soll die Sonne auf die Secretion der Galle wirken, deren dicke Theile nun auf der Schleimhaut zurückbleiben, indeß die wäßrigen verdunsten. Auch tragen Sitten, Gebräuche, Lebensart, Nahrungsmittel, schlechtes Obdach und Ar-

muth, Mangel an Kleidung, Salben, Baden, Unreinlichkeit, gar viel zur Veränderung der Hautfarbe des Menschen bei, so wie die Vermischung der Stämme und Racen eigne und neue Schattirungen hervorbringt. Vom Neger und einer Weißen kommt ein Mulatte, halb schwarz halb weiß mit schlichten Haaren, ohne Spur der Neger-Wolle. Vom Mulatten mit einer weißen Frau ein bräunlicher Mensch, und von diesem mit einem Weißen, ein weißer Nachkomme, bei dem die Abartung schon verloren ist. Von dem Mulatten aber, dessen Vater ein Weißer und dessen Mutter eine Negerinn war, entsteht der Terceron oder Morissio, bei dem drei Theile weiß und ein Theil schwarz ist, so daß schon das Roth der Wangen durchschimmert, vom Terceron mit der Negerinn der Quarteron, dann der Octavon, und endlich ein ganz Weißer. Vom Creolen aber, oder dem von Europäischen Eltern in Amerika rein abstammenden Menschen, mit einer Amerikanerinn kommt der Mestiz, dann der Kostiz; vom Neger mit einer Mulattinn, oder auch umgekehrt, vom Mulatten mit der Negerinn der Sambo, und vom Neger mit einem ächten oder Originalamerikaner der schwarze Caraibe. Die Freigelaßnen auf der Insel St. Domingo führen den Namen farbige Menschen (Gens de couleur, Sang-mêlés). Unter ihnen sind eine Menge von Abstufungen in der Farbe. Der Ursprung von Vater und Mutter bestimmt die verschiedenen Klassen, deren man vom Mulatten bis zum Griffe und Marabon 100 annimmt. Und hiebei sind erst die unzählichen Schattirungen, die aus der Verbindung mit den Caraiben entstehen, nicht gerechnet. Auffallend ist die Erscheinung, daß die Verbindung von zwei Personen aus Einer dieser Klassen, allemal eine etwas dunklere Farbe hervorbringt, und daß der Negercreole in St. Domingo, das heißt, der daselbst von Negereltern Geborne, auffallende physische und moralische Vorzüge vor dem Afrikaner Neger hat. Doch, es ist Zeit, daß wir zu einer neuen merkwürdigen Verschiedenheit der Menschen, wir meinen ihre körperliche Größe, fortschreiten. Wir reden hier weder

von Riesen noch von Zwergen, deren wir als Ausnahmen und seltner Erscheinungen unter der Menschheit in einem andern Abschnitte gedenken werden; sondern bloß von dem, was ganze Nationen in dieser Rücksicht auszeichnet. Nur muß man sich über das, was man groß und klein nennt, vereinigen. Gewöhnlich heißt der groß, der über sechstehalb, der aber klein, der unter fünf Fuß hat. Dieß gilt vorzüglich vom männlichen Geschlechte, da das weibliche bei allen Nationen kleiner als jenes ist. Der beträchtlichste Abstand herrscht zwischen den Paragoniern, die eigentlich im untern Theil von Patagnay wohnen, und in die Gegend der magellanischen Straße, wo die elenden kleinen Pescheråhs leben, nur auf ihren Zügen kommen, und zwischen den Eskimos, so wie den noch etwas kleinern langarmigen Quimos in den madagaskarischen Gebirgen. Die Patagonier und einige Südseevölker haben sechs, einige bis auf sieben Fuß; die Eskimos vier Fuß, jawohl auch weniger. Ueberhaupt aber sind alle Polarmenschen sehr klein. Die strenge Kälte, von der ein mäßiger Grad der Entwicklung der Körpergröße so günstig ist, schrumpft sie zusammen. Daß übrigens Clima, Nahrungsmittel, Sitten, Lebensart, Erziehung, Freiheit und Sclaverei viel dazu beitragen können, ist wohl außer allem Zweifel. In solchen Umständen mag der Grund der Verschiedenheit der Völkerstämme und des Abstandes, den man zwischen den Völkern von celtischer und germanischer, und zwischen denen von sarmatischer und finnischer Abkunft entdeckt hat, liegen. Wahr ists, daß die Erstern, in Absicht auf Wuchs, Fähigkeiten und Sitten, sich vor den letztern sehr ausgezeichnet haben; aber eben so wahr ists auch, daß man sich in unauflösliche Schwierigkeiten verwickelt, wenn man darin eine unabänderliche Bestimmung der Natur finden will.

Indem wir hier von der verschiedenen Größe der Menschen reden, dürfen wir nicht verschweigen, daß eine Nation in Absicht ihrer ausarten, und ihren ausgezeichneten, schönen Wuchs verlieren könne, eine Bemerkung, die den Deutschen, Britten, Burgunder vorzüglich trifft und be-

schämt. Hören wir die gültigsten Zeugen, so waren unsre Vorfahren Menschen von ungeheurer Größe und Stärke. Cäsar, Tacitus, Mela, beschreiben sie so groß und furchtbar, daß selbst die Gallier ihren Anblick kaum ertragen konnten. Mit Bewunderung reden die alten Schriftsteller von der Schönheit der deutschen Weiber und Töchter, von ihren blonden, seidnen Haaren, der blendenden Weiße ihrer zarten Haut, den Rosen ihrer Wangen. Das blaue Auge hatte ein Feuer, daß mehrere Gallier dem Cäsar gestanden, ihr Blick sey nicht auszuhalten. Ohne sich durch die aufgefundenen Riesenknochen und die darauf gebauten Mährchen irre machen zu lassen, darf man als ganz zuverlässig annehmen, daß die alten Deutschen von 6 Fuß 3 Zoll bis an sieben Fuß reichten; und das waren nicht etwa Ausnahmen, das war Nationalschlag, war die gemeine Größe ihrer Kriegsheere. Mit dieser körperlichen Schönheit war auch ein gewisser Adel der Seele verbunden. Ihre Tapferkeit mußten selbst Feinde als beispiellos rühmen, ihre kaltblütige Verachtung des Todes überstieg allen Glauben, und hoher Muth verwandelte alle ihre Schlachtgesänge in Freudenlieder. Wünschen unsre Leser, wenn sie die Körpergröße und den hohen, unbezähmbaren Geist der alten Deutschen mit den Niederlagen und Friedensschlüssen ihrer Enkel vergleichen, den Grund einer so auffallenden Nationalausartung zu wissen; so wird man sie vorzüglich an die Veränderung des Climas und der Lebensweise erinnern müssen. So kalt war es damals in Deutschland, daß in den unermeßlichen Wäldern Renn- und Elenthiere einheimisch wohnten. Die ungeheuren Tannen- und Eichenwälder, die damals unser Vaterland bedeckten, hinderten die Erwärmung des Bodens. Einfach war die Nahrung des alten Deutschen: Milch und Fleisch, sogar, wie einige behaupten, rohes. Frühe schon gewöhnte sich die Jugend zu allen Strapatzen, badete in kaltem Wasser, blieb unbekannt mit weichlicher Pflege, wärmenden Getränken und entnervenden Lastern, und Keuschheit, spätes Heurathen und Reinheit der Sitten, Sorgenfreiheit und fleißige Bewegung erhielten den Körper bei voller

Kraft. Denken wir uns von dem Allen das Gegentheil, einen durch Aushauen der Wälder und das Austrocknen der Sümpfe mildern Himmel, warme Getränke, zumal den Geist und Leib zerstörenden Brantwein, Pflanzenkost, die die Säfte eben nicht vermehrt, und frühe Wollust, die sie vor der Reife verschwendet, Laster, Sorgen, sitzende Lebensart — so werden wir uns die Frage, wie die alten deutschen Patagonier so einschrumpfen konnten, zu beantworten wissen.

Setzen wir unsre Beobachtungen über die Verschiedenheiten des Menschengeschlechts fort, so wird uns die Mannigfaltigkeit des Haarwuchses nicht entgehen können. Was die Farbe der Haare betrifft, so finden darin keine Nationalunterschiede statt. Auch verändert die Mode ihre Farbe. So färbten sie z. B. die alten Gallier roth, die Deutschen mit einer Salbe aus Ziegentalg und Buchen-Asche blond, die Weiber der Marianischen Inseln weiß, die Jüdinnen mit Goldstaub gelb. So viel aber ist gewiß, daß bei Völkern, die eine zarte Haut und weiße Farbe haben, auch die Haare häufiger weiß, blond, roth, bei andern aber, deren Haut dicker und dunkler gefärbt ist, auch braune und schwarze Haare gemeiner seyen. Aber der Wuchs derselben zeigt uns sonderbare Abweichungen. Wenn der Neuseeländer, Amerikaner und viele Europäischen Nationen lange und gestreckte Haare haben, so sind sie hingegen bei dem Schwarzen und einigen Südeuropäern kurz und kraus; den höchsten Grad der Krause hat das Wollhaar des eigentlichen Negers, bei dem das äußerst feine Haar aus einer noch zartern Wurzel sproßt: und wenn der Kalmuck, der Mongole u. a. mit starken schwarzen Haaren prangen, so fließt das helle Haar des Dänen und andrer blonden Völker, wie Seide über die Schultern herab. Ohne Bart ist von Natur das männliche Geschlecht bei keiner Nation. Wohl fand man viele Amerikaner, Karaiben u. a. bartlos, und achtungswürdige Reisende wollten diesen Umstand als eine merkwürdige Abweichung geltend machen; allein man sah auch, wie sorgfältig viele die keimenden Haare mit der Wurzel

ausrißen, so daß also nur herrschende Sitte und nicht die Natur bartlose Völker schuf.

Noch auffallender und charakteristischer erscheint die Verschiedenheit der Menschen, wenn man ihre Augen, Ohren, Lippen, Zähne, Nase, Schultern, Füße 2c. vergleicht. Welche Mannigfaltigkeit herrscht nicht in der Farbe, Größe, Lage und Bildung der Augen, die bei einem Volke groß und weit geöffnet, bei dem Andern klein und blinzelnd, bei dem Einen nahe beisammen, bei dem Andern weit von einander entfernt sind. Auch bei den Augen und Augenbraunen hat die Mode und Kunst die Natur bald unterstützt, bald verunstaltet, und wenn die Floridanerinnen ihre Augen mit Reißblei färbten, die Griechinnen sie bräuner, und die Türkinnen schwärzer mit gebranntem Elfenbein zu machen suchten; so zerren die Chinesen unaufhörlich an den Augenliedern, um diese recht lang und die Augen kleiner zu machen, und eine Menge Völker rupfen sich sorgfältig die Augenbraunen aus, indeß die Frauen auf der Goldküste sie roth und weiß, die Araberinnen schwarz mahlen, ja einige asiatischen Damen die natürlichen wegscheren lassen, um sich mit Tusche künstliche zu malen. Wie, bald groß und weit abstehend, bald klein und flach angedrückt, findet man nicht die Ohren; wie hat nicht Ein Volk feine, das Andere aufgeworfne, wulstige Lippen! Wie ganz verschieden ist nicht die Gestalt und Stellung der Zähne, zumal der Vordern, je nachdem die Völker mehr oder weniger rohe Nahrungsmittel zu sich zu nehmen gewohnt sind; und welche Abwechslung von großen und kleinen, plattgedrückten und stolz hervorragenden, widrig aufgestülpten und fein zugespitzten Nasen findet man nicht! Wie breitschultrig ist nicht Ein Volk, wie schlank und schmal das Andre; wie abweichend der Bau des Fußes, wenn wir das dicke, krumme Schienbein des Negers, mit dem dünnen, langen des Hindostaners, und dem kurzen des Samojeden vergleichen! Und welche wichtigen Winke geben nicht solche oft unbedeutend scheinenden Verschiedenheiten dem, der die Geschichte der Menschheit, der Wanderung der

Völker nachforscht? Aber freilich welch ein fast gränzenloses Feld für den Menschenbeobachter!

Die so auffallende Verschiedenheit des Hirnschädels wird erst dann erläutert werden können, wenn wir den menschlichen Körper nach seinen Theilen und Funktionen näher beschreiben, wo dann einige Schädel abgebildet werden sollen; auch werden wir dann erst der unendlichen Abwechslung der menschlichen Gesichtsbildung, und der sich täglich erneuernden Wunder ihrer unbeschreiblichen Mannigfaltigkeit gedenken können. Daß aber auch an diesen, bei Kindern Eines Vaters so merkwürdigen Verschiedenheiten, das immer thätige Klima, daß die Nahrungsmittel, die in der Knochensubstanz ein ungleiches, bald feineres, bald gröberes Korn erzeugen, daß Nationalgebräuche, Sitten, Erziehung, Verkünstlung u. d. an der Bildung der Schädel und Gesichtszüge großen Antheil habe, möchte wohl keine Frage seyn.

Unmöglich kann man sich mit den mannigfaltigen Verschiedenheiten, die man bei den Menschen antrifft, beschäftigen, ohne auf die Betrachtung des großen Abstandes unter ihnen in Absicht auf Schönheit und Häßlichkeit geleitet zu werden. Nur die gemäßigten Himmelsstriche bringen die vollkommenste Wohlgestalt hervor; aber Lebensordnung, Nahrung, Religion, Wissenschaften, Civilisation, Kleidung, Wohnung, Kunst, tragen auch das Ihrige bei. Daß einigen Völkern eine auszeichnende Schönheit, andern aber eine zurückscheuchende Häßlichkeit zu Theil geworden sey, lehrt der Anblick der Nationen. Häßlich sind die Lappländer, Kalmucken, Pescherähs, Baskiren, Bewohner von Nutka Sund, Hottentotten u. a. aber schön, groß, schlank, proportionirt gebaut die Europäer, die Asiaten diesseits des Oby, des kaspischen Meeres und des Gebirges Imaus. Für die allerschönsten Menschen hält man die Tscherkassierinnen, Kabardinnerinnen, die Bewohner von Kaschemir und von Georgien, wo kein einziges häßliches Gesicht gefunden werden soll.

Wir haben schon im Vorbeigehen der mannigfaltigen Ursachen gedacht, die so auffallende Verschiedenheiten unter

den Menschen hevorbringen. Immer bleibt die Untersuchung für den Beobachter von der größten Wichtigkeit, wie vielerlei Umstände auf die auszeichnende Bildung und den Charakter ganzer Nationen einen Einfluß haben, was jeder an und für sich selbst oder in Verbindung mit andern wirken müße und gewirkt habe. Eine kurze Uebersicht dieser für das ganze Menschengeschlecht so wichtigen Sache, wird hier an der rechten Stelle seyn. Welchen Einfluß der Himmelsstrich, die ganze physikalische Beschaffenheit eines Landes habe, ist schon öfters berührt worden.

Schon die leblose Natur, der Himmel über und der Boden unter ihr, wirkt auf die Familie von Naturmenschen, die sich irgendwo ansiedelt, und bringt eine große Verschiedenheit hervor. Welche von den Erdzonen sie wählt, ob sie in einem gebirgigen oder auf einem flachen Lande, auf einer höher gelegnen Stelle, oder in einem Thale, an der Meeresküste, oder im Innern des Landes, in einer wasserarmen Gegend, oder an einem großen, fischreichen Flusse, auf einem ergiebigen oder auf einem unfruchtbaren Boden, in einem Walde oder in einer baumleeren Gegend ihre Wohnung aufschlägt; ob die Winde, die dort wehen, kalt oder warm sind, über Meere, Eis- und Schneegebirge, oder über brennende Sandwüsten kommen; davon möchte es abhängen, ob sie nach mehreren Generationen dem schwarzen Mohren, dem olivengelben Indianer, dem kupferrothen Amerikaner, oder dem weißen Europäer gleichen wird. Selbst auf das ganze Knochengebäude des Körpers werden jene Umstände wirken, und jene auffallenden Unterschiede, von denen wir gehört haben, hervorbringen. Werden ja durch jenen Bau der festern Theile auch die Formen der weichern bestimmt, so daß Blumenbach, der gültigste Zeuge in dieser Sache, behauptet, daß ein geübtes Auge auch in einem nur leidlich erhaltenen Gerippe nicht nur Alter und Geschlecht, sondern auch Wuchs, Constitution, und die Hauptzüge der Gesichtsbildung zu erkennen im Stande sey. Wie viel wird nicht ferner bei einem Volke auf die Thiere, unter denen es lebt, die Pflanzen, die in seinem Wohnsitze wachsen, ankommen! Können ihm

nicht die erstern manchen Reiz zur Thätigkeit geben, seine Bedürfnisse befriedigen, seinen Genuß erhöhen? Können sie nicht die Gefährten seiner Arbeiten, die Diener seines Willens werden? Was wäre der Tatar ohne sein Pferd, der Araber ohne sein Kameel, der Lappe ohne sein Rennthier? Und wie groß ist nicht der Einfluß der thierischen wie der Pflanzennahrung auf den Körper, wie auf die Sitten? An den Brachmanen, einem Stamme einer indischen Nation in Südasien, sehen wir, was bloße Pflanzenkost, zumal unter einem solchen Himmel, für Folgen habe. Nach ihren Begriffen von der Seelenwanderung würden sie sich um keinen Preis entschließen, auch nur einen Floh zu tödten, denn wie leicht könnte dieß nicht ihr Vater oder ihr Bruder seyn. Dagegen ist aber auch eine unbeschreibliche Schwäche die Folge dieser Lebensweise. Man schreibt den hohen Grad von Sanftmuth und Milde, von Gastfreiheit und Gefälligkeit, den man bei dem gemeinen Manne, oder den Autaus der gesellschaftlichen Inseln findet, dem Genusse bloßer Pflanzenspeise zu. So wie aber diese offenbar schwächer macht, so vermehrt animalische Kost durch ihre Nahrhaftigkeit die Kraft, gibt dickeres Blut, festere und stärkere Fibern, deren Reizbarkeit auch mehr Empfänglichkeit für leidenschaftliche Eindrücke gewährt und sie dauerhafter macht. Wer möchte nicht hiebei an die achtungswürdige Nation gedenken, deren liebste Kost in halbgebratnem, saftreichem Fleische besteht, und eben daraus ihr vorzügliches Kraftgefühl, die Heftigkeit und Dauer ihrer Leidenschaften, aber auch ihren Hang zur Schwermuth, ihr Boxen, und die Ausgelassenheit eines kraftvollen Pöbels, z. B. bei Parlamentswahlen, erklären? Bekommt nicht der Grönländer durch häufiges Essen seiner Seehunde und Wallfische ein so feuriges Blut, daß sein wie Thran riechender Schweiß, da wo mehrere beisammen sind, eine unerträgliche Hitze verbreitet? Verwildert nicht ganz rohes Fleisch den Charakter so, daß er raubthierartig wird? Daß übrigens die Wirkung animalischer und vegetabilischer Nahrung durch den Himmelsstrich, durch Sitten, Religion und Gesetze auf eine mannigfaltige Art modificirt werde, läßt

sich aus vielen Erfahrungen beweisen. Es würde daher ganz falsch seyn, wenn man aus den angeführten Wirkungen der Nahrung die Folge ziehen wollte, als müßte nothwendig jedes pflanzenessende Volk schwach und feig, und jedes fleischessende stark und muthig seyn. Essen doch die feigen Lappen, die elenden Pescherähs, die weibischen, kleinen Buräten fast nichts als Fleisch, sogar meistens rohes, da hingegen die Einwohner der marianischen Inseln, wie die der freundschaftlichen Inseln, die meistens von Pflanzen leben, entscheidende Beweise von Leibesstärke gaben, indem jene jeden Europäer, so leicht, als hätten sie nur wenige Pfunde, nach ihren Wohnungen trugen, und Steine in die härtesten Baumstämme tief schleuderten, diese aber der stärksten Matrosen Meister im Ringen wurden. Hier wirken andre Ursachen mit, die die Folgen weniger merkbar machen.

Es würde uns zu weit, ja zum Theil in ein noch unangebautes Feld führen, wenn wir alle die Veränderungen, die durch physikalische oder natürliche, wie durch andre Ursachen im Menschengeschlechte hervorgebracht worden sind, wie durch sie auf Kleidung, Sprache, Wohnung, ja selbst auf Religion, Sitten und Staatsverfassung, und durch diese wieder auf Veredlung und Verschlimmerung der Menschheit nach Geist und Körper gewirkt worden sey, anführen und zeigen sollten: wie die größere oder geringere Fruchtbarkeit hier schlummernde Kräfte geweckt, dort in eine träge Ruhe gewiegt, hier stärker und entschloßner, dort duldender und weichlicher gemacht habe; wie das am stiefmütterlichsten behandelte Feuerland auch die elendesten Menschen zu Bewohnern habe, indem das beständige Gefühl der Noth alle bessern Empfindungen verschlingt; wie die ersten Gelehrten und Forscher und Wohlthäter der Menschheit von den reich gesegneten Gestaden des Nils, des Euphrats und des Ganges ausgingen, und im Gefühl ihrer Kraft, ihres Ueberflusses Werke ausführten, über die man noch nach Jahrtausenden erstaunt; wie die Gebirggegenden körperliche Kraft und Fülle der Gesundheit und Freiheitssinn begünstigen, und wie zwar kein Klima den moralischen Men-

schen zu Tugenden oder Lastern zwinge, wohl aber stärkere Reize zu diesen, und Antrieb und Erleichterung in Absicht jener enthalte, und welche Umwandlungen des Menschen durch zufällige Umstände statt finden können. Wer wird in dem jetzigen Lappen, wenn es nicht seine, der hungarischen vollkommen ähnliche Sprache deutlich genug bewiese, die geringste Spur finden, daß er mit dem edeln, tapfern Hungarn seine Ankunft von den Hunnen gemein habe? Der rauhe, kriegerische Celte nahm unter dem wollustathmenden Himmel Asiens morgenländische Weichlichkeit, der muthige, rastlose Gothe, Longobarde, Normann, nach seiner Auswanderung, die Natur des Galliers und Italieners an, der bescheidne, arbeitsame Holländer versinkt in Batavia in den stolzen Pomp und die träge Wollust des Asiaten; und auch Künste, Wissenschaften, Sprache der Menschen stehen unter dem Einfluß des Klima's und der Umstände. Den Chaldäer führte sein immer heitrer Himmel, und das Bedürfniß, in seinen einförmigen Sandwüsten einen Wegweiser zu haben, zur Sternkunde, weil der Wind die Spuren jedes Weges verwehte, und die Hitze ihn nächtlicher Weile zu reisen nöthigte; den Aegypter lehrte sein wohlthätiger Nil Dämme, Schleußen und Nilmesser bauen; den Amerikaner zwangen die oft 1800 Fuß breiten Waldströme, mit seltner Kunst hängende Brücken aus Flechtwerk zu errichten, und trotz dem Schwanken, das der leichteste Wind verursacht, und dem unsichern Tritt, mit unbegreiflicher Kühnheit über die grauenvollen Abgründe hinzueilen, wo einer der muthigsten Menschen, Condamine, ängstlich wurde; und selbst auf die Sprache des Menschen wirken gewisse natürliche Umstände. Sie wird unter dem milder werdenden Himmel lieblicher und weicher, als sie zuvor war. Doch müßen wir hiebei die Einschränkung nicht vergessen, damit nicht der Mensch zur Maschine des Klima's und der Umstände werde, daß ihre Wirkung nicht durchaus unwiderstehlich, daß sie bei rohen Völkern weit auffallender, als bei cultivirten sey. Denn was kann nicht die Weisheit einer Regierung, die Thätigkeit einer Polizei, der Einfluß einer Religion, und eine vernünftige Lebens-

ordnung ausrichten? Nicht vergessen dürfen wir gleichfalls, daß die Wirkungen derselben da am sichtbarsten sind, wo die Extreme der Natur, der tödtende Frost Grönlands, und die verzehrende Glut des Senegals herrschen; daß sie nur allmählich sich zeigen, wie die in Afrika sich ansiedelnden Portugiesen 120 Jahre brauchten, bis sie so schwarz wie Mohren wurden. Auch erfährt nicht jeder einzelne Mensch den Einfluß eines unfreundlichen Himmels; mancher erhebt sich über sein Zeitalter, wie über sein Klima. Immer bleibt es eine große, ehrwürdige Beschäftigung, die Geschichte der Menschheit und die Veränderungen, die mit ihr in Absicht auf geistige und körperliche Vollkommenheit vorgegangen sind, aus diesen Gesichtspunkten zu betrachten; und wenn es auf einer Seite wehe thut, da, wo die alten Aegyptier Pyramiden bauten, und den Segen der Cultur allen Nationen bereiteten, nun armselige Geschöpfe an den Ufern des Nils herumschleichen zu sehen, so erquickt es auf der andern Seite, da, wo ehemals Meeresgrund war, einen Pestalozzi die Erziehung des menschlichen Geschlechts lehren zu hören; in dem sonst unermeßlichen hercynischen Walde ein Kloster zu finden, das die Wissenschaften bereichert, und da, wo sich sonst der thüringische Wald hin erstreckte, einen Herder und Wieland, einen Göthe und Schiller die Welt mit den reifsten Früchten eines gebildeten Geistes beschenken zu sehen.

Sechster Abschnitt.

Inhalt.

Ueber Menschenracen. Verschiedne Meinungen darüber. Repräsentanten der Menschenracen. Abartung der Völkerstämme. Bildung der Nationalcharaktere. Kurze Beschreibung mehrerer Völker, die die Erde bewohnen, nebst Abbildungen, mit einigen Blicken auf ihren körperlichen und geistigen Zustand, ihre Sitten, Lebensweise, Nationaltrachten. Vorzüglich über Neger und Wilde, ihre Behandlung und die Grausamkeit gegen sie. Kunstwerke und Handarbeiten der Wilden.

(Tab. XIII. — LXI.)

Wir haben jetzt die auffallendsten Verschiedenheiten unter den Menschen im Allgemeinen beschrieben; haben einige der wirksamsten Ursachen angeführt, woraus es sich erklären läßt, wie die Nachkommen Eines Menschenpaares so mannigfaltig ausarten konnten. Dieß führt uns nun zu den Menschenracen selbst. Unsre Leser wissen, daß bei der Beschreibung des Thierreichs von Gattungen und Arten die Rede sey, und daß man diejenigen Thiere zu Einer Gattung zähle, die sich miteinander gatten, miteinander fruchtbare Junge zeugen. Nach dieser Bestimmung müssen alle Menschen, wie verschieden sie auch seyn mögen, nur eine einzige Naturgattung ausmachen; ja das ganze menschliche Geschlecht macht nur eine Familie aus, weil alle Menschen Einem gemeinschaftlichen Stammvater ihr Daseyn verdanken. Aber verschiedne Menschenracen gibt es, der nahen Verwandtschaft und gemeinschaftlichen Abstammung unbeschadet. Racen nennt man nämlich solche Abartungen, solche erbliche Verschiedenheiten der zu Einem

Stamme, Einer Gattung gehörigen Thiere, die sich auch bei Versetzung in andre Landstriche unter sich beständig erhalten, und bei der Vermischung mit andern Abartungen desselben Stammes halbschlächtige (Blendlinge), das heißt, solche Junge zeugen, die von beiden Eltern etwas haben. Beispiele werden die Sache deutlicher machen. Der Neger und der Weiße sind weder eine verschiedne Gattung noch Art; denn von ihnen kommt ja der Mulatte: aber von verschiedenen Racen sind sie, weil von mohrischen Eltern immer schwarze, von Weißen weiße Kinder kommen. Der Blonde und Brünette hingegen sind bloße Spielarten, nicht Racen, weil in Einer Familie blonde und brünette Kinder seyn können. Auch ist mit Racen und Spielarten das, was man Schlag nennt, nicht zu verwechseln. Die Beschaffenheit des Bodens, die Nahrung, Zucht und Behandlung kann, vornämlich in Ansehung der Größe, der Proportion, des Gliederbaues, des Naturells gewisse erbliche Verschiedenheiten hervorbringen, die aber auf einem andern Boden, und unter andern Umständen nach einigen Generationen wieder erlöschen. So waren die Böotier und Athenienser ein sehr verschiedener Schlag Menschen. Ja selbst einen Familienschlag kann es geben; es kann etwas gewisses Charakteristisches in einer Familie einwurzeln, und sich bei ihren Nachkommen erhalten.

Verdienstvolle Männer haben sich große Mühe gegeben, nach gewissen charakteristischen Verschiedenheiten Menschenracen zu bestimmen, und ihre Gränzen festzusetzen. Allein die Verschiedenheit, die in dieser Rücksicht in den Meinungen der größten Männer herrscht, wird uns überzeugen, wie schwer dieß sey, und wie unbescheiden der seyn müßte, der hier geradezu entscheiden wollte. Die Eintheilung der Menschen in weiße und schwarze ist freilich die einfachste; allein, da man damit auf zwei ursprüngliche Hauptstämme hindeuten will, was ohne Noth neue, weit größere Schwierigkeiten veranlaßt, als die Racenunterschiede selbst, so möchte sie am wenigsten Beifall finden können. Der unsterbliche Linné legt die vier Welttheile zum Grunde, und nimmt ihre Bewohner

als vier Racen des Menschenstammes an, deren Charaktere er auf eine Art bestimmt, die seinen Scharfsinn und seine glückliche Kürze in der Angabe charakteristischer Merkmale nicht verkennen läßt. Goldsmith und Erxleben stellen sechs Racen auf: Lappen (Polarmenschen), Tataren, Australasiaten, Neger, Amerikaner und Europäer. Hunter legt bloß die Farben zum Grunde, wobei er die schwärzliche von der schwarzen, die braungelbe von der gelben, die kupferrothe von der rothbraunen trennt, und so nebst der weißen sieben Racen herausbringt. Kant bestimmt vier Racen: die weiße, die schwarze, die gelbe, die kupferrothe. Auch der französische Naturforscher Lacepede hat ein neues Menschenracensystem bekannt gemacht. Indem er es, mit Uebergehung der Hautfarbe, auf die Dimensionen der hervorstehenden Theile des Knochengebäudes gründet, so nimmt er vier Racen an: die arabisch-europäische, die mongolische, die afrikanische und die hyperboreische. Mit treffenden Zügen entwirft er ein Gemälde derselben, schildert sie nach ihrer Bildung, Culturfähigkeit und ihrem Zustande, und läßt Nordamerika, wie fast alle thun, zum Theil von den Hyperboreern, zum Theil von der mongolischen Race, was von Kamtschatka und der Behringsstraße aus leicht geschehen konnte, bevölkert werden. Obgleich es nun sehr leicht wäre, sich eine Einwanderung dieser Racen in Südamerika zu denken, wenn entweder die erstern über die Erdenge von Panama gegangen wären, oder die kühnen Seefahrer, die Malayen, Peru seine Bewohner gegeben hätten; so findet es doch Lacepede nöthig, für diese Gegend eine eigne frühere Race anzunehmen, deren Züge nicht mehr genau erkannt werden könnten, da die Europäer diese Länder erst entvölkert und dann bevölkert hätten. So treffliche Winke Forster, unläugbar einer der ersten Männer in Absicht auf Menschenkunde, und Wünsch, deren jener vier, dieser aber sechs Menschenracen annimmt, darüber gegeben haben; so erlaubt es doch weder der Raum noch der Zweck dieser Blätter, dabei zu verweilen, indem wir die Blumenbachische Meinung etwas ausführlicher beschrei-

ben müssen. Seinen Untersuchungen zufolge nimmt Blumenbach fünf Menschenracen an: die Caucasische, Mongolische, Aethiopische, Amerikanische und Malayische, und bestimmt sie auf folgende Weise. Zur Caucasischen gehören die Europäer und westlichen Asiaten, diesseits des Oby, des caspischen Meeres und des Ganges, nebst den Nordafrikanern, und also ungefähr die Bewohner der alten, den Griechen und Römern bekannten Welt. Sie sind die nach unsern Begriffen am Schönsten gebildeten Menschen. Ihr Kopf hat das meiste Ebenmaaß und eine sanft gerundete Form. Nichts springt an ihm hervor. Sie sind bald mehr bald weniger blond, und haben lange, weiche Haare, die höchstens in Locken geringelt sind. Die mongolische Race umfaßt die Asiaten jenseits der oben genannten Flüsse und Meere; dann die nördlichsten Amerikaner, die bis Unalaska und den Cookfluß nordwärts, so wie in Grönland und Labrador wohnen. Sie sind meist gelbbraun, dünn behaart, haben platte Gesichter, enggeschlitzte Augenlieder, und gewöhnlich lange, schwarze, straffe Haare. Ein gleichsam viereckiger Kopf mit hohen Backenknochen zeichnet sie sehr aus. Als Ideal ihrer Gestalt können die Chinesen dienen. Die äthiopische Race bewohnt das übrige Afrika, auch Neucaledonien, Neuholland. Sie hat eine bald mehr, bald minder schwarze Hautfarbe. Der untere Theil ihres Gesichts tritt stark hervor. Ihre wulstigen Lippen, stumpfe Nase, krauses, wolliges Haar sind sehr auffallend. Dieß alles ist freilich bei den eigentlichen Negern am stärksten sichtbar. Bei den Habessiniern, Mauren, sind diese Charaktere mehr oder weniger merklich. Dick und schwer ist der obere Theil ihres Hirnschädels, und merklich größer und stärker die untere Kinnlade. Den Wohnort der amerikanischen Race verräth ihr Name. Die Völker, die zu ihr gehören, haben meistens eine kupferrothe Farbe. Ihr Haar ist schlicht und straff. Sie verändern durch Kunst die Form ihres Schädels, der zwar leichter als bei andern Racen, aber so hart ist, daß viele hundert Säbelklingen der Spanier daran absprangen. Ihre Backenknochen sind

19

20

breiter, nur nicht so eckig hervorstehend, wie bei der mongolischen Race. Endlich folgt noch die malayische Race, die ihren Aufenthalt auf den Inseln der Südsee, oder im fünften Welttheile, Polynesien, bis wieder gegen Ostindien hat. Sie ist schwarzbraun, breitnasig und großmaulig, mit stark ausgedrückten Gesichtszügen und dickem Haarwuchs. Will man diese fünf Hauptracen der Menschen nach ihren Farben benennen, so würden sie die weiße (fleischfarbige), die gelbe (olivenfarb nennen sie andre), die schwarze, die kupferrothe (zimmtfarbige) und die schwarzbraune heißen. In diesen Hauptfarben finden nun eine Menge Schattirungen und Uebergänge statt, indem sich der Fleischfarbige oft dem Olivengelben nähert, dieser ins Schwärzliche übergeht, und das Schwarzbraun so dunkel seyn kann, daß man es kaum von dem ganz Schwarzen unterscheiden kann. Um unsere Leser mit dem Aussehen dieser so nahe verwandten Menschenracen noch näher bekannt zu machen, sollen sie jetzt von jeder derselben einen Repräsentanten abgebildet erblicken. Sie werden dabei das Vergnügen haben, fünf Männer mit Porträtsähnlichkeit vor sich zu sehen, die nicht nur von Seiten der Racenunterschiede merkwürdig, sondern auch an und für sich interessante Menschen sind, und den besten Beweis geben, daß man sich in jeder Race auszeichnen könne. Von der caucasischen Race, zu der wir gehören, und der wir, in Absicht auf Schönheit, gewiß nicht aus blinder Vorliebe, die erste Stelle einräumen, sehen wir (Tab XIII. 19) einen Türken, den Gesandten der Pforte am Londner Hofe, mit Namen Jusuf Agujah Effendi, der allgemein für einen schönen, regelmäßig gebildeten Mann gehalten ward. Die mongolische Race vertritt der Kalmuck (20) Feodor Iwanowitz. Als Knabe wurde er von der russischen Kaiserin der Markgräfinn von Baden geschenkt, und in Carlsruhe erzogen, und lebte dann in Rom als ein großer, berühmter Zeichner. Sein Bild ist nach einer von ihm selbst verfertigten Zeichnung, deren sprechende Aehnlichkeit man eben so sehr, als die unübertreffliche Manier bewundert. Eigentlich sind freilich die Kalmucken nur eine mongolische

Spielart der weißen Race, obgleich einige sie wegen ihrer auszeichnenden Bildung als eine eigne Race ansehen wollten. Da aber aus ihrer Verbindung mit den Weißen keine halbschlächtigen Kinder, sondern weiße kommen, so müssen sie auf die Ehre, eine eigne Race auszumachen, Verzicht thun. Will man sich das eigentliche, oft in's Schwarze fallende Olivengelb vorstellen, das viele Völker von mongolischer Race haben, so darf man nur einen ächten schwarzgelben Zigeuner sehen. Was werden aber unsere Leser zu dem Neger (Tab. XIV. 21) in geistlicher Kleidung sagen? Ihm wollten wir, wenn er bei uns aufträte, wohl ein glänzendes Auditorium verbürgen. Dieser Repräsentant der Aethiopischen Race heißt Jacob Johann Fliza Capitein. Schon in seinem achten Jahre kaufte ihn ein Sclavenhändler am St. Andreasflusse und brachte ihn nach Holland. In Leiden studirte er Theologie. Seine Predigten und andere Schriften, die er in holländischer und lateinischer Sprache herausgab, verrathen ausgezeichnete Talente. Der berühmte Heerführer der Mohaws (22), oder der ehedem sogenannten sechs Nationen in Amerika, den man in Europa als Kapitain Joseph Brand kennen lernte, mag die amerikanische Race vorstellen. Sein eigentlicher Name ist Tayadaneeya. Dieser von Seiten seiner Fähigkeiten, wie seines Einflusses merkwürdige Mann kam in politischen Angelegenheiten nach London. Bei dieser Gelegenheit schrieb er für die Transactionen vom Jahre 1786 eine Abhandlung, worin er die Gelehrten, die in ihrem Studierzimmer den Amerikanern so geradezu den Bart absprachen, männlich zurechte wies. Von der malayischen Race erblicken wir den guten Omai (Tab. XV. 23). Dieß ist der junge Taheitier, den Kapitain Fourneau aus Taheiti nach London nahm, wo dieser sogenannte Wilde den feinen Ton der glänzendsten Cirkel bald in der größten Vollkommenheit lernte. Allein er wurde dessen in dem trüben, rauchvollen London bald müde, und sehnte sich nach dem glücklichen, immer heitern Himmel seines Vaterlandes wieder zurück, wohin ihn auch Cook auf seiner letzten Reise 1779 brachte.

21

22

23

24

25

26

Gewiß finden unsre Leser, wenn sie diese fünf Porträts der fünf Hauptracen unter einander vergleichen, diesen Anblick sehr lehrreich und angenehm. Um aber ihnen auch in einer etwas größern Abbildung, als die nun bald folgenden Darstellungen verschiedner Völker nicht seyn können, zu zeigen, wie die Menschen eines und desselben Völkerstammes allmählich abarten und ihre Gesichtszüge verändern, sehen wir ein merkwürdiges Beispiel an dem großen, noch weiter als die alten Römer verbreiteten sclavischen Völkerstamme. Zwar gehört der Sauromate (24) aus den nördlichen Carpathen, der Illyrer (25) aus Croatien, und der Wende (26) aus dem alten Japidien, unläugbar zu diesem Stamme, aber welche charakteristische Verschiedenheit entdeckt nicht schon der flüchtigste Anblick? Fand man aber in der Bildung der Gesichtszüge der Menschenracen und Völkerstämme in die Augen fallende Verschiedenheiten; so glaubte man in Absicht auf Geistesfähigkeit und Bildsamkeit noch größere wahrzunehmen, und es ist bekannt genug, mit welchen verschwendrischen Lobsprüchen ein Völkerstamm erhoben wurde, indem man kaum Worte finden konnte, den andern herabzuwürdigen. Für die ersten und erhabensten Menschen hält man die Völker Celtischen Ursprungs: Germanier, Gallier, Hispanier, Gothen, auch Griechen und Römer, jedoch letztere nicht ganz rein Celtisch. Ihnen räumt man, nach Körper und Geist, die erste Stelle in der Menschheit ein, obgleich sie von Natur weit zärtlicher und empfindlicher als andre Völker seyn sollten, und allmählich nur sich abhärteten. Viel weniger Culturfähigkeit sollen hingegen die Völker sclavischer Abkunft, Russen, Polen, Wenden, Moldauer ꝛc. haben. Man beschreibt sie als an sich selbst härtere, fühllosere Menschen, die sich mit weit schlechtern Wohnungen als die Celten begnügen; aber auch weit mehr thierische Lebenskraft als sie haben. Ihr Verstand soll sehr eingeschränkt, ihr Gemüth übelartig seyn. Aehnliche Lobsprüche macht man den mongolischen Völkern, die an der östlichen Seite des caspischen Meeres wohnen, den Türken, den tatarischen

Völkerschaften Sibiriens, den Kalmucken u. a. Den Negern bürdet man alles auf, was den Menschen erniedrigen kann, und den Amerikaner schildert man geradezu als den verworfensten aller Menschen. Wie gefährlich solche allgemeine Urtheile seyen, in welche Schwierigkeiten man sich dadurch verwickle, ist einleuchtend.

Liegen bei diesen bis jetzt angeführten Eintheilungen in Racen und Stämme körperliche Merkmale, Geistesanlagen, gemeinschaftliche Abkunft zu Grunde; so hat man auch für gut gefunden, die Menschen nach der Vereinigung, in der sie leben, wie der Beschäftigungen, die sie treiben, der Lebensart, die sie führen, einzutheilen. So nannte man einige Jägervölker, andre Fischervölker, wieder andre Hirtenvölker, und wenn diese herumzogen, Nomaden. Diejenigen Menschen, die in einem Landstriche durch Bildung, Sprache und Sitten untereinander vereinigt, als ein Ganzes leben, heißen: ein Volk; mehrere Völker, die einen gemeinschaftlichen Ursprung verrathen: eine Nation. Trifft man unter großen Völkern gewisse Abweichungen in Sitten, Lebensart u. d. an, so bezeichnet man diesen Theil jener Völker mit dem Namen Horde, Völkerschaft; so wie der ungebildete, gemeine Haufen jedes Volks Pöbel, und jede gesetzwidrige Vereinigung eine Rotte heißt. Das, was eine Nation, oder den größern Theil derselben, in ihrem Benehmen, ihrer Denkungs-Art, ihren Neigungen und Leidenschaften auszeichnet, nennt man ihren Nationalcharakter.

Jedes Volk hat unläugbar seine vortheilhafte und seine nachtheilige Seite, hat eine ihm Ehre bringende und eine tadelnswürdige Originalität. So schildern Menschen-Beobachter den Franzosen als geistreich, mittheilend, höflich, liebenswürdig, aber auch als flüchtig, lebhaft, ohne immer durch verständige Grundsätze geleitet zu werden, veränderlich, eitel; den Engländer als weise, tiefdenkend, für sein Vaterland und seine Landsleute zu jedem Opfer bereit, aber auch als verschlossen, stolz, über alles absprechend und wegwerfend, was nicht englisch ist. Der Spanier ist feyerlich, würdevoll, stolz, mäßig: dabei aber

träg, allen Neuerungen feind, von Fremden zu lernen höchst abgeneigt. Der Italiener vereinigt französischen Frohsinn mit spanischer Feyerlichkeit, hat viel Gefühl für das Schöne und Geschmackvolle, liebt alles Oeffentliche und Pomphafte: aber er ist auch eigennützig, wie die Erfindung der Wechsel, des Lottos, und die um Gold, nirgends leichter als bei ihm, feilen Banditen beweisen; Rachgier und Unreinlichkeit wirft man ihm nicht minder vor. Der Deutsche ist ehrlich, gerade, häuslich. Er sucht nicht zu glänzen. Sein verständiges Phlegma fügt sich jeder Regierung, und Widersetzlichkeit wandelt ihn nur dann an, wenn er nachahmt; sie liegt nicht in seinem Charakter. Sein Vaterland, das so wenig für ihn thut, fesselt ihn nicht leidenschaftlich; wenn er auswandert, so ist er überall willkommen und seine Achtung vor jeder Verfassung, sein Fleiß und seine Reinlichkeit erwerben ihm allgemeine Werthschätzung. So schildern stolze Engländer selbst den deutschen Kolonisten in Amerika, obgleich die Auswanderer eben nicht immer der Kern einer Nation sind. Sein richtiger Verstand, sein ausdauernder Fleiß, und seine reiche, mannigfaltige Gelehrsamkeit tragen eben so reife, wenn auch vielleicht etwas spätere Früchte, als die Talente irgend eines Volks. Möchte der Deutsche nur immer der guten Seite seines Nationalcharakters treu seyn und sie festhalten, dann könnte man ihm die Schattenseite desselben, seine unbeschreibliche Nachahmungssucht, seine gar zu geringe Meinung von sich selbst, seine pedantische Liebe zu Complimenten und Titeln, immer hingehen lassen. Uebrigens wäre es ein großer Mißbrauch, wenn man auf jedes einzelne Mitglied einer Nation eine solche Schilderung anwenden, jeden Deutschen pedantisch, jeden Franzosen eitel, jeden Italiener eigennützig, jeden Engländer stolz finden wollte.

Mit Recht erwarten hier unsre Leser, daß wir sie jetzt mit einigen der merkwürdigsten Völker, die unsre Erde bewohnen, näher bekannt machen, und ihnen die Unbekannten zum Theil in Abbildungen zeigen.

Besuchen wir zuerst die Völker der weißen Men-

schenrace, die in ganz Europa, einem großen Theile von Asien, Ost- und Nordafrika und Nordamerika verbreitet ist; so werden wir unter ihr eine fleischfarbige, eine dunkelgelbe, eine bräunlich gelbe und eine bräunlich weiße Spielart antreffen. Unter die fleischfarbige, ganz blonde, gehört eine der ältesten und unvermischtesten Nationen in Europa, die im schottischen Hochlande wohnt, und von den uralten Caledoniern abstammen soll. Wir meinen die Bergschotten (Tab. XVI. 27), deren einen wir in seiner militärischen Tracht sehen, die der Beutel von Seehundsfell, und die hohe Federmütze noch stattlicher macht. Es ist dieß ein kräftiger, stämmiger Schlag Menschen. Statt der Hosen trägt er bloß einen Schurz, den er Kelts nennt. Bei weitem nicht so furchtbar, als ein unter uns herrschendes Sprich- und Schimpfwort vermuthen läßt, erscheint der Wallache (28) und seine Gattinn (29). Aus den Gebräuchen, den Sitten und der Sprache dieser Nation schließt man auf ihre römische Abkunft. Trajan sandte nach Besiegung der Dacier eine Kolonie in die jetzige Wallachei, und legte so den Grund zu diesem Volke. Ein eigner, der Pforte zinsbarer Fürst regiert dasselbe in Buchareſt. Seiner Würde nach heißt er Hospodar. Treffliche Weiden, die vorzüglich der Pferdezucht sehr günstig sind, machen, daß die Wallachen das Hirtenleben dem Feldbau vorziehen. Ehemals waren sie tapfer; aber der türkische Despotismus hat ihnen alle Fehler eines Sclavenvolks gegeben. Unter dem Namen Skandinavier kann man die Dänen, Schweden, Norweger, Isländer zusammenfassen. Von ihnen wollen wir unsern Lesern einen Dalekarlier (30) und eine Isländerinn (31) näher bekannt machen. Wer hat nicht schon von den biedern Dalekarliern gehört, die man Kerl des Thallandes nannte, da Kerl noch eine sehr ehrenhafte Bedeutung hatte, und denen sich der große Gustav Wasa nicht umsonst in die Arme warf? Man hält sie für die tapfersten Schweden. Aber Sitten, Sprache, National-Kleidung unterscheiden sie merklich von ihnen. Ein schön gebildetes Volk bewohnt Island, besonders hat das Frauen-

T. XVI.

zimmer eine blendend weiße Haut und treffliche Zähne. Das schwarze Tuchkleid mit silbernen Litzen und die zuckerhutförmige Haube stehen so gar übel nicht. Ehemals war der Isländer als Caper sehr gefürchtet; jetzt ist er friedlicher und lebt von Fischerei, Viehzucht und dem Handel mit Eiderdunen und isländischem Moose. Getreide und Baumfrüchte fehlen ihm ganz, und selbst an Holz würde er Mangel leiden, wenn nicht eine Menge Bäume, deren Vaterland man nicht weiß, an sein nördliches Ufer getrieben würden Täglich sieht er die widersprechendsten Naturschauspiele, den feuerspeienden Hekla, dann die mit ewigem Schnee und Eis bedeckten Berge, und die siedend heiße Quelle, den Geiser, der sein Wasser mehrere Male des Tages bis auf sechzig Fuß in die Höhe treibt.

Ein ungeheuer verbreitetes Stammvolk ist das Slavische, wie wir schon gedacht haben. Die meisten ältern Schriftsteller nannten sie Wenden; sie selbst aber schufen sich den Namen Slavenzi, d. i. die Glorreichen. Gegenwärtig wohnt dieser ursprünglich asiatische Völkerstamm vom adriatischen Meere abwärts nach Albanien und rückwärts nach Nordosten bis an's Eismeer, Kamtschatka, Nordamerika. In Oesterreich, Preußen, Rußland, sind ihrer eine große Menge. Der größte Theil der jetzigen Russen, Pokuzier, Rothpreußen, Polen, Böhmen, Schobacken in Ungarn, Bulgaren, Servier, Bosnier, Slavonier, Moldauer, Bukowiner, Kroaten, Dalmatier, Kosacken nebst den Wenden in der wendischen Mark, in Kärnthen, Steyermark, Krain, Istrien, und in der Lausitz, alle diese sind Slaven. Einige von ihnen wollen wir etwas näher kennen lernen. In den Hanacken (32) findet man einen ehrwürdigen Ueberrest der Slaven. Sie führen ihren Namen vom Flusse Hanna, im Olmüzer Kreise, wie das mehrere Slavische Völkerschaften zu thun gewohnt waren. Sonst lebten die Hanacken in Erdhütten, in Wäldern. Mit großer Tapferkeit hatten sie die Ureinwohner, die Quaden und Markomannen, aus Mähren verjagt, und ein eignes Reich gestiftet, das im Jahre 908 aufhörte. Der Hannack ist ein untersetzter breitschultriger Menschen-

schlag, gerade, seinem Landesherrn ergeben, und, was wohl nicht von allen slavischen Völkern gesagt werden kann, reinlich. Sein Leibpelz, mit Hundefell ausgeschlagen, ist originell; auf der Brust prangt das Bild der Offenheit, ein rothes Herz, und die Zipfel, in die er gegen die Pumphosen zu ausgeht, haben dem Hanacken den Namen des gnädigen Herrn mit drei Zipfeln erworben. Da sich das originelle Gepräge der Völker bei den niedrigen Ständen weit dauernder erhält, als bei den höhern, wo es durch Cultur und mannigfaltige Verbindungen allmählich verwischt wird, so wollen wir unsern Lesern von der russischen Nation einige aus den geringern Volksklassen bekannt machen. So ehrwürdig der Stand des Bauern überall seyn sollte, so äußerst traurig war doch seine Lage in Rußland, ehe Alexander die Zügel der Regierung ergriff. Alle Fehler der Unterdrückung und Leibeigenschaft hatte sonst der russische Bauer (Tab. XVII. 33), Dummheit, Unmäßigkeit, Eigennutz, Aberglaube. Er wohnt schlecht und nicht selten in einer Hütte, die er auf dem Markte kauft und auf seinem Schlitten nach Hause führt. Wie oft ihm diese abbrennen müße, kann man daraus schließen, daß unter seinem Hausgeräthe kein Leuchter ist, und er seinen brennenden Span bloß in die Wand zu stecken pflegt. Eben diese Armseligkeit und Niedrigkeit der Häuser macht auch in Rußland dem Schornsteinfeger (34) ein etwas anderes Werkzeug nöthig, als dem unsrigen. Er darf den niedrigen Schornstein nicht befahren, sondern er bedient sich dazu eines Bastwisches an einer langen Stange und eines andern Besens mit einer eisernen Kugel, den er in der Esse auf- und abzieht. Ihm gegenüber steht ein Schinken- und Wursthändler (35). Er und seine Gewerbsgenossen machen keine üblen Geschäfte, wie die stattliche Mütze und der buntgestickte Rock beweist. Auch der Sbitenschick (36) hat gerade einen Abnehmer gefunden. So heißt der Verkäufer des Sbiten, eines warmen Getränks, das aus Honig, Pfeffer und Wasser gekocht, und zuweilen auch mit Milch getrunken wird. Diese hat er in einer gläsernen Flasche, den Sbiten aber in einer hölzernen

T. XVII.
33
34
35
36
37
38

T. XVIII.

mit Tuch umwickelten Kanne. Auch trägt er ein Käſtchen mit Gläſern, eine Serviette und einen Baſtſack mit Semmeln bei ſich, um jeden, der Luſt hat, auf der Straße zu bedienen. Dieß benutzt gerade ein Laternenputzer (37), der die trefflichen ruſſiſchen Laternen, dicke Glasglocken auf hölzernen Säulen, zu beſorgen hat. Ihn macht ſeine Oelflaſche und die Leiter nebſt dem Wiſchtuche kenntlich. Der Charakter des Pokuziers (38), eines ruſſiſchen Gebirgbewohners, iſt ein Gemiſche von hunniſcher, tatariſcher und ſlaviſcher Barbarei. Mit ſo vielen Kreuzen, zuweilen bis auf dreißig, er ſich behängt, ſo wenig Sinn hat er für dieſes Symbol, und iſt in hohem Grade diebiſch, rachſüchtig und ausſchweifend. Seine ſcharfe Art kommt nie von ſeiner Seite; im Bette, in der Kirche, beim Tanze hat er ſie immer bei ſich, um ſeinem Gegner jedes Wort, das ihm mißfällt, auf eine Art zu beantworten, die allen Wortwechſel auf einmal endigt. Gewiſſer ungeflügelten Inſekten wegen trägt er ein mit Oehl getränktes Hemd. In den Ebenen längs des Donfluſſes wohnt eine zahlreiche militairiſche Nation, die Koſacken (Tab. XVIII. 39). Man nennt ſie die doniſchen, um ſie von den uraliſchen zu unterſcheiden, die ein ächt patriarchaliſches Anſehen haben, und aus dem Uralgebirge kommen. Sie ſind zum Theil ſehr ſchöne Menſchen, und als leichte Reiterei, vorzüglich gegen die Türken, ſehr gut zu gebrauchen. Ihr oberſter Befehlshaber heißt Hettmann. Nicht ganz übel putzt ſich das koſakiſche Mädchen (40), ohne den Leib in eine Schnürbruſt zu zwingen, und die heiligſte Werkſtätte der Natur zu verkrüppeln. Ganz artig läßt der Kopfputz, wenn das Geſicht hübſch iſt, was freilich faſt bei jedem Putz der Fall iſt. Wirklich ſollen unter den Koſackinnen viele ſchön gebildete Frauenzimmer ſeyn. Sie tragen Beinkleider, die an die Strümpfe angeheftet ſind, und Pantoffel. Nur die Armen haben Leinwandhemden, bei den Reichen ſind ſie durchaus von Seide oder auch von Kattun. In ſeiner Nationalkleidung, und im Gefühl ſeiner ehemaligen Hoheit ſehen wir den Polen (41). Sie iſt mit ſeinem Reiche vorübergegangen. Am Koſtüme des

Moldauer Bojaren (42) sieht man, daß er im Dienst der hohen Pforte steht. Er ist von Adel. Um den Hals trägt er, wie mehrere Morgenländer, ein langes seidnes Tuch, über dem Hemd hat er zwei lange Kleider, die übereinander geschlagen werden können, und dann erst den Pelzrock. Da er wenig oder gar nicht heizen läßt, so zieht er oft drei Pelzröcke an. Seine langen, rothen Hosen und Pantoffeln sind gleichfalls türkisch. Der gemeine Moldauer macht freilich einen ganz andern Aufzug. Einfach, dem Ackerbau und der Viehzucht gewidmet, ist die Lebensweise der Bulgaren. Sie sind ein gutmüthiges, friedliches, reinliches Völkchen, das sich theils zur griechischen, theils zur mahometanischen Religion bekennt und sclavonisch spricht. Die Mädchen (43) dünken sich wunderschön zu seyn, wenn sie ihren Rock und ihre Mütze mit Bandschleifen zieren, an ihr Haar einige türkische Münzen hängen, und einen gestickten Gürtel tragen können. Für Pietisten in der griechischen Religion kann man die Filipowaner (44) halten, die sich in der Bukowine angesiedelt haben, und vom schwarzen Meere hergekommen sind. Ihre Religionsgebräuche halten sie sehr geheim. Ihre Kleidung zeichnet sie sehr aus. Das Hemd tragen sie wie die Moldauer über die Hosen. Den halbgeschornen Kopf bedeckt eine hohe Mütze von Schaffell. Hiezu kommt ein weißer, wollner Rock mit Litzen und einer bunten Binde, und Bast- oder auch Strickschuhe. So sehr die eigentlichen Wenden mit den Völkern, unter denen sie jetzt leben, sich zum Theil vermischt haben, so hat sich doch, zumal in ihren Sitten, Manches von ihrem Originalgepräge erhalten. Dieß ist besonders bei ihren Hochzeitgebräuchen der Fall, an die uns die wendische Braut (Tab. XIX. 45), die wir vor uns sehen, erinnert. Der Wende, der ein Mädchen aus einem andern Dorfe heirathen will, reitet mit einigen Begleitern dahin, und nun wird ein Scheingefechte gehalten, das sich noch aus den Zeiten herschreibt, da der Bräutigam seine Braut rauben mußte. Eine schwarzsammtne Mütze mit einem messingenen Ringe voller Flinkerchen und dem jungfräulichen Kranze, ein

T.XIX
46
45
47
50
49
48

Paar Schnuren Korallen und alter Münzen um den Hals, ein kurzer faltenvoller Rock, das ist der Schmuck der Braut an ihrem Ehrentage. Schöne, schlanke, gesunde Menschen (46) bewohnen das so gesegnete Kroatien, zumal das hungarische. Ihre Kleidung ist militärisch, und ihrem schönen Wuchse angemessen. Die rothe Mütze, die der warasdinische Kroat trägt, ist ihm so werth, daß er beim Regen sie unter den Mantel nimmt, und seinen nach tatarischer Sitte bis auf wenige Büschel abgeschornen Kopf Preis gibt. Nie geht er anders aus als stark bewaffnet. Seine Nahrung ist gemeiniglich bloß Käse, frische Butter und Milch, sein Hausgeräthe höchst einfach. Bettler und Kranke sind in Kroatien eine Seltenheit. Ist alles wahr, was uns die Reisebeschreiber von den Landsleuten der Dalmatierin (47) aus der Insel Kalamota erzählen, so möchte man sich nirgends lieber ansiedeln, als dort. Treffliche Weiden voller Schafheerden, die, unter dem Schutze der Nationalredlichkeit, weder eines Hirten noch Hundes bedürfen, höchstergiebige Oelbäume, Ueberfluß des berühmten Bratka Weines, und dann schöne, kraftvolle Bewohner, Männer, deren Fleiß aus den Thälern auf die Felsen Erde trug, um sie fruchtbar zu machen, Frauenzimmer, deren Schönheit und Anspruchlosigkeit nur die Reinheit ihrer Sitten übertrifft, zuvorkommende Höflichkeit im Umgange, Ehrlichkeit im Handel, Einfachheit im Anzuge, das soll der Charakter dieses Landes und dieser Nation seyn. Zu keinem friedlichen Gebrauche scheint der Cephalonier (48) das Gewehr zu führen. Noch kreuzt sich etwas in seinem Gurte, das wohl auch nicht zur Andacht gehört, und die Hand ruht bedeutend auf einem andern Mordinstrumente. In Absicht seines schönen Körperbaues, seiner Muskelkraft und seines natürlichen Witzes verläugnet er seine großen Ahnherren, die Griechen, nicht; aber ihr Geist für Kunst und Wissenschaft ist ganz von ihm gewichen; man müßte dann Falschheit und Betrug dazu rechnen, worin er seines Gleichen sucht. Für Geld ist er zu allem feil. Krieg, Schifffahrt, Handlung ist sein Element. Als geistreich

und sehr schön beschreibt man die Cephalonierin (49). Ihr sanfteres Aussehen würde den wilden Trotz ihres Mannes etwas mildern, wenn nur nicht auch sie im Gürtel etwas stecken hätte, das eben nicht an zarte Weiblichkeit erinnert. Prächtig und geschmackvoll kleiden sich die Vornehmern, die häßlichen Holzschuhe ausgenommen. Wegen ihrer Geschicklichkeit in mancherlei Künsten halten die Türken die Albanesen oder Arnauten sehr hoch. Sonderbar ist der Beruf dessen, den wir vor uns sehen (50). Er füttert gerade mit Schöpsenlebern Katzen, die bei dem Türken überhaupt sehr viel gelten, ihn überall hin, und selbst in die Moscheen begleiten dürfen, da ihm hingegen die Hunde ein wahrer Greuel sind. Durch Tapferkeit und Stärke zeichnen sich die Arnauten, die jetzigen Bewohner des alten Macedoniens und Epirus, aus, wie die berühmten Seeräuber, die Montenegriner und Dulcignotten, die zu ihnen gehören, beweisen. Ein ungeheuer verbreiteter Völkerstamm ist der tatarische, der kaukasischen Ursprungs seyn, und sich von da erst in Afrika, von da aber wieder in Asien verbreitet haben soll. Es gibt nomadisirende, aber auch angeseßne Tataren. Eine Menge solcher gewisser Maßen freier Völkerschaften haben ihren Sitz in der großen Tatarei, der Bucharei, der Krimm, in Bessarabien, dem asiatischen Rußland und der chinesischen Tatarei jenseits der Mauer. Ihre berühmten Anführer Tschengis, Tamerlan und andre eroberten zu verschiednen Zeiten China und das türkische Reich, und drangen weit genug in Europa vor. Daher wir die Türken mit den Tataren verbinden, auf die wir ohnehin noch öfters kommen müssen. Schwer sind in der Türkei, Kleinasien und Syrien die ursprünglichen Bewohner aufzufinden, weil hier ein Zusammenfluß von Tataren, Armeniern, Aegyptiern und Europäern mannigfaltige Schattirungen hervorgebracht hat. Eine schöne Bildung und einen edlen Wuchs wird man den Türken nicht absprechen. Majestätischer Ernst herrscht in den Zügen der Männer, Anmuth und Liebreiz in der Bildung der Frauenzimmer. Demungeachtet ist das Loos der Letztern in der Türkei eben nicht das glücklichste. Der

T. XX.
51
52
53
54
55
56

Nationalcharakter der europäischen Türken ist besser, als der der asiatischen. In Absicht auf gränzenlosen Nationalstolz gleichen sich aber alle. Kein Volk auf der Erde, wähnen sie, könne sich mit ihnen vergleichen. Aber eben dieser Stolz erhält sie auf der niedrigen Stufe, auf der sie wirklich stehen.

Um von der Nationaltracht der osmannischen Türken, wie sie eigentlich vom Stifter des jetzigen türkischen Reichs, Osmann, heißen, eine Vorstellung zu bekommen, zeigen wir unsern Lesern einige von verschiedenem Range. Und welchen vornehmen Türken könnten wir wohl zuerst hier einführen, als den Großsultan (Tab. XX. 51) in seinem vollen Staate, wie er am Bairams-Feste erscheint. Hinter ihm steht sein Pferdeführer, und neben ihm ein vornehmer Türke (52). Daß diese Nationaltracht schön bilde, daß sie für den Körper äußerst bequem sey, den nichts preßt, nichts einengt, ist wohl keine Frage. Doch gehört dazu eine so träge Lebensart, als der Türke zu führen pflegt; denn für einen arbeitsamen, sehr beschäftigten Mann, möchte sie weniger taugen. Der Turban ist's, woran man in der Türkei den Rang unterscheiden kann, den Einem sein Amt anweist; denn einen Adel gibt es dort nicht. Eine große Würde in Absicht seines Aussehens wie seines Amtes hat der Mufti (53). Er ist nach dem Großsultan die bedeutendste Person im ganzen Reiche, und oberster Gesetzausleger. Wie sich der ganz gemeine Türke kleide und seinen Kopf schere, sehen wir an dem Kerl (54), der sich in den Arm schneidet, um dadurch seiner grausamen Gebieterinn eine Probe seiner Liebe zu geben; eine unsinnige Sitte, die in der Türkei sehr gemein ist. Nicht zu verwechseln mit den Türken sind die Turkomanen (55), ein nomadisches Tatarenvolk im nördlichen Dschagatai der asiatischen Tatarei. Auch in andern Gegenden gibt es noch Turkomanen, die aber nicht so wohlhabend sind, als die, von denen wir einen vor uns sehen. Diese sind wohlgebildete, höfliche Menschen, die sich prächtig kleiden, und zahlreiche Herden von Kameelen, Hornvieh, Schafen und

treffliche Pferde haben. Einen ganz andern Aufzug macht der nohaische Tatar (56), den Haquet, nebst mehrern Familien seines Stammes, im untern Theil der Moldau antraf. Sie sollen äußerst rohe, wilde Menschen seyn, die sich aus einem Morde gar nichts machen. Ein Hemd von Kalbfell, die rauhe Seite nach außen zu, ein Ueberrock von Pferdehaut, mit weitaufgeschlitzten Aermeln, die über die Schultern zurückgeworfen werden, weite schwarze Hosen und Bastschuhe, ein Gurt, Pulverhorn und eine Tasche von Leder, mit gelben Nägeln besetzt, und dann Messer, Bogen und Pfeile, das ist ihr Anzug und Gewehr. Weit mehr Cultur hat der casanische Tatar (Tab. XXI. 57), der das unstäte Nomadenleben mit dem Ackerbau und der Bienenzucht vertauscht hat. Sehr sorgfältig erzieht er seine Kinder und hält sie zur Schule an, die, so wenig als die Kirche, im kleinsten Dorfe fehlen darf, und die ganze Familie kleidet sich nur in solche Tücher und Zeuge, die die fleißigen Mädchen dieser Völkerschaft selbst verfertiget haben. Fast jedes Dorf hat seine eigne Chronik, wovon überhaupt die Tataren außerordentliche Freunde sind. Sie reden arabisch und bekennen sich zur mahometanischen Religion. Ihre Wohnungen sind von Holz. Sie schlafen nie in Betten, sondern auf der bloßen Erde in ihren Kleidern, die so bequem wie Schlafröcke sind. Den Rauchtaback lieben beide Geschlechter. Reiß und Hühnerfleisch ist ihre Lieblingsspeise, Wasser und Thee ihr Getränke. Weniger gebildet und weit räuberischer und unruhiger sind die cubanischen Tataren, die von Pferdefleisch und Stutenmilch leben, und in Filzhütten wohnen, die oben ein Rauchloch mit einer Klappe haben. Sie bauen schönen Weizen und Hirse. Die Männer kleiden sich in Schafpelze und Mützen von Lämmerfellen; aber an dem vornehmen Mädchen, das wir abgebildet (58) sehen, bemerken wir, wie auch Tatarinnen in der Cuban dem Scepter der Mode gehorchen. Außerhalb der Stadt Tobolsk, in deren Mauern bucharische Tataren wohnen, zum Theil am Flusse Tobol hin, leben viele Tataren, die mit einem eingeschränkten Ackerbau und ihrer Viehzucht sich beschäfti-

T. XXI.

T. XXII

63

64

gen. Sie sind armselige Ueberreste des vormals so mächtigen Tatarenstammes, der vor den russischen Heerzügen Sibirien inne hatte, und bekennen sich zur mahometanischen Religion. Man nennt sie sibirische, auch tobolskische Tataren (59). Weit reicher sind die katschinskischen Tataren, wie uns der Putz des Frauenzimmers (60) zeigt, die in der krasnojarskischen Provinz wohnen. Sie haben manches mit den Kalmucken gemein, unter deren Joch sie eine Zeitlang gestanden haben mögen. Höchst unreinlich ist ihre Lebensart. Nie wird ein Geschirr gewaschen. Treuloser, unfreundlicher, der Völlerei ergebner, fand Pallas keine Tataren. Vieh ist ihr Reichthum, und ihre Pferde, die ihre weit aufgeschlitzten Nasen in den Wind tragen, geben treffliche Jagdklepper ab. Grobe Heiden sind diese Tataren. Ihre Weiber, deren sie so viele haben können, als sie immer wollen, kaufen sie mit fünf bis hundert Stück Vieh. Das Jawort des Vaters besteht darinn, daß er mit dem Brautwerber raucht und Brauntwein trinkt. Nicht weit von ihnen wohnen die kondurofskischen Tataren. So künstlich sich die Mädchen (61) dieses Tatarenstammes putzen, ihre Baumrindenmütze mit Blech, Corallen und kleinen Münzen, und auch das Kleid mit Knöpfen, Schellen, Ringen und Schleifen behängen, so kunstlos und eckelhaft ziehen die Weiber (62) einher. Ihr Schlafrock und das häßliche, weiße Tuch, das unter die noch garstigere Mütze hinaufreicht, wird durch den Ring, den sie zuweilen in der Nase haben, um nichts schöner. Diese Tataren ziehen mit großen Herden als Nomaden herum. Ihre Zelte können auf zweirädrige Wagen gesetzt werden. Ihr Zugvieh sind Ochsen. Dieß sehen unsre Leser in der tagurischen Tatarenscene (Tab. XXII. 63), die wir ihnen zeigen. Wenn ein solches Nomadenvolk irgendwo ankommt, so ist sehr bald ein Dorf aufgerichtet. Man bleibt so lange, bis die Weide für das Vieh zu dürftig zu werden anfängt; dann wird weiter gezogen. Bemerkten wir bei diesen Tataren eine gewisse patriarchalische Einfalt, so ist bei der bucharischen Familie (64) schon etwas mehr Kunst und Luxus wahrzunehmen. Die Bucharen sind wohlgebildete

Menschen. Ihr Anzug ist gewählter, als bei andern solchen Völkerschaften. Die Frauenzimmer tragen sehr lange Ohrengehänge und künstlich mit Bändern durchflocht'ne Haare. Ihre Nägel färben sie roth, was sie für eine große Schönheit halten. Sie wohnen in steinernen Häusern, und haben wenig Hausgeräthe nöthig. In der Zubereitung ihrer Speisen herrscht weit mehr Reinlichkeit, als bei den meisten morgenländischen Völkern. So wie ihre Sprache aus einem Gemische von türkisch, persisch und andern Sprachen besteht, so ist auch ihre Religion ein seltsames Gemenge von christlichem, mahometanischem und lamaischem Glauben, von Vernunft und Unvernunft. Die Weiber kaufen sie zur Ehe. Die Priester sind ihre Aerzte. Sie sind jetzt China unterworfen. Viehzucht und der Karavanenhandel nach Persien, Indien und China ist ihr Gewerbe. Weniger friedlich sind die Beschäftigungen der Tscherkassier, von deren auszeichnend schönem Körperbau wir schon gehört haben. Die meisten Reisenden stimmen darin überein, daß die Georgier, Mingrelier und Tscherkassier die schönsten Menschen auf der Erde seyen, und daß in ihrem Lande Häßlichkeit wahre Ausnahme sey. Die caucasische Landenge in der Cuban ist der Wohnplatz der Tscherkassier. Bei ihnen macht nur der Fürst (Tab. XXIII. 65) und der Edelmann (66) die Nation aus. Jagen, Kriegen, Rauben ist ihre Beschäftigung. Ihre Tapferkeit entspricht dem großen, schönen, herculischen Körperbaue. Auch die Männer halten einen schlanken Wuchs für eine vorzügliche Schönheit, und sollen zu dem Ende ihre Säbelgehänge fest um den Leib schnüren. Auf der Brust haben sie eine Tasche mit Patronen. Ein Fürst oder Bei trägt seine sonderbare Mütze und seine Pantoffel mit Gold besetzt; über den langen Hosen hat er ein langes Unter- und ein etwas kürzeres Oberkleid. Geht er oder ein Adelicher in einen Besuch, so legt er ein Panzerhemd (66), und über dieses eine Weste an. Aus polirten, stählernen Ringen wird der Panzer in Persien verfertiget. Auch den Helm bedeckt ein solches stählernes Netz. Wie stark bewaffnet er immer ausgehe, zeigt die Abbildung. Das Volk in Tscher-

T. XXIII.
67
66
65
68
69
70

kassien ist eine Horde von aus allerlei Völkern zusammengerafften Sklaven, die Ackerbau, Gärtnerei, Vieh- und Bienenzucht treiben. Ihre Häuser sind von Flechtwerk, innen mit Thon verstrichen. Auch die Kabardiner (67) sind Tscherkassier; so wie aber diese dem Namen nach die türkische Hoheit erkennen, so sind jene dem russischen Monarchen unterworfen. Sie bewohnen ein von der Vorsehung reich gesegnetes Land, die Kabarda, und treiben Handlung, Gewerbe und Ackerbau. Städte haben sie nicht, blos Dörfer, die zum Theil aus Filzzelten bestehen. Die Weiber treiben die Weberei für ihren Hausbedarf, und sind geschickt genug, ihren Kindern alle Kleidungsstücke, die sie gebrauchen, selbst zu verfertigen. Zur Handlung geboren sind die Armenier oder Armenianer. Die mannigfaltigen Reichthümer, womit die Natur ihr Land, das theils Persien, theils der Pforte unterworfen ist, ausgesteuert hat, gaben ihnen Veranlassung genug zur Ausfuhr und zu einträglichen Handelsverbindungen. Sie haben sich bis nach England und Holland verbreitet; doch dürfen sie hier ja nicht mit den Arminianern, oder Remonstranten, einer reformirten Secte, verwechselt werden. Zwar sind auch die Armenier großen Theils Christen; allein sie haben sich einiger besondern Meinungen wegen von der griechischen und römischen Kirche getrennt. Ein Theil derselben, der einen Patriarchen zu Lemberg in Galizien hat, ist schon länger, ein andrer aber erst später zum Gehorsam der römischen Kirche zurückgekehrt. Wir sehen einen armenischen Bräutigam (68). Er muß sich des größten Ernstes befleißigen, wenn er zur Trauung in die Kirche geht. Seine Braut (69), der bei dieser Feierlichkeit eine Bibel auf den Kopf gelegt wird, ist so verhüllt, daß man nicht das mindeste von ihr sieht. Zwei Frauenzimmer führen sie unter den Armen, in einem Anzuge, der ehe Klageweiber, als Brautführerinnen in ihnen vermuthen läßt. In dem erst genannten Galizien machen die Juden (70), deren einen wir in einem orientalischen Anzuge vor uns sehen, die dominirende Nation aus. In ihren Händen ist der größte Reichthum. — Eine Menge verschiedener Nationen

wohnen in dem großen persischen Reiche, Kurden, Turkomanen, Zigeuner, Banianen, Juden, neben den eigentlichen Persianern. Diese gehören zu den cultivirtesten Völkern Asiens, und der Reichthum ihrer Landesprodukte: Seide, Baumwolle, Kampfer, Opium, Rosenöl, Pferde, Perlen ꝛc. wird noch durch ihre Geschicklichkeit in Manufakturen, in kostbaren Seidenzeugen, Goldstoffen, Teppichen, Chagrin u. d. sehr vermehrt, und gibt ihrem Handel eine große Lebhaftigkeit, bei dem aber vorzüglich Ausländer beschäftiget sind. Ihre Jugenderziehung ist sehr sorgfältig, ihre Sprache, die neupersische, mit der deutschen nahe verwandt, ihre Religion die mahometanische. Man rühmt ihre Mäßigkeit. Sonst sollen die Persianer häßlich gewesen seyn, jetzt beschreibt man sie als schöne Menschen, was eine Folge ihrer Vermischung mit den Georgianerinnen und Tscherkassierinnen seyn soll. Der Anzug des männlichen (Tab. XXIV. 71) und des weiblichen Geschlechts (72) in Persien hat in Absicht des weiten Oberkleides und der Saffianstiefel ziemliche Aehnlichkeit. Die Männer tragen größere Turbans, als die Türken. Die Mädchen und neuverheiratheten Frauen gehen verschleiert. Neben ihnen steht in unsrer Abbildung ein persischer Reisebote (73), der den Reisenden und Karavanen als Eilbote vorausgeht. Sein Anzug ist schön. Trefflich gefärbte Federn, ein rothes Kleid mit einer Menge Schellen, die ihn schon von Ferne ankündigen, schwarz seidne Quasten und bequeme Halbstiefel zeichnen ihn aus. Unter den Persianern, die jetzt Mahomet huldigen, leben die Gebern, oder Gauren (Unglaubige). So nennen die Mahometaner diejenigen Altpersianer zum Schimpf, die der Religion ihrer Väter, der alten Parsen oder Feueranbeter, getreu geblieben sind, und auch noch die altpersische Sprache reden. Harte Verfolgungen haben sie in die unfruchtbarern Gegenden getrieben, und, wie das immer der Fall ist, ihren Glauben ihnen noch theurer gemacht. Diese guten, tugendhaften, arbeitsamen Menschen hängen der Lehre Zoroasters an. Sie verehren die Gottheit in der Sonne und im Feuer, und auch die

1

Erde ist ihnen heilig. Daher löschen sie kein Licht anders als durch Blasen aus, und dämpfen eine Feuersbrunst blos mit Erde. In ihren Tempeln und in den Häusern der Reichen brennt ein ewiges Feuer von wohlriechenden Hölzern. Sie haben eine Menge der seltsamsten Meinungen und Gebräuche; einer derselben ist hier abgebildet (74). Ein Parsis ringt hier mit dem Tode. Ihm wird ein Hund so nahe als möglich gebracht, um seinen letzten Athemzug aufzufangen. Auch pflegt man wohl dem Todten einen Bissen in den Mund zu stecken und einen Hund hinzulocken. Je bälder dieser den Bissen wegschnappt, je bälder wird der Verstorbne selig. Sie begraben ihre Todten nicht, sondern hängen sie in einem Thurm auf, und zwar die Tugendhaften in den weißen, die Lasterhaften in den schwarzen Thurm. Im Vorgrunde dieser parsischen Scene haben wir ein syrisches Frauenzimmer (75) angebracht, um den Raum auszunützen. Geschmackvoll und schön kleidet sich in Syrien das weibliche Geschlecht. Ein silbernes Casquet, das mit Goldstücken besetzt und durchbrochen ist, und ein nachlässig um Kopf und Hals geworfner Shawl gibt ihm ein angenehmes Aussehen. Die Frau, die wir vor uns sehen, gehört zu der kleinen Völkerschaft, die um die Burg Martaan, einige Meilen von Aleppo, ohne Gottesdienst, ohne Sonn- und Festtage, ohne Moscheen und Priester, in stiller Arbeitsamkeit hinlebt, und von den reichen Bürgern von Aleppo, denen sie einen Erbzins bezahlt, ihrer Pünktlichkeit wegen sehr geschätzt wird.

Alle die bis jetzt angeführten Völker gehören zu der fleischfarbigen Spielart der weißen Menschenrace.

Unter der dunkelgelben Spielart nennen wir zuerst die Kalmucken oder Oelots, die in der Kotschotey, Songarey, in der astrachanischen Steppe an der Wolga, am Ural und in den irkutzkischen Gebirgen wohnen. Sie gehören zum großen mongolischen Völkerstamme, und sind durch schief abwärts laufende Augenwinkel, schmale, ziemlich gerade Augenbraunen, kleine, breite, platte Nasen, hervorstehende Backenknochen, und einen runden Kopf mit

großen Ohren sehr kenntlich. Nur mittelmäßig ist ihr Körperwuchs, aber bei weitem nicht so häßlich, als man sich ihn oft vorstellt. Gebrechliche Menschen findet man unter den Kalmucken sehr selten; wohl aber haben fast alle krumme Schenkel und Beine, was von dem unaufhörlichen Reiten herkommt. Schon das Kind in der Wiege sitzt rittlings. Ihre gelbbraune Farbe ist Folge ihrer Erziehung, weil sie die ersten Jahre ihres Lebens mutternackt der Sonne ausgesetzt sind; auch tragen ihre rauchigen Filz-Hütten nicht wenig dazu bei. Doch findet man unter ihnen Frauenzimmer von blendender Weiße, die durch die pechschwarzen Haare noch mehr gehoben wird. Denn alle Kalmucken und Mongolen haben schwarze Haare, höchst seltne Ausnahmen abgerechnet, und wenig Bart. Ihre Sinnen sind sehr scharf, wie das Nomadenleben fordert und sie auch übt. Da, wo andre nichts riechen, hören oder sehen, riecht der Kalmuck auf seinen Zügen das Feuer eines entfernten Lagers, hört er das Traben der Pferde, und sieht in der fernsten Staubwolke seiner überall ebnen Steppe Vieh und Reiter. Er hat viele Fähigkeit und vorzüglich ein treffliches Gedächtniß, ist gesellig, gastfrei, munter, dienstfertig und verschwiegen, dabei aber auch etwas träg zur Arbeit, leichtsinnig, dem Trunk ergeben und unreinlich. Selten kommt es bei ihm zu Händeln und noch seltner zu Schlägen. Widerwärtigkeiten stören seinen guten Muth nicht leicht, und betteln wird er nie. Sieht er in der Ferne einen Reisenden, so schwenkt er gutmüthig seine Mütze, um ihn in seine Hütte einzuladen. Kommt er nicht, so macht er wohl Jagd auf ihn, weil er ihn für einen Dieb hält. Die Gastfreundschaft kann man nicht weiter treiben, als er. Das Leben und das Eigenthum seines Gastes sind ihm heilig. Bezahlung einer Zeche würde er für einen Schimpf halten. Nur eckelhaft darf der Gast nicht seyn. Denn alles langt mit den Händen in einen gemeinschaftlichen Trog, und Religionsgesetze verbiethen, die Geschirre mit Wasser zu reinigen. Statt einer Serviette und Waschbecken wird den Gästen nach der Mahlzeit geschabter Weidenbast oder zerriebnes faules Holz ge-

T.XXV.
79
78
77
76

reicht. Alles, Toback, Früchte, Branntwein, theilt er gleich mit denen, die bei ihm stehen. Hingegen von seinem Viehstande, der sein Reichthum ist, verschenkt er nicht leicht etwas, es sey dann an Verwandte, die durch Viehsterben oder Plünderung das Ihrige verloren haben. Aber dann hilft er auch recht brüderlich. Dieberei begeht er gewöhnlich nur aus Haß und Rache. Seine Treue gegen seinen rechtmäßigen Fürsten ist unerschütterlich, und rührend ist die Achtung, in der das Alter bei ihm steht. Die Nationalkleidung der verschiedenen Stände zeigt uns die Abbildung (Tab. XXV.), die uns einen Blick in eine kalmuckische Scene werfen läßt. Der vornehmere Mann (76) und seine Gattin (77) tragen lange Kaftans, unter ihnen eine lange Weste, weite Hosen und rothe, auch schwarze Stiefel. Gelb dürfen sie durchaus nicht seyn. Jener hat den Kopf, bis auf einen Büschel, der in Zöpfe geflochten wird, abgeschoren, diese trägt die Haare gescheitelt. Der gemeine Kalmuck (78) ist einfacher angezogen. Er hat ein Gewehr mit einer Gabel zum Aufstellen desselben, wenn er, auf dem Bauche liegend, aus einem Hinterhalte schießt, und eine kurze Peitsche. Bei ihm steht ein kalmuckischer Bischof oder Zordschi, mit dem rothen Lamaorden (79). Gelb ist die heilige Farbe, in die er sich kleidet. Er hat immer einen Fuchspelz, da hingegen die Laien Schafpelze tragen. Die gelbe Mütze des Kalmucken, die seine Ohren so niederdrückt, daß sie vom Kopfe abstehen, ist ihm heilig und wird gewiß nie auf die Erde gelegt. Das rothe Quästchen ist Zeichen des lamaischen Glaubens, dem die Kalmucken ergeben sind. Doch gibt es auch christliche Kalmucken. Die Zelte oder Kybitken der Kalmucken sind sehr sinnreich gebaut und für Nomaden ungemein bequem. Ein Gestelle von Weidenstäben, das aber zusammengeschoben werden kann, macht das untere Gerippe aus, auf dem die Filzdecken befestiget werden. Ein Rahmen bildet die Thüre, und ein starker Gurt erhält die Rundung des Zelts. Oben ist ein Reif, an dem die Dachstäbe anliegen. Es gehören viele solcher Stäbe dazu, um die Schwere des Fil-

zes zu tragen; sie werden bündelweise mit Filzkappen auf Kameele geladen. Das kegelförmige Dach besteht aus zwei großen Mänteln. Alles wird mit Haarseilen befestiget und oben am Rauchloche in Schlingen gehängt. Dieses kann von innen zugedeckt werden, wenn es regnet oder schneit. Freilich wird dann der Rauch von dem Pferde- und Kuhmist, den sie in ihren holzarmen Steppen brennen müßen, noch beschwerlicher. In dieser Filzhütte nun, die bei den Vornehmern mit Teppichen ausgeziert ist, befindet sich der kleine Hausrath, die Juftensäcke und Kistchen zu den Habseligkeiten, die pferdeledernen Milchschläuche und der Götze, bei denen, die einen bei sich zu haben gewohnt sind. Treffliche Pferde, schönes Rindvieh, das auch als Lastvieh gebraucht wird, und Schafe mit Fettschwänzen haben sie in unzähliger Menge. Nur die Reichern besitzen Kameele. Mancher hat zwei- bis dreitausend Pferde. Sie sind wild und flüchtig, können wegen ihres harten Hufs unbeschlagen geritten werden, und zweimal 24 Stunden ohne Wasser aushalten. Man schlitzt ihnen die Nasenlöcher auf, um ihnen mehr Luft im Laufen zu geben. Die Hengste sind die Führer der wild herumlaufenden Stuten und vertheidigen sie muthig gegen die Anfälle der Wölfe. Ja, zuweilen greifen sie diese wohl selbst ungereizt an, und schlagen sie, wie es die edeln tatarischen Pferde thun, mit ihren Vorderfüßen todt. Im Winter kommen viele Mutterschafe und zarte Lämmer um, nützen aber auch dann noch bei dem hohen Werth, in dem die Felle ungeborner Lämmer stehen. Bei ihren Wanderungen wählen die Kalmucken immer für den Winter wärmere Gegenden, obgleich sie dennoch öfters seine Strenge erfahren müßen. Alles, was die Kalmucken bedürfen, geben ihnen ihre Heerden, und was ihnen abgeht, verschaffen sie sich durch sie im Tauschhandel. Ganz roh essen sie kein Fleisch. Die Sage, daß sie es unter dem Sattel mürbe reiten sollen, mag daher kommen, weil sie, wie alle Steppenvölker, immer frisches Fleisch am Sattel hängen haben. Pferdebraten, besonders von Füllen, halten sie für das trefflichste Essen.

Ihr gewöhnlichstes Getränk ist saure Stuten- und Kuhmilch. Aus ihr destilliren die Kalmucken einen sehr starken Branntwein. Lanzen, Pfeile, Bogen, Säbel, Dolche, zuweilen auch Feuergewehre sind ihre Waffen; einige Reichere tragen treffliche Panzer. Jagd, Vogelbeize, Ringen, Bogenschießen, Pferderennen, Tänze, Schach- und leidenschaftliches Kartenspiel und große Trinkgelage, wobei die Mädchen singen, sind ihre Belustigung. Sie fühlen sich überhaupt äußerst glücklich und kraftvoll. Ein hundertjähriger Kalmuck, der noch sein wildes Pferd jugendlich tummelt und es ohne Stangenzaum lenkt, ist keine Seltenheit. Dem weiblichen Geschlecht begegnen sie gut, und die reiche Aussteuer, die der Vater seiner oft schon im Mutterleib versprochnen Tochter mitgibt, macht, der Wiedererstattung wegen, das Verstoßen nicht häufig. Arbeiten müßen die Weiber freilich ziemlich fleißig, denn sie sind es, die das Leder bereiten, den Filz weben, die Stricke flechten u. d. m. Aber wahre Ehre bringt es diesen für roh geachteten Menschen, daß sie jede an einem wehrlosen Weibe verübte Ungerechtigkeit doppelt strafen. An seinem Platze in der Hütte ist es vollends unverletzlich. Zu den Kalmucken kann man auch die Burätten rechnen. Sie bewohnen die irkutzkischen Gebirge und andre wilde Gegenden. Ihr Ansehen ist völlig kalmuckisch, nur sind sie schwächer und aufgedunsener. Sie sind wollüstig, faul, diebisch, unreinlich, einfältig, aber doch friedliebend und gastfrei. Unter den daurischen Burätten gibt es manchen, der 1000 Kameele, 4000 Pferde, 2000—3000 Rinder, 8000 Schafe und einige hundert Ziegen hat. Desto ärmer sind die dem Baikal westlich wohnenden. In Silber und Eisenarbeit sollen sie nicht ganz ungeschickt seyn. Ihrer Religion nach sind sie schamanische Heiden. Ihre Priester und Priesterinnen heißen Schamanen. Das lederne Kleid ist, wie wir an der burättischen Schamanka (Tab. XXVI. 80) sehen, über und über mit Götzen, Klimperwerk, Schlangen, Bändern und Riemen behängt. In diesem Kleide und in der Trommel soll eine große Zauberkraft stecken. Allmählich scheint sich der

lamaische Glaube auch bei den Burätten einzuschleichen. In Absicht auf Farbe, Bildung, Sitten, scheinen die Mongolen oder Mungalen (81) mit den Kalmucken nahe verwandt zu seyn. Man unterscheidet unter ihnen die eigentlichen Mongolen, die Scharrasmongolen, Kalkasmongolen, und russischen Mongolen im salenginskischen Gebiete. Sie sind Ueberreste der ehemals so mächtigen und furchtbaren Nation, die unter Attila und andern Heerführern der Schrecken der Welt war. Der größere Theil bekennt sich zur Religion des Lama. Da in dieser Religion die Bewegung geschriebner Gebete so viel gilt, als ob man sie gesprochen hätte; so lassen sie nicht nur Flaggen, worauf Gebete stehen, im Winde flattern, sondern sie haben auch ein Gebetrad. Dieses besteht aus einem bunt überzognen Cylinder. Vermöge der eisernen Achse, die durch ihn geht, kann er auf einem Gestelle fast wie eine Kaffeetrommel schnell bewegt werden. Verdienten die bisher angeführten Völker die Aufmerksamkeit des Menschenbeobachters, so ist das gewiß bei den Chinesen (Sinesen, Tschinesen) nicht weniger der Fall, man mag das Alterthum ihres mächtigen Staates, oder seine ungeheure Ausdehnung und Bevölkerung, oder die Cultur seiner Bewohner in Absicht auf Künste, Erfindungen, Gewerbe, die bei ihnen weit ältern Ursprungs als in Europa sind, aber äußerst langsam fortschreiten, betrachten. Alles hat an diesem Volke ein nationales, originelles Gepräge. Von der Gestalt der Chinesen ist wenig Rühmliches zu sagen. Ein Reisender sagt von ihnen: sie seyen ganz nach Regeln häßlich; hätten große, runde Köpfe, und eine unverhältnißmäßige Statur, indem ihre ganze Figur nicht sechs Kopflängen hätte. Auch tragen die kleinen Augen, die durch das unaufhörliche Zerren an den Augenliedern hervorgebracht werden, die dicken, aufgestülpten Nasen, die hohen Backenknochen, die großen Lippen und Ohren, die durch unaufhörliches Betelkauen geschwärzten Zähne, die dicken Bäuche, die schmutzig gelbe Gesichtsfarbe und die schwarzen Vorsthaare, so wenig, als die krüppelhaften Füße des weiblichen Geschlechts, unter dem sich nur selten eine Schön-

heit findet, nicht das Mindeste zur Verschönerung der Chinesen bei. Ihre fast ganz kahlen Köpfe, ihre weit offen stehenden Nasenlöcher und die flachen Gesichtszüge machen vollends, daß in ihrer Bildung nicht eine Spur von Ausdruck und Gefühl wahrzunehmen ist. Den Haarschopf entbehren sie um keinen Preis, weil er Verbrechern abgeschnitten wird. Sie suchen daher, wenn das Alter ihn immer dünner macht, diesen Abgang durch ein eingeflochtnes Band unmerklicher zu machen. Ihr Körper ist dauerhaft und wird frühe schon abgehärtet. Bekannt ist's, daß die Chineserinnen von Stande ihre Füße von Kindheit auf in metallne Schuhe einpressen. Dadurch wird der Fuß höchst verunstaltet, der Gang wacklig und mühsam. Die Nägel der linken Hand lassen sie beständig wachsen. Ihre Speisen sind einfach, ihre Kochkunst ist sehr mittelmäßig, und ihr Geschmack eben nicht eckel, indem sie krepirtes Vieh, Pferde, Esel, Hunde und Katzen essen. Ihr ganzes Tischgeräthe besteht in einem Paar Stäbchen von Elfenbein und einem Napf, in den man sich seine Portion geben läßt. Dann hält man diesen hart an den Mund, und schiebt in ihn die Speisen mit dem Stäbchen, wie wir das in der Abbildung (Tab. XXVI. 81) sehen. Thee ohne Milch, oder auch ein leichter Reißbranntwein ist das Tischgetränke der Chinesen. Ihre Wohnungen sind von Ziegelsteinen, und nie mehr als zwei Stockwerke hoch; denn sie halten es für schimpflich, sich einen andern über dem Kopfe herumgehen zu lassen. Glasfenster haben sie nicht; gewisse durchsichtige Muscheln, auch Oelpapier, müßen ihre Stelle vertreten. Eine Lampe vermehrt das dürftige Licht, das diese wenigen Fenster einlassen. Der Hausgötze ist prächtig verziert. Die Dorfhäuser sind von Bambus mit Eckpfosten von unbehauenen Baumstämmen. Matten machen die Scheidewände aus; als Fußboden dient die gestampfte Erde, als Decke das mit Reißstroh belegte Dach. Die Ceremonieen im gemeinen Umgange sind so mannigfaltig, daß sie ein tiefes, anhaltendes Studium erfordern. Die Regierungsform von China ist die uneingeschränkteste Mo-

narchie. Gelehrsamkeit gilt in diesem Staate über alles, sie ist seit 4000 Jahren der einzige Weg zu Ehrenstellen. Aber fast alle Gelehrsamkeit beschränkt sich daselbst auf etwas dürftige Stern- und eine eben so mangelhafte Geschichtskunde; vorzüglich aber auf die Erlernung der Muttersprache. Diese setzt dem Fortschritte der Wissenschaften in China fast unübersteigliche Schwierigkeiten entgegen. Drei Sprachen gibt es daselbst, die des gemeinen Umganges, die der Gelehrten, und die Schriftsprache, die eigentlich eine völlig todte Sprache ist. Die geringste Veränderung des Tones gibt einen ganz andern Sinn. So heißt z. B. das Wort Schu: Herr, Schwein, Pfeiler, Küche. Man kann, da ihre Schriftzeichen im Grunde Bilder sind, siebenzig bis achtzigtausend Schriftzeichen, oder, wenn man will, Buchstaben annehmen, und mancher grundgelehrte Mann stirbt daher in China, ehe er lesen kann. Die Religion der Chinesen ist ein seltsames Gemische von der alten des Laokium, der Religion des Fo und des Konfutse. Die kaiserliche Familie verehrt den Dalai Lama. So verschieden diese Religionen sind, so dulden sie sich doch gegenseitig. Sonst aber gereicht ihnen ihr Nationalcharakter eben nicht zur Ehre. Hochmuth, Feigheit, Fühllosigkeit, Sclavensinn, Falschheit, Betrug, würden schon hinreichen, sie verächtlich zu machen, wenn auch nicht das schändliche Aussetzen der Kinder weiblichen Geschlechts, deren Ernährung den Eltern lästig werden könnte, zeigte, wie das erste, heiligste Gefühl der Elternliebe erloschen sey. Da ist so bald an keine Verbesserung zu gedenken, besonders da dieses Volk selbstgenügsam in seinem Winkel bleibt und jede Verbindung stolz ablehnt. Die Verschiedenheiten des Nationalcostüms werden uns einige Abbildungen anschaulich machen, indem wir unsern Lesern einige Chinesen von verschiednen Ständen zeigen wollen. Und wer könnte uns interessanter seyn, als das Portrait des letztverstorbenen, damals 83jährigen Kaisers Tschienlung (Tab. XXVI. 82), ganz so wie ihn der englische Gesandte, Lord Macartney, am Tage der Audienz sah. Auf seiner Mütze war oben eine große Perle.

1

T.XXVII.
87
86
85

Ein langes Oberkleid von dunkler Seide, und ein dunkles Unterkleid war sein Anzug. Die langen Nägel Sr. Majestät werden unsern Lesern nicht entgehen, so wie die Corallenschnur, die eben so, wie die Pfauenfedern, in China als Ehrenzeichen eines Ordens angesehen werden. Viel weiter und faltenreicher ist der Anzug der vornehmen Frauenzimmer (83). Der Kopfputz ist noch ganz erträglich. Aber die ungeheuren Aermel und die vielen Kleider, die sie übereinander tragen, müssen jedem Fremden auffallen. Gleich daneben steht der Haushofmeister (84), der für den englischen Gesandten den Einkauf besorgte. Seine Tracht ist die des Bürgerstandes in ganz China. Er hat eine Jacke von Schaffell mit Halbmonden von dunklerm Pelz besetzt, ein langes Kleid von geblümtem Seidenzeug, darunter ein kattunenes, und solche Schifferhosen, Nankingstrümpfe und Schuhe, deren Sohle von dicker Pappe sind. Am Gürtel trägt er ein Messer nebst Feuerstahl und Stein, und ein paar Beutel zu Rauch- und Schnupftoback. Im Kästchen hatte er immer Confituren bei sich, mit denen er die, denen er wohlwollte, bewirthete. Ganz die gemeine Natur zeigt uns die Gruppe Schiffzieher (Tab. XXVII. 85). Sie sitzen um ihren tragbaren Ofen, und lassen sich ihren Reiß herrlich schmecken. Neben ihnen liegt die Leine mit dem Querholze, das sie an die Brust halten, damit die Leine beim stromaufwärts ziehen der Schiffe nicht so stark einschneiden könne. Während dieser Arbeit singen sie ein Volkslied, nach dessen Tact sie Schritt halten. In ruhiger Behaglichkeit steht bei ihnen eine Bäurinn aus dem nördlichen China mit der Tobackspfeife aus Bambus, die alt und jung fast unaufhörlich im Munde führt. Sie trägt ihr Kind in einem Sacke auf dem Rücken. Ihre Haare schmiert sie mit Oel, daß sie wie lakirt aussehen. Ihre Kappe ist vorn Sammt, hinten Leder. Nicht weit davon reitet ein chinesischer Courier (86) mit Depeschen. Er hat sie, in mit gelbem Tuche umwickelten Bambusröhren gesteckt, an gelben Bändern auf dem Rücken hängen. Sein Pferd ist von der plumpen chinesischen Race. Eher für Masken, als für das, was sie

wirklich sind, wird man den chinesischen Wachtposten (87) halten. Und doch traf Macartney viele solche in ihren buntscheckigen Uniformen, einer Art von Weiberrock und atlaßnen Stiefeln mit Steinpappensohlen an. So wie sie paradirt haben, wird der Rock ausgezogen und es geht wieder an die Arbeit. Im Hintergrunde erblicken wir eins der größten Werke, das Menschenhände je vollendet haben. Wir meinen die chinesische Mauer, jenes Bollwerk gegen die Tataren, das über 300 deutsche Meilen über höchsten Berggipfel, und durch die tiefsten Thäler hinlauft. Jenseits derselben ist die Sommerresidenz des jetzigen Kaisers, und unweit derselben ein prächtiges Kloster, das eilf Stockwerke hat und hundert Ellen hoch ist. In einer goldnen Kapelle sieht man hier Fo's, und seiner Frau und seines Kindes Bildsäulen von dichtem Golde aufgestellt. Achthundert Mönche wohnen im Kloster. Ihren Anzug zeigt uns die Abbildung (Tab. XXVIII. 88.) Sie sind keiner strengen Regel unterworfen. Neben dem Mönch erblicken wir einen Mandarin oder Staatsdiener vom Militärstande (89), das rothe Knöpfchen auf der Mütze zeigt seinen Rang an. Nur bei den Prinzen vom Geblüte darf es durchsichtig seyn. Seine Waffen sind Bogen und Pfeile, die in China noch allgemein gebraucht werden. Vor den Thüren herum singen die dem Dienste des Fo sich widmenden Priester oder Bonzen (90), und schlagen dabei auf ein birnförmiges Stück Holz. Um sich das Knieen zu erleichtern, binden sie sich kleine Kissen um den Fuß. Auf dem Rücken haben sie ein Brettchen, das den Tempel und die Secte angibt, wozu sie gehören. Seine ganze Boutique trägt der Barbier (91) mit sich, um sein Gewerbe auf der Straße zu treiben. An einem langen Bambusrohre hängt das Kästchen mit den nöthigen Werkzeugen auf einer Seite, und auf der andern ein Gefäß mit Wasser, das Handtuch und Streichleder. Um eine geringe Kupfermünze schert er den Kopf, putzt die Ohren, und bringt die Augenbraunen in Ordnung. Nur wenige Bettler (92) gibt es in China, und diese wenigen müssen erst noch durch Kunststücke sich ihr Allmosen verdienen. Der Unsrige hat eine Schlange, die

1

T. XXIX.
93
94
96
98
97
99

er um den Hals trägt, so abgerichtet, daß sie ihm auf Verlangen in den Mund kriecht, und sich am Schwanze wieder herausziehen läßt. Auch trägt er ein Feuerflämmchen auf dem Kopfe, um das Mitleiden der Vorübergehenden zu erwärmen. Eine ganz sonderbare Lanze hat der Bauer aus Südchina in seiner weiten Jacke und den Nankinghosen (93), nicht zu vergessen den Tobacksbeutel, der keinem ächten Chinesen fehlt. Er ist ein großer Freund von öffentlichen Belustigungen, die aber nicht sehr geistreich sind. Seiltänzer, Equilibristen, Taschenspieler, Luftspringer, besonders aber Feuerwerke und Schauspiele, bei denen Knaben die weiblichen Rollen spielen, machen ihm viel Vergnügen. Der ganz gemeine Mann (Tab. XXIX. 94) nimmt auch mit einem Puppenspieler (95) vorlieb. Dieser steht auf einem Schemel, und ist mit einem Vorhange von blauem Tuche bedeckt. Auf dem Kopfe hat er einen Kasten, oder eigentlich ein kleines Theater, in dem er Marionetten sehr geschickt regiert. Bei der in China wohl eingerichteten Polizei ist der Nachtwächter (96) keine unbedeutende Person. Ein Bambusrohr dient ihm als Horn, um von Zeit zu Zeit seine Wachsamkeit kund zu thun, und die Inschrift seiner Laterne bezeichnet seinen Namen und den Distrikt, in dem er aufgestellt ist. Zum Theil China, zum Theil Rußland unterworfen ist der zahlreiche Völkerstamm der Tungusen, von denen die Mandschu Tungusen die Eroberer von China sind. Ihre Gesichtszüge nähern sich den samojedischen. Sie sind munter, freimüthig, wahrheitsliebend, genügsam und in hohem Grade geduldig. Einige Stämme unter ihnen haben einen wilden, kriegerischen Geist, sind treffliche Bogenschützen und thun Kosackendienste. In ihren Uebungen zu Pferde haben sie ihres Gleichen kaum in der Welt, und eben so große Bewunderung verdient ihre Geschicklichkeit im Fischfange, bei den elenden Werkzeugen, die sie haben. In Absicht auf Wohnungen, nomadische Lebensweise u. d. haben sie manches mit den Kalmucken gemein. Ihre Unreinlichkeit ist gränzenlos. Sonderbar genug ist die Sommermütze des Tungusen (97). Er bedient sich dazu eines

Rehkopfs, an dem die Augenhöhlen und Ohren noch sichtbar sind. Mit blauer Seide läßt er sich bogenförmige Linien in's Gesicht nähen. Seine Kleider sind meistens von Leder, mit Fransen und Säumen geziert, und das Bruststück schmücken eine Menge Corallen. Die Religion sehr vieler Tungusen ist schamanisches Heidenthum. Ihre Priester oder Schamanen stehen in hohem Ansehen. Sie behängen sich, wie wir an der Schamanka (98) sehen, über und über mit mehr als funfzig Blechgötzen in menschlicher und thierischer Gestalt. Diese ganze Religion ist ein Gewebe von Thorheiten; Schwärmerei und Betrug gehen in ihr Hand in Hand. Die Aussprüche der in einer Art von Ekstase weissagenden Schamanen haben das Gewicht untrüglicher Orakelsprüche. Sind die Tungusen herumschweifende Hirten-, Jäger- und Fischerhorden, so bleiben die Wotjaken schon seit langer Zeit in festen Wohnsitzen im casanischen Gouvernement. Sie sind muntere, aber dem Trunke sehr ergebne Menschen, und äußerst unreinlich. Rothe Haare wird man kaum bei einem Volke häufiger finden. Der Kopfputz einer Wotjakinn (99) ist ungeheuer. Sein Hauptgerippe ist von Birkenrinde. Das Fransentuch und die Bleche, nebst den Kopeken, womit er behängt ist, sollen ihn verschönern. Die Wotjaken beschäftigen sich mit dem Ackerbau, der Bienenzucht, die sie in hohlen Baumstämmen hegen, der Jagd, der Drechslerei und der Weberei ziemlich fleißig. Sie sind meistens der griechischen Religion ergeben. Weniger vortheilhaft sprechen Reisende von dem Charakter ihrer Nachbaren, der Tscheremissen; die wie jene zum finnischen Völkerstamme gehören. Sie beschreiben sie als betrügerisch, argwöhnisch, feig und hartnäckig; doch haben sie reinlichere Wohnungen als andre Völkerschaften dieses Stammes. Diese sind völlig tatarisch gebaut, und die breite Schlafbank, die niedrige Thüre, das viereckige Loch mit vorgespannter Blase, das die Stelle des Fensters vertritt, erinnert an die Hütten mancher Tataren. Aus Nomaden sind die Tscheremissen jetzt wackere Landbauer und fleißige Bienenväter geworden. Wir sehen ein Mädchen (Tab. XXX. 100) in seinem Som-

T. XXX

100 101 102

103 104 105

meranzuge. Das verzierte Hemd hängt über die Beinkleider heraus, und wird durch eine Schnalle zusammengehalten. Zum Theil bekennen die Tscheremissen das Christenthum; viele aber hängen heimlich am Heidenthume. Ob die Baskiren, die wie die Tscheremissen an Rußland einen Tribut bezahlen, gar so häßliche Menschen sind, wie mehrere Abbildungen des baskirschen Mannes (101) vermuthen lassen, da doch die Weiber (102) ein weit gefälligeres Aussehen haben, müssen wir dahin gestellt seyn lassen. Sie stammen von den Tataren her, und wohnen an der Wolga und dem Ural. Auch sie haben großen Theils das Nomadenleben mit dem Ackerbau, der Viehzucht, Jagd und Bienenpflege in festen Wohnsitzen vertauscht. Man beschreibt sie als äußerlich träg, roh, schmutzig und unwissend. Gar viele Baskiren tragen sich weit schöner als der, den wir in der Abbildung sehen, besonders halten sie viel auf Pracht in ihren Waffen und dem Pferdezeug. Die Frauenzimmer behängen sich mit einem Koller voll Münzen, Corallen und Flimmern. Auf ihren Fächern steht das Lob ihrer Vorfahren, wovon zu reden sie überhaupt nie müde werden. Die Baskiren sind Mahometaner, haben aber eine Menge eigne Gebräuche. Unter den trägen Baskiren leben die fleißigen Mestscheräken; ein tatarischer Stamm, der bei weitem nicht so roh und unwissend ist, und das Lob hat, es mit seinem Landesherrn, dem russischen Kaiser, treuer zu meinen, und die mahometanische Religion reiner zu bekennen, als die Baskiren. Sie thun Kosackendienste. Ihr Feld bauen sie mit reichem Ertrag, und die Jagd gibt ihnen eine Menge Füchse, Marder und Birkhühner. Auch bei diesem Volke behängt sich das Frauenzimmer (103) mit einer Menge von Flimmern, und verräth dadurch, wie der Wilde, das Kinderalter, das gern spielt. Ein gutartiges Völkchen sind die Mordwinen, an den Ufern der Wolga, von finnischer Abkunft. Einfach und rührend sind ihre Naturfeste. Im Frühlinge und im Herbste halten sie einen feierlichen Umgang im Tempel der Natur. Der Hausvater (104), von seiner Gattinn (105) und Familie begleitet, geht um die Felder,

bringt Kuchen und Wein als ländliche Opfer, und bittet das Wesen, das er für die Gottheit hält, die Sonne, um einen gesegneten Sommer, um einen gelinden Winter. Doch herrschen die alten Sitten nur bei den heidnischen Mordwinen. Die übrigen haben größtentheils von den Russen mit der griechischen Religion auch ihre Sitten angenommen. Die Weiber tragen hohe Mützen mit vielem Klapperwerk und gewaltige Zöpfe. Ihr ganzer Anzug ist gewiß schwerer, als ein Pferdegeschirr. Die Mädchen haben weniger Geklimper. Eine starke Beimischung von tatarischem Geblüte verrathen die Tschuwassen. Unsre Leser sehen in der Abbildung (Tab. XXXI.) ein Weib (106. 107) in vollem Anzuge und ein junges Mädchen (108) von dieser Völkerschaft. Auch bei ihnen ist der Fransen, Gürtel, Lappen und des Geklimpers kein Ende. Einen langen Schweif tragen sie an der mit Münzen behängten Mütze. Der Anzug der Männer gleicht gemeiner Bauerntracht. Ihre Hütten bauen sie besser und halten sie reinlicher, als die Mordwinen. Viele Tschuwassen sind noch Mahometaner, zum Theil aber auch Heiden, die eine Menge Gottheiten haben. Ackerbau, Bienenzucht, Jagd gibt ihnen ihren Unterhalt. An Stille, Fleiß und Anhänglichkeit an ihren Herrn thun es die ungetauften Tschuwassen den Getauften gleich. Ihr Ja gilt für einen Eid. Ein rohes, wildes, sibirisches Volk sind die Jakuten (109). Sie kleiden sich in Rennthierhäute, besetzen sie mit allerlei Pelzwerk, und führen großen Theils eine nomadische Lebensart. Sie bedienen sich der Ochsen zum Reiten. Sonderbareres kann man nichts sehen, als den Anzug der Bewohner mehrerer Inseln des nordöstlichen Archipelagus, durch die Asien mit Amerika in Verbindung steht und die die alevtischen heißen. Wir sehen ein Paar solche Alevten (110. 111). Sie sind Wilde, ohne alle Gesetze und Sitten, in hohem Grade unbändig und schamlos; mit der Kaltblütigkeit und Unempfindlichkeit des Kamtschadalen nehmen sie sich eines gefürchteten Uebels wegen selbst das Leben. In ihren Erdhütten oder Jurten gehen sie meistens nackend. Sonst aber machen sie einen höchst

106
107
108

109
110
111

T. XXXII

abentheuerlichen Aufzug. Denn nicht zu gedenken, der Figuren von Thieren u. d. die sie mit Fischgräthen in ihr Haar ritzen, und durch das Einreiben einer Farbe unauslöschlich machen, der Federbüschel, die sie in ihre Ohrlappen stecken, der Wallroßzähne, womit sie ihre Unterlippe bewaffnen, und des seltsamen Querriegels, den sie durch ihre Nasenscheide stecken; so sieht die Weste, von befiederten Vogelbäuchen, der Ueberrock von Fischhaut, wie der lange bunt durchwirkte Rock von Seelöwenfell, sonderbar genug aus, wozu noch die mit Erde bemalte, und mannigfaltig verzierte schnabelförmige Sommermütze kommt. Alles essen sie roh. Thran ist ihr Festtrank. Ihre Nachen bauen sie aus Treibholz und Wallfischrippen. Durch das Reiben von zwei Hölzern machen sie Feuer an. Sie sind schamanische Heiden. Etwas mehr Cultur haben die Ostiaken, ein nomadisches Fischervolk in Sibirien, das zum Theil nur im Winter, zum Theil für immer feste Wohnsitze hat. Ein ziemlich häßliches Aussehen, ein dicker Kopf, aufgeblasene Backen, ein weiter Mund, eine kreischende Stimme und ein schlechter Wuchs sind das Erbtheil der Ostiaken, wie mehrerer nördlichen Völkerschaften, der freien Lappen, Zemblanen u. a., in deren Sitten auch eine merkwürdige Uebereinstimmung herrscht. Wir sehen eine Scene (Tab. XXXII.) aus dem Lande der Ostiaken. Der in seinen Rennthierpelz und Mantel eingehüllte Mann (112) trägt Schneeschuhe und einen Schneestock, deren Struktur das Einsinken in den Schnee verhütet, wenn er Winterreisen macht, wobei er seinen Vorrath auf einem leichten Schlitten mit sich führt. Auch seine Gattinn (113) hat sich wohl gegen den Frost zu verwahren gesucht, und das von ihr selbst gegerbte Kleid und die hundslederne Mütze mit Zobel besetzt. Bequem und tüchtig eingewickelt legen sich oft Vater und Sohn in einen mit Hunden bespannten Schlitten. Sollten wir unsre Leser in eine der im Hintergrunde rauchenden Hütten führen, so würden sie ein schwächliches, furchtsames, abergläubisches, übrigens aber gutherziges Volk kennen lernen, das sich viel in der Welt plagen

muß. Ein Stück eingefaßtes Eis vertritt die Stelle des Fensters in der Hütte. Eine einzige beherbergt oft drei bis sechs Familien, die in abgesonderten Ständen schlafen. Sonst ist alles durcheinander. In der Mitte brennt den ganzen Tag über ein Feuer, das die Hütte mit Ruß völlig überzieht. An das Fortschaffen irgend eines Unraths wird nie gedacht. Die Betten ihrer Kinder bestehen aus faulem, zerriebnem Holze. In die Haut ätzen sie allerlei blauliche Figuren. Viele Ostiaken essen im Sommer und im Winter ihre Fische roh; durch Trocknen und Räuchern derselben bereiten sie sich einen Vorrath für den Winter. Sie rauchen und schnupfen außerordentlich stark. Durch den Genuß des Fliegenschwammes setzen sie sich in eine Entzückung, die eine Art von Rausch oder Wahnsinn ist, und sich mit einem tiefen Schlaf und Erschöpfung endigt. Ihre Art, sich zu verheirathen, gleicht vollkommen dem Kaufe eines Hausthieres. Sie stehen unter dem russischen Scepter. Sie sind zum Theil rohe Heiden, schändliche Schamanen erhalten sie in der rohesten Unwissenheit. Ihre Tänze, die voll der treffendsten Nachahmung der Lächerlichkeiten ihrer Nachbaren und der witzigsten Satyren sind, verrathen, daß sie nicht ohne Anlagen wären. Im noch nördlichern Europa als diese wohnen die Samojeden. Männer (114) und Weiber (115) hüllen sich über und über in Rennthierfelle, die sie mit andern Pelzen und bunten Streifen besetzen. Sie haben runde, breite Gesichter, und sind von noch kleinerer Statur, doch etwas stärker als die Ostiaken, aber auch wilder und ungesitteter, als sie. In der Unreinlichkeit gleichen sie einander. Auch sie sind Jäger der Thiere, die die bekannten trefflichen Pelze geben, und geschickte Fischer. Ihre Weiber haben ein erbärmliches Loos. Nicht nur daß ihre trägen Männer sie zu allen Arbeiten, ja selbst zum Aufbauen der Hütten verdammt haben, so werden sie für unrein gehalten, und müßen sich durchräuchern, ehe sie ihre eigne Hütte betreten dürfen. Den Knaben gibt der Vater, wenn er fünf Jahre alt ist, ihren ersten, im fünfzehnten Jahre aber

T. XXXIII.
116
117
118
119

den zweiten Namen, den sie Zeitlebens behalten. Die Verstorbenen werden durch das Dach aus dem Hause geschafft, ihre Hausgeräthe auf dem Grabe gelassen, und die Rennthiere, die sie dahin brachten, geschlachtet. Nie darf man den Namen eines Todten nennen; will man von ihm sprechen, so muß man mit Umschreibungen sich helfen. Unter den Samojeden leben Zauberer, die der geringste schreckhafte Reiz in eine wahre Wuth bringt. Ihre Götzen sind oft ein simpler unförmlicher Stein, den sie an ihren Schlitten binden und höchst heilig halten. Ein mächtiges, tatarisches Volk machen die Kirgisen aus. Sie leben als räuberische Steppenhorden und erkennen zum Theil die russische, zum Theil die chinesische Oberherrschaft, schweifen aber im Grunde ungebunden und gesetzlos herum, was die Dörfer und Karavanen oft hart genug erfahren. Gleichwohl haben sie einen guten Verstand, sind höchst wohlthätig gegen Arme und so gastfrei, daß sie ihren fremden Gästen mit bloßen Händen das Maul vollstopfen. Ihre Sklaven behandeln sie äußerst gut und vorzüglich rühmt man das Benehmen ihres Frauenzimmers. Ihre Filzhütten sind reinlich, zuweilen prächtig. Sie kleiden sich schön, tragen seltsame Schnabelhüte (Tab. XXXIII. 116) und Beinkleider. Frauenzimmer (117) tragen bunte und kostbare Stoffe. Sehr reinlich bereiten sie die Speisen. Pferde, Kameele, Hornvieh sind ihr größter Reichthum. Fast ausschließend widmen sie sich der Pflege ihrer Heerden, die ihnen durch Tauschhandel alles, was ihnen sonst noch abgeht, verschaffen. Kumys, Branntwein und gemeinschaftliches Tabackrauchen ist ihr größtes Vergnügen. Ihre Chane, die Erbfürsten ihrer Horden, halten sie hoch in Ehren. Unter den Kurilen (118) haben einige in ihrem Aussehen und ihren Sitten mehr kamtschadalisches, andre mehr japanisches, je nachdem sie diesen Völkern mehr oder weniger nahe wohnen. Sie sind Heiden. In der nordöstlichen Landecke Sibiriens, gegen das Eismeer hin, wohnen die den Korācken auffallend ähnlichen Tschuktschen (119) den Sommer über in Sommerjurten, den langen

Winter hindurch in kamtschadalischen Winterhütten. Diese sehen, wie die Abbildung zeigt, gewölbt aus. Von Holz und Wallfischknochen ist das Gerippe. Der Boden ist gebrettert und tiefer als die Erde. Eine Lage von Gras und Erde bedeckt die Hütte, so daß sie von Ferne einem Hügel gleicht. Die Sommerhütten werden mit Häuten behangen. Das Gerüste, das wir an einer Hütte lehnen sehen, ist ganz aus Seethierknochen zusammengesetzt, und mag zum Trocknen der Fische und Häute dienen. Hunde halten die Tschuktschen in Menge. Man beschreibt sie als ein wildes, rohes, unbändiges Volk, das so unfreundlich als sein Landstrich seyn soll. Ihr Wuchs ist schlank und proportionirt, ihr Gesicht etwas platt, ihr Gemüth voll Falschheit und Raubgier. Sie kennen den Gebrauch des Metalles noch sehr wenig. Ihre Lanzen haben eiserne Spitzen; der Stiel derselben ist auf's künstlichste eingelegt, und die rothledernen Köcher nett gestickt. Ihr ganzer, gut gearbeiteter Anzug besteht aus Thierfellen. Rennthierzucht ist das Hauptgeschäfte einiger Tschuktschenhorden. Ungern schlachten sie lebendige. Aber die krepirten, so wie gestrandete Wallfische, Wallrosse u. d. essen sie geräuchert. Aus Fliegenschwamm bereiten sie ein berauschendes Getränke. Sie sind schamanische Heiden und zum Selbstmorde sehr geneigt. Gewiß wird den Lesern auch der seltne Anblick eines japanischen Predigers (Tab. XXXIV. 120) nicht unangenehm seyn. Der ungeheure, lächerliche Hut, und der gewaltige Sonnenfächer mögen eben nichts zum Nachdruck seiner moralischen Vorträge beitragen. Mit dem Glöckchen gibt er das Zeichen, sich auf die Kniee niederzuwerfen und zu beten. Nicht weit davon sehen wir den japanischen Kaiser (121) oder eigentlich den Kubo. Denn so heißt das weltliche Oberhaupt von Japan, das an Einkünften und Gewalt die erste Person im Staate ist, in Absicht auf Rang und Ehre aber dem geistlichen Oberhaupt, dem Dairo, den Vorzug lassen muß. Sie regieren ein Volk, das durch seinen rastlosen Fleiß auch den steinigen Boden trefflich anzubauen, ihm die schönsten Früchte abzugewin-

T. XXXII
120
121
123
122
124

T. XXXV.

127

nen, und die von der Natur geschenkten Reichthümer wohl zu benützen verstand. Künste und Manufakturen stehen in Japan auf einer noch höhern Stufe, als in China. Doch wird die aus Staatsmaxime unterhaltne Abgeschiedenheit von der übrigen Welt, wozu auch die gefährliche, klippenreiche Lage dieser Insel beiträgt, die Japaner nie große Fortschritte machen lassen. Ihre Religion ist grober Aberglaube und Götzendienst. Sie dulden alle Religionen, nur die christliche nicht, und die Holländer sind die einzige Nation, mit der sie in Handelsverbindungen stehen, jedoch so, daß sie ihre Religion auf keine Weise üben. In Absicht auf Körper und Sitten sind sie mit den Chinesen verwandt. Von ihrem gränzenlosen Nationalstolze, ihrer unglaublichen Kraft, Beschwerden zu erdulden, und ihrer unerschöpflichen Fruchtbarkeit an Komplimenten reden die Reisenden einstimmig. Obgleich die Finnen (122) Europäer sind, so haben sie doch manches morgenländische an sich. Außerordentlich weit hat sich dieser Völkerstamm verbreitet. Noch bis auf diese Stunde haben die Finnen ihre eigne Sprache; doch reden die, die eine etwas sorgfältigere Erziehung genossen haben, auch schwedisch. Sie sind arbeitsame, haushälterische Menschen, die aber doch den Branntwein ungemein lieben, und des Tags fünf Mahlzeiten halten. Eine Finninn (123) im Festkleide ist über und über so behängt, als es die Bude eines Kramers kaum seyn kann. Mit den Finnen verwandt, doch aber auch in Absicht auf Sprache und Sitten in vielen Stücken von ihnen verschieden, sind die Esthländer. Man sollte der wohlgenährten Esthländerin (124) den furchtbaren Druck, unter dem ihre Nation schmachtet, nicht ansehen. Kleine Menschen, von Geist und Körper, sind die Lappen (Tab. XXXV. 125. 126). Sie bewohnen zum Theil ein wüstes, mit Eisbergen und Morästen bedecktes Land, an dem sie aber doch mit Wärme hängen. Doch gibt es in Lappland auch einige fruchtbarere Gegenden. Einige Lappen haben feste Wohnsitze und Dörfer, und leben vorzüglich von der Fischerei und Jagd, andre ziehen nomadisch herum. Ihre Rennthierheerden sind ihr größter Reichthum, und verschaf-

fen ihnen alles, was sie bedürfen. Ihre Wohnungen oder Kojen bestehen aus zeltähnlichen Hütten, die oben mit einem Rauchloche versehen sind. Gebogne Pfähle machen das Gerippe aus, das man, je nachdem die Jahrszeit streng oder gelind ist, mit Rennthierfellen, grobem Tuche oder auch mit Birkenrinden, Reisig u. d. bedeckt. Weniger Kunst verrathen die Hütten der südlichern nomadischen Lappen. Wir sehen das Innere (127) einer derselben. Birkenstämme, die sich oben zusammenneigen, binden das mit Rinden und Fellen bedeckte Gerippe. Ein grobes Tuch dient als Thüre; und Rennthierfelle, worunter Birkenreiser sind, vertreten die Stelle der Betten. In der Mitte lodert ein großes Feuer, über dem sonst ein Kessel an einer eisernen Kette hängt. Sehr gutmüthig und reinlich fanden Reisende diese Lappen. Unter den Lappen sind noch viele Heiden, von deren seltsamen Gebräuchen Manches zu sagen wäre. Erst 1706 entdeckten die Russen die Halbinsel Kamtschatka, aus der sie jetzt so treffliches Pelzwerk als Tribut empfangen. Die Einwohner (Tab. XXXVI.), von denen wir eine Familie (128) vor uns sehen, nähren sich größtentheils von Fischerei und Jagd, wodurch sie einen Ueberfluß an warmen Kleidern erlangen. Hunde sind ihr Zugvieh und leisten ihnen treffliche Dienste. Uebrigens herrscht ein Luxus bei den Kamtschadalen, der Erstaunen erregt. So kalt und unfreundlich ihr Himmel ist, so findet man doch bei ihnen eine blühende Einbildungskraft, einen lebhaften Witz, ein fröhliches Gemüth, und sehr sorgfältig halten sie auf die Reinheit ihrer harmonischen Sprache. In witzigen Gesängen sind sie unerschöpflich und ihre Musik ist voll Mannigfaltigkeit. Ihre Lustspiele sind Farcen, in denen sie die Lächerlichkeiten andrer darstellen, die aufzufinden sie eine unglaubliche Anlage haben. Und doch sind sie in hohem Grade abergläubisch, und ein Spiel nichtswürdiger Schamanen (129), die mit ihren Zaubertrommeln, voll hieroglyphischer Figuren, und in einem närrischen Anzuge, voll blecherner Götzenbilder, Adlersklauen, Schlangenhäute, Glöckchen u. d. unter ihnen herumziehen. Sehr anziehend ist der Anblick einer

T. XXXVI
128
129
130

T. XXXVII

131

132

kamtschadalischen Winterjurte (130), in der wir eine zahlreiche Familie beschäftigt sehen. Sie ist völlig in die Erde gegraben, so daß die Straße darüber weggeht. Unbequem scheint zwar die Treppe zu seyn, aber der Kamtschadale klettert auch so gut, wie ein Eichhorn. In diesen tiefen Wohnungen sind sie gegen die furchtbare Strenge ihres Winters vollkommen geschützt. In patriarchalischer Einfalt leben die Grönländer (Tab. XXXVII. 131) in ihrem zum Theil mit ewigem Schnee und Eis bedeckten Lande. Nur die Westküste ist etwas milder, und hat warme Sommer. Die Dänen haben in Grönland eine Kolonie, und die nützlichen und weit verbreiteten Herrnhuter ließen sich keine Beschwerden abhalten, daselbst Neuherrnhut und Lichtenfels zu bauen. Klein, dick und fett sind die Grönländer. Sie haben schwarze Haare, und eine sehr bräunliche Farbe. Der Seehundsfang und die Rennthierzucht ist ihre Hauptnahrung. Sie leben äußerst unreinlich. Ihre Nachen (Kajaks) verfertigen sie aus Seehundshaut und Wallfischrippen. Die ganze Oberfläche des Nachen ist mit einem Felle überspannt, durch dessen Loch in der Mitte der Grönländer hineinschlüpft, so daß nur sein Oberleib sichtbar ist. Neben ihm liegen Pfeile zur Seehundsjagd, vor ihm eine aufgerollte Leine, hinter ihm eine Blase mit Thran. Man kann seine Geschicklichkeit in der Lenkung seines Kajaks, mit dem der Europäer hundertmal umschlagen und verloren seyn würde, nicht genug bewundern. Ihn erschreckt keine Welle, kein Umschlagen, und er richtet sich mit seinem Nachen plötzlich wieder auf. Aber er wird auch von Jugend auf dazu erzogen. Im Sommer wohnen die Grönländer in Zelten, im Winter haben sie feste Wohnhäuser von Balken und Steinen, wozu wir im Durchschnitte (132) sehen. Mehrere Familien besitzen eines gemeinschaftlich, doch hat jede ihre eigne Abtheilung. Die Fenster sind von Seehundsdärmen. Auf einem Klotze steht in jeder Abtheilung eine Thranlampe, die hinlänglich erleuchtet und erwärmt. Der Docht ist Moos. Darüber hängt, einer Wagschale ähnlich, der Kochkessel,

und über diesem ein hölzerner Rost zum Trocknen der Kleider. Auch die Tafel des reichen Grönländers hat für den Europäer wenig Reizendes. Einerlei Sprache mit den Grönländern haben die Eskimos (Tab. XXXVIII. 133), die eins der rauhesten und unfruchtbarsten Länder der Welt bewohnen, und ihren Namen vom Essen des rohen Fleisches tragen. Ihre von Natur etwas braune Haut wird durch Rauch und Schmutz noch dunkler. Sie sind klein und höchst unwissend; aber nicht durchaus ungestaltet. Das wenige Geräthe, das sie gebrauchen, besonders aber ihre elfenbeinernen Schneebrillen verrathen eine Erfindsamkeit, die sie von andern Wilden vortheilhaft unterscheidet. Mit ihren leichten, aber trefflichen Kähnen trotzen sie allen Gefahren eines stürmischen Elements und furchtbarer Seethiere. Sie kleiden sich in Robbenfelle, und oft tragen die Weiber ihre Kinder in ihren Pelzstiefeln, so wie hingegen andre sie in einer Art von Kapuzzen mit sich schleppen. So unbeschreiblich elend sie zu seyn scheinen, so hängen sie doch leidenschaftlich an ihrem Vaterlande, wenn sie sich von ihm trennen müssen. Faßte doch einmal ein Eskimos, der längst unter Engländern lebte, als er einen Seehund aufhauen sah, das hervorströmende Fett mit beiden Händen, und rief sehnsuchtsvoll: „ach, bringt mich in mein Vaterland, wo ich mit diesem köstlichen Tranke meinen Bauch füllen kann, so oft ich will.“ Die zum Fischfange untüchtigen Greise bitten ihre Kinder um den letzten Dienst — um den Tod. Sie setzen sich in ihr Grab, rauchen ruhig im Kreise ihrer Kinder die letzte Pfeife, nehmen mit aller Besonnenheit Abschied, und lassen sich dann mit einen um den Hals gelegten Riemen erdrosseln. — An dem jungen, im Vordergrunde stehenden Eskimo sehen wir die Waffen dieses Volks, und seine Wohnungen zeigen uns die Felsenhöhlen und die mit Robbenfellen bedeckten Zelten. Bei den Nortonssundbewohnern an der Nordwestküste von Amerika geht die gelbe Hautfarbe schon in kupferroth über. Wir sehen eine arme Familie dieses Volks (134) sammt der elenden Hütte, die keine Wände hat, weil das

T. XXXVIII.
133
134
135

T. XXXIX.

mit Gras und Erde bedeckte Dach auf der Erde aufsteht. Das Rauchloch befindet sich neben der Thüre. Fische sind der größte und fast einzige Reichthum dieser Menschen. Eisen schätzen sie unendlich hoch. Sie scheinen gute, aber auf einer der niedrigsten Stufen stehende Menschen zu seyn. Viel wilder sind die Unalasker (135). Sie durchbohren sich die Lippen mit allerlei Knochen. Ihr Hut ist von Schilf, ihr Kleid von Vogelhäuten und Robbenfellen. Ihre Hautfarbe ist ziemlich dunkel und hat Aehnlichkeit mit der Hautfarbe der Creolen und der Mulatten, die man auch zu den bräunlich gelben Spiel-Arten der weißen Menschenrace rechnen kann, und von denen wir nur ein Paar durch Abbildungen bekannter machen wollen. Denn auch sie sind merkwürdige Menschen, obgleich sie freilich nicht eigentlich als Nationalspielarten anzusehen sind. Sehr verständig sind die Mulatten, und zu allen Künsten geschickt, jedoch etwas träge und wollüstig. Demungeachtet geben sie treffliche, genügsame Soldaten ab, nur muß man ihnen die Nacht zum Vergnügen lassen. Ihre Gestalt ist schön, ihr Wuchs edel, ihr Anzug sorgfältig gewählt. Alles, was Reiz und Anmuth heißen kann, rühmt man von den Mulattinnen. Ihr ganzes Leben weihen sie den Künsten der Wollust, ihre Sucht zu gefallen und Herzen zu fesseln, ist gränzenlos, und ihre ausschweifende Liebe zum Putz sticht von ihren höchst einfachen Wohnungen und ihrer Genügsamkeit im Essen sehr ab. Gegen Sclavinnen sind sie unmenschlich. Sie verachten die Mulatten, und werden auf einem Balle nicht leicht mit einem tanzen. Aber nach den Weißen werfen sie ihre Netze aus, und sind daher den Damen in den Kolonieen ein Greuel. Doch der menschliche Adel behauptet seine Rechte überall; er ist unabhängig von der Farbe der Haut und der Mischung des Bluts. Auch edle Mulattinnen gibt es. Wir zeigen unsern Lesern eine solche in der guten Johanna (XXXIX. 136), einem trefflichen Geschöpf, dessen Eltern eine schöne schwarze Sclavinn und ein surinamischer Pflanzer waren. Trotz der Mulattenfarbe hatte ihr die Natur alle Reize des

Körpers und alle Annehmlichkeiten des Geistes und Herzens gegeben, die durch eine seltne Sittsamkeit und Bescheidenheit noch vermehrt wurden. Tag und Nacht wagte sie ihr Leben in der Pestluft der Spitäler für ihren Geliebten, Stedmann, und als für den bereits Todtscheinenden schon der Sarg bereitet wurde, hielt sie mit treuer Liebe aus, rieb den Leichnam mit Essig, versuchte ihm warmen Wein in den Mund zu flößen, und hatte die Wonne, ihn wieder athmen zu sehen, ehe die Ansteckung sie selbst ergriff, von der sie nach schweren Leiden genas. Alle Geschenke ihres Geliebten wies sie zurück. „Sie sind nicht reich, sagte sie, Ihre Liebe genügt mir." Und als er nach Europa zurückkehren mußte, ließ sie sich nicht bewegen, ihm zu folgen. „Nein, sprach sie, dort wäre ich Ihnen zur Last, Ihre Familie würde mir Vorwürfe machen, die ich nicht verdiene. Lassen Sie mich hier, wo meine Dankbarkeit und Liebe gegen Sie ewig bleiben wird." Dabei beharrte sie, sank im Augenblicke der Trennung, vom innern Kampfe überwältigt, ohnmächtig nieder, und überlebte sie nicht lange. Im 19ten Jahre vollendete dieses vortreffliche Geschöpf. So wie man bei vielen Mulatten eine gewisse Veredlung des Stammes zu entdecken glaubte; so fand man auch an den Creolen, oder den von europäischen Eltern in Westindien Gebornen, daß die weite Versetzung von der Heimath die Natur ihrer Nachkommen durchaus nicht verschlimmert, eher aber verbessert habe. Man schildert sie als schöne, große Menschen, von etwas bräunlicher Farbe und schwarzen Haaren, und rühmt von ihnen Enthaltsamkeit, Rechtschaffenheit und Edelmuth. Die tiefere Lage ihrer Augen ist ihnen sehr wohlthätig, indem sie dadurch vor dem blendenden Sonnenlichte besser geschützt sind. Aeußerst früh entwickeln sich ihre Seelenkräfte, so daß ein zweijähriger Creole viel reifer als ein sechsjähriger Europäer seyn soll. Inzwischen hat Tyrannei und Bedrückung vorzüglich auf die Creolen im spanischen Amerika, von denen wir eine Familie aus Quito (137) vor uns sehen, einen traurigen Einfluß gehabt, und den Charakter dieser zu allen

T. XL.
141
142
143
144
146
145

Künsten höchst geschickten, arbeitsamen Menschen verschlimmert.

Auch eine bräunlich weiße Spielart der weißen Menschenrace nimmt man an. Zu ihr rechnet man die Araber, Beduinen, Mauren, Habessinier, Kopten und Kabylen in der Barbarei und Wüste Saara. Doch dürfen wir nicht vergessen, daß die verschiedne Lebensweise bei einem und demselben Volke auffallende Unterschiede hervorbringen kann. So ist der vornehme Araber aus Yemen (138), dem bevölkertsten Theile Arabiens, etwas bräuner, als die angesehene Dame aus Alexandrien (139), die nur in ihrer Sänfte in die freie Luft kommt, und fast immer auf ihrem Sofa sitzt. Beide haben in ihrem Anzuge manches von der türkischen Tracht, so wie auch ihre Religion die türkische ist. Denn der Rosenkranz, den der Araber im Gürtel hängen hat, ist mehr zum Spielen, als zum Bethen. Kinder der Wüste (Bedevi) nennen sich die Beduinenaraber (140), die als Jäger, Hirten und Räuber in den Wüsten herumziehen. Kameelzucht ist ihre Hauptbeschäftigung. Auf den Straßen sind sie wilde Räuber, in ihren Zelten aber gastfreie, wohlwollende und höchst uneigennützige Menschen. Ihr Bart ist ihnen ein Heiligthum. Andre Araber (Tab. XL. 141) legen sich vorzüglich auf die Pferdezucht. Der, den wir vor uns sehen, ist aus der Gegend von Cairo. Er gehört mit zu denen, die das Schrecken der Reisenden sind, und deren Schutz sich die Karavanen mit Geschenken erkaufen müssen. Ganz der Anzug einer gemeinen Aegyptierinn ist es, den wir an der Brodverkäuferinn aus Dsjidda (142) wahrnehmen. Ihr Schleyer gleicht einer sonderbaren Larve. Eine Strohmatte schützt sie vor dem Stich der Sonne, und ein aus Palmblättern geflochtner Wedel verscheucht die Fliegen. Voll stolzen Trotzes steht der Barbareske (143) da. Bei den Damen ist Fettigkeit ein Hauptvorzug. Eine vollkommene maurische Schönheit muß für ein Kameel fast zu schwer seyn, und ohne von zwei Sclavinnen geführt zu werden, kann sie keinen Schritt thun.

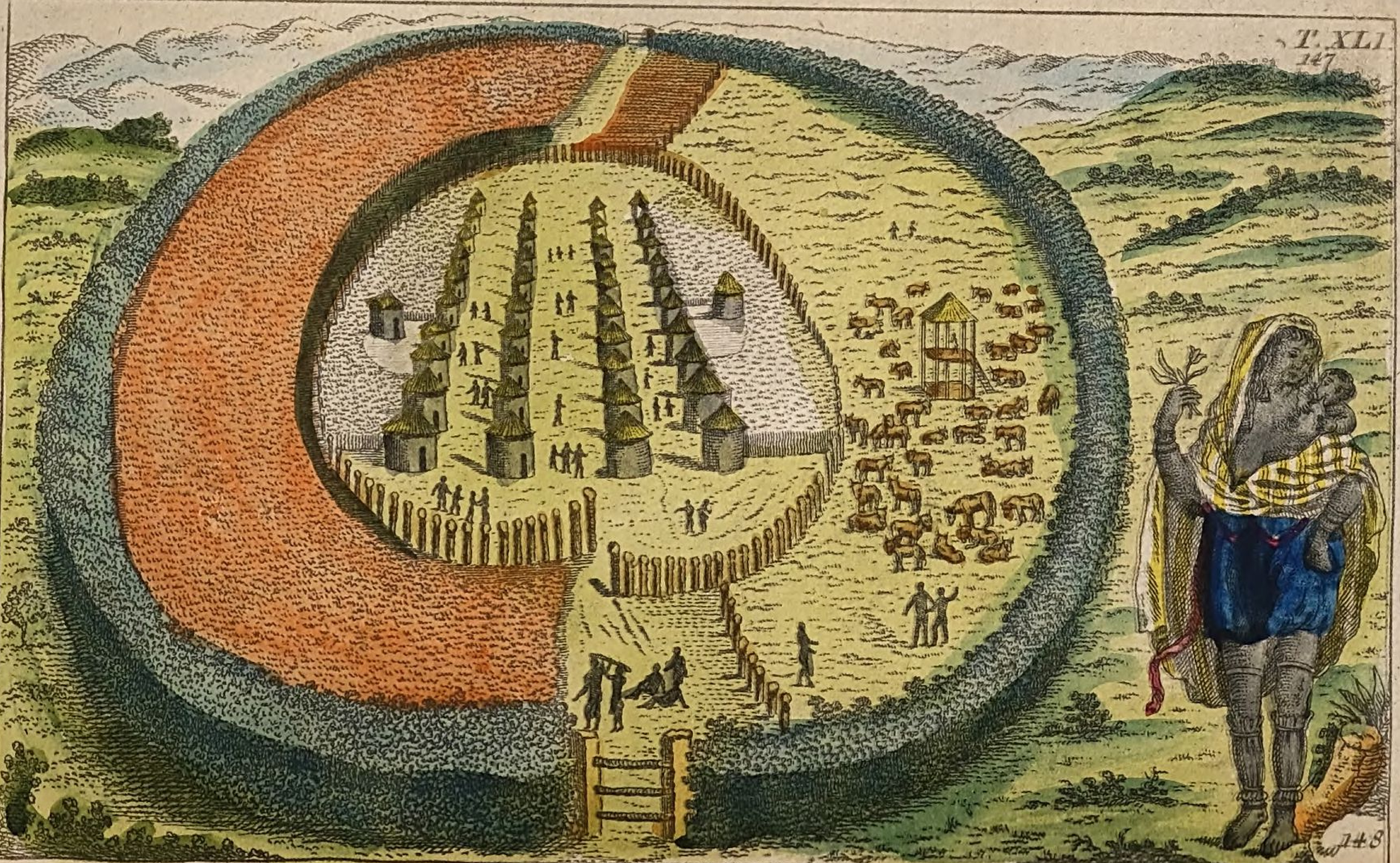
Doch wir müssen nun die Nationen der weißen Men-

schenracen und ihrer Spielarten verlassen, um auch einige Völker der schwarzen Menschenrace zu besuchen. Und wer verdient unter diesen wohl unsre Aufmerksamkeit mehr als die Neger? Ihren Hauptsitz haben sie im Westen von Afrika, jenem Wunderlande, das für den Forscher und Entdecker vielleicht noch mehr Unbekanntes enthält, als die ganze übrige Welt, und das wir kaum weiter kennen, als unsre Kanonen reichen. Sie nehmen einen Strich der Erde ein, der Europa an Größe übertrifft, und seine Bevölkerung ist noch immer ungeheuer, obgleich demselben in drittehalbhundert Jahren auf vierzig Millionen gesunder Menschen, in der schönsten Blüthe des Alters, entzogen worden sind.

Von der Farbe des Negers ist schon geredet worden. Daß er im Mutterleibe weiß sey, ist wohl keine Frage mehr. Im Körperbau weichen die Neger allerdings in manchen Stücken von andern Racen ab. Wahr ist's, die dicke, schwarze, sammetweiche Haut, die plattgedrückte Nase, die hervorstehende Unterkinnlade, der gerade Uebergang vom Kopfe zum Halse, die wollartig gekräuselten Haupthaare, die rundlichen Ohren, die große Nasenhöhle, das ausgedehntere Gaumengewölbe, der besondere Brustmuskel, der beim Europäer nur als Unregelmäßigkeit vorkommt, die schmahlern Hüften, der stinkende Fäulnißgeruch des Schweißes, das kleinere Gehirn und die stärkern Nerven sind, nebst noch andern Abweichungen, die der Beobachter wahrnahm, zwar sehr merkwürdig; aber sie sind doch bei weitem nicht so erheblich, daß man deßwegen dem Neger den Brudernamen absprechen dürfte. Denn, so lange man nicht beweisen kann, daß er in Absicht seiner Denkfähigkeit unter dem Europäer stehe, daß er für keine sittliche Ausbildung empfänglich sey, daß Tugend, Edelsinn, erfindrischer Geist ihm ganz fremd seyen; so lange werden wir die Behandlung, die die Neger zum Theil noch immer erfahren, für Barbarei und Unmenschlichkeit erklären, und in ihnen die heiligen Rechte der Menschheit geschändet finden. Denn es sollte nicht schwer werden, zu allem, was die Menschheit wahrhaft adelt, einzelne Belege aus der Geschichte der Neger auf-

zufinden. Ihr Körperbau ist stark, und macht beide Geschlechter einer großen Anstrengung fähig. Aber die Macht ihres väterländischen Klima's reizt ihre Sinnlichkeit gewaltig; ein üppiger Boden begünstigt Bequemlichkeit und Uebersättigung, und bringt eine Trägheit hervor, die der weitern Ausbildung im Wege steht. Groß ist der Unterschied in Absicht auf Schönheit, Bildung und Schwärze der Neger, und mannigfaltig sind die Schattirungen vom glänzenden Schwarz des Senegalnegers, bis zum Braun der Caffern und Hottentotten an der Südspitze Afrika's. Unter die schönsten Neger werden die Jolofneger am rechten Ufer des Senegals gerechnet. Man schreibt ihre Veredlung der Vermischung mit den Arabern zu, und findet übrigens an diesen, wie an den Creolnegern (die in Westindien von Negereltern abstammenden Menschen), auffallende Vorzüge vor den zum Theil zu Halbthieren herabgesunkenen Negern im Innern von Afrika. Ueberhaupt muß man sich über die offenbare Veredlung der Neger durch ihre Versetzung nach Westindien wundern. Man rühmt unter den Jolofnegern vorzüglich das Frauenzimmer (144) in Absicht auf Bildung und Wuchs. Der Wunsch zu gefallen, und die Sorgfalt sich zu putzen, zeigt, daß dieser Negerinn von allen Europäerinnen der Schwesternamen gebühre. Dieses Negervolk ist nicht ohne eine gewisse Cultur, und treibt Ackerbau, Handlung, Jagd und Fischerei. So sehr diesen Negern bei ihrem Ackerbau der vortreffliche Boden, und die Regenzeit, die ihr Winter ist, zu statten kommt, so äußerst mühsam wird er doch durch die beständigen Feldwachen, wozu die vielen verheerenden Thiere nöthigen. Der Kürbis, den unsere Negerin in der Hand hat, dient als Waschbecken, in dem sie vor und nach Tische ihre rechte Hand, die bei ihr die Stelle des Löffels vertritt, reiniget. Zur Genügsamkeit und zum frohen Lebensgenusse hat kaum eine Menschenrace mehr Anlage, als der Neger. Er ißt wenig, aber gemeinschaftliche Freudenfeste und frohe Tänze sind ihm Bedürfniß. Wenn er den Tag über wie ein Pferd gearbeitet hat, so tanzt er die Nacht hindurch, und ladet gutmüthig seine Nachba-

ren dazu ein. Nach einer mäßigen Tagsarbeit beschäftigt sich der Mann (145), dessen eingeätzte Punkte die Nation bezeichnen, der er angehört, mit dem Fischfange und dem Korbflechten, das Weib (146) mit dem Gemüsegarten, dabei raucht es vergnügt seine Pfeife, spinnt unausgesetzt und wartet der Kinder, so daß wir wohl wissen möchten, wie man beim Anblick einer Familie, die so viele Geschäfte und Pflichten zu verbinden weiß, auf eine schlechtere Menschengattung rathen könne. Oder sollte es ihnen an Geistesgaben fehlen? Wahrhaftig, schon ihre Sprache, in der so viel Sinn und Energie liegt, scheint das zu widerlegen. Wer kann die Stadt der Fulier (Tab. XLI. 147) sehen, wer mit diesem schönen, reinlichen, gutmüthigen und kraftvollen Negervolke näher bekannt werden, ohne von dem Wahn, die Neger seyen eine niedrigere Menschenklasse, zurückzukommen? Wie regelmäßig ist nicht die Stadt dieses betriebsamen Volkes gebaut! Breite, gerade Straßen laufen zwischen den reinlichen Häusern, von Thon mit Strohdächern, hin, in denen man mehr Hausgeräthe, als in andern Negerhäusern findet. Die herrlichen Baumwollenpflanzungen liegen noch innerhalb der Pallisaden, außerhalb derselben aber die Maispflanzungen und der große Weideplatz mit einem hohen Wachtthurme, um die Annäherung wilder Thiere und Räuber zu entdecken. Statt der Mauer umgibt das Ganze ein dickes Gehege von stachligen Gebüschen. Dieser Geist der Ordnung und haushälterischen Thätigkeit macht die Fulier unter allen Negervölkern besonders achtungswürdig. Sie haben Schulen und Moscheen; denn mehrere Negervölker sind Mahometaner, einige bekennen sich zur christlichen Religion, wieder andre hangen dem Fetischmus an. Im Vorgrunde jener Fulischen Stadt steht eine Negerin aus Congo (148) in ihrem angenehmen Anzuge, der keine gemeine Geschicklichkeit in Künsten und Manufacturen verräth. Sie gehört zu dem wichtigen Negervolk in Niederguinea, dessen König und Hofstaat sich zur christlichen Religion bekennet. Unter den Congoern findet man schon viel europäische Cultur, auch sprechen viele französisch.



T. XLII.

Der Kronprinz lebt ganz auf diesen Fuß, und an seiner Tafel speiste Grandpré vortrefflich. An Menschenfleisch ist da nicht zu denken, was die Verläumdung den Congoern Schuld gab, dagegen ließen sie sich's nicht nehmen, daß die Europäer die Neger essen, und sahen den rothen Wein, den die Matrosen tranken, für Negerblut und ihre Stiefel für ächtes Negerleder an. Bei ihm, wie bei manchen andern Negern, sah man Proben eines denkenden Kunstfleißes. Fanden nicht Reisende zu ihrem Erstaunen wohl eingerichtete Eisenschmelzhütten, geschickte Lederarbeiter, treffliche Weber, und trank nicht Mungo Park bei den Negern Bier, das er dem besten englischen an die Seite setzte? Und welche Proben von auserlesenen Geistesgaben gaben nicht schon viele Neger und Negerinnen? So kam einst durch Gefangenschaft und Verkauf Jallo, ein Fulier, nach England, wo sein verständiges Benehmen, vorzüglich aber sein Gedächtniß und seine Fassungskraft, allgemeines Aufsehen erregte. Den ganzen Coran schrieb er dreimal aus dem Gedächtnisse nieder. Eine Taschenuhr und das Modell einer Mühle zerlegte er ein einziges Mal, und setzte sie sogleich wieder vollkommen zusammen. Seine Geschichte hat er selbst beschrieben, und er schien große Anlagen zur Dichtkunst zu haben. Ueberhaupt gilt das Letztere von gar vielen Negern. Fast keine Wissenschaft ist, die nicht berühmte Neger aufzuweisen hätte, und wenn sie gleich ihre Fortschritte in denselben dem Aufenthalt in fremden Ländern verdanken mußten, so bewiesen sie doch dadurch, daß sie die Anlagen dazu mit den Weißen gemein hatten. Welche große Rolle spielte nicht der Negerhauptmann Parkinson (Tab. XLII. 149) in der freien Negerrepublik, die die Engländer auf Jamaica anerkennen mußten? Wer erstaunte nicht über die Wundererscheinung eines Toussaint Louvertüre, von dem ein Augenzeuge sagte, daß er als Mensch, durch seine Achtung vor Unglücklichen, als Gouverneur, durch seine Weisheit, als General, durch die durchdachtesten Manoeuvres, die Achtung aller gesitteten Völker verdiene, und daß die Herzensgüte, die trotz seiner Schwärze und seines Alters aus ihm

hervorleuchte, ihm alle Herzen gewinne? Wer gönnt nicht dem freigelaßnen Sclaven Quassi (150) den galonirten Rock und Federhut, den er vom Prinzen von Oranien erhielt, wenn er hört, daß er die wohlthätigen Kräfte der Quassia zuerst entdeckt, und überhaupt der Colonie auf Surinam durch seine seltne Talente, die ihn bei allen Negersclaven als Hexenmeister und Wunderthäter in hohes Ansehen brachten, die ersprießlichsten Dienste geleistet habe? Und wer erkennt nicht im Bau und in der Stellung des Maronnegeranführers (151) eine treffliche, schöne Menschenrace, von großer Ausdauer und Manneskraft, die noch über das bei jenem mit den ausgezeichnetsten Talenten verbunden waren? Doch nicht nur in Absicht auf Verstand, Anlagen und Geschicklichkeit läßt sich zeigen, daß eben nicht alle Neger die verworfnen Geschöpfe, die Menschenklasse niedrigerer Art, die man daraus machen wollte, seyen; auch achtungswürdige Eigenschaften des Herzens, seltne Freundschaft, Dankbarkeit, unbestechliche Redlichkeit, treue Eltern- und Geschwisterliebe, Edelmuth und Uneigennützigkeit fand man bei vielen. So beschwuren einst auf dem Sclavenmarkte zwei schwarze Freunde ihren Verkäufer, sie nicht zu trennen, sondern an Einen Herrn hinzugeben. Umsonst war ihre Bitte. Still redend nahmen sie von einander thränenvollen Abschied, und genau am siebenten Tage hatten beide ihr Leben geendet, um in einer bessern Welt, an die die Neger fest glauben, sich wieder zu finden. Nicht selten vertheidigte ein treuer Neger mit Gefahr seines Lebens die weiße Familie, die ihm wohl gethan hatte, bei einem wilden Negeraufstande. Ihre Familienliebe ist groß, und wie heilig dem Neger Gastfreundschaft sey, erfuhr der Arzt Murray auf der für Europäer wahrhaft pestilenzialischen Küste Benin. Krank lag er in der Hütte eines Negers, als die Mannschaft eines holländischen Sclavenschiffes landete, und mehrere freie Neger treulos wegnahm. Wüthend kamen nun ihre Angehörigen, und forderten, den Arzt ihrer Rache Preis zu geben. Aber der edle Neger, bei dem er wohnte, stellte sich ihnen muthig entgegen und rief: „Tödtet die schuldigen Weißen, der

Meinige ist ein rechtschaffner Mann. Mein Haus ist seine Festung. Nur erst, wenn ihr mich getödtet habt, könnt ihr ihn umbringen. Denn wer von euch würde mein Haus wieder betreten, wenn ich es mit dem Blute eines Unschuldigen beflecken ließe?“ Diese edelmüthige Vorstellung rettete den Kranken. Und diese Menschen sollten Wesen schlechterer Art, als die übrigen Menschen seyn? Sie erlaubt man sich vollkommen wie Thiere einzufangen und zu verkaufen, und mehr als dritthalb Millionen Neger leben auf der westlichen Halbkugel, fern von ihrem Vaterlande, in einer bald mehr bald weniger drückenden Sclaverei, die alle Jahre Afrika 255000 gesunde Menschen kostet! Die Kriege der Neger unter einander tragen freilich viel dazu bei, und bei allem gerechten Unwillen gegen die Europäer muß man gestehen, daß die Negerfürsten ihre Brüder an die Maroccaner schon verkauften, und für ein Pferd zehn bis zwölf Sclaven hingaben, ehe die unbesonnene Ausrottung der Indianer die Europäer auf diesen Gedanken brachte, um fremde Arbeiter nach Westindien zu bekommen. Furchtbar ist der Antheil des Branntweins an diesem Handel. Der König von Aquambo auf der Goldküste gibt jährlich 2000 Sclaven für die Bedürfnisse seiner Tafel an Branntwein, und wenn die Branntweinfässer des Königs von Bersali, in dessen Staaten der Titel: Trunkenbold, als Adelsdiplom gilt, leer sind, so zündet er Dörfer an, und macht auf seine unglücklichen Unterthanen Jagd, um sie zu verkaufen Aber wer gab ihnen dieses furchtbare Geschenk und Schießgewehr noch über das? Wer war die Veranlassung, daß, bloß um Gefangne verkaufen zu können, die grausamsten Kriege angefangen werden? Wer anders als die Europäer? Unter tausend Thränen der Trennung, in die sich unmenschliche Schläge und die wirbelnden Trommeln mischen, um die Seufzer der unglücklichen Schlachtopfer unhörbar zu machen, schleppt man sie (152) fort in die Colonieen, wo ihre eignen zuverläßigern Brüder als Negerjäger (153) sie bewachen, und auch gegen die Einfälle der Buschneger und Indianer auf der Hut sind. Es ist kein Verbrechen, das der Sclavenhändler nicht beginge,

um seine Ladung bald voll zu haben. Der Preis ist verschieden, und beträgt in Afrika 9—10 Dukaten in Waaren. Die gekauften werden von den Mäcklern, die sie im Lande zusammenkaufen und an den Sclavenhändler liefern, je vier und vier, mit gedrehten Lederstricken zusammengebunden, bei Nacht aber gefesselt. Je näher die Unglücklichen aus dem Innern des Landes gegen das Meer kommen, das sie sehr fürchten, um desto mehr nimmt ihre Schwermuth zu, und der Anblick der Weißen macht auf sie einen schrecklichen Eindruck, weil sie den Teufel für weiß halten, und im Wahne stehen, die Weißen essen die Neger. Jetzt wird das Sclavenschiff (Tab. XLIII. 154) beladen. Ach, wer kann den Anblick sehen, ohne daß ihm das Herz blutete! So liegen in dem scheußlichen, gestankvollen Abgrunde dieses Schiffes über 600 Sclaven zusammengepreßt, und eine satanische Oekonomie weiß in die Zwischenräume so viel möglich Menschen einzukeilen. Die Höhe der Stockwerke, die man am Durchschnitte (a. b.) erkennen kann, ist zwei und einen halben Fuß, so daß keiner aufrecht sitzen kann. Gewöhnlich weigern sich die Schwarzen in den ersten Tagen, Speise zu nehmen. Allein ihre Quälgeister sind dann nicht um Mittel verlegen. Sie holen die Weiber und Kinder herbei, und peitschen sie mit einer furchtbaren Knotenpeitsche, deren jeder Weiße auf dem Sclavenschiff eine hat. Es ist rührend, wie die Weiber und Kinder den Gatten und Vater unter den Peitschenhieben bitten, in seinem Vorsatze, sich auszuhungern, auszuhalten, und den Tod der Sclaverei vorzuziehen; aber noch rührender, wie die Leiden der Seinigen das einzige sind, was ihn bewegt, endlich doch Speise zu nehmen. Sobald das Schiff sich dem Orte seiner Bestimmung nähert, so werden die Sclaven besser gehalten, gewaschen, mit Palmöl gerieben, aber nicht aus Menschlichkeit, sondern um sie besser zu verkaufen. Einige Sclavenhändler lassen die Käufer aussuchen, andre stellen Auktionen an. Ein Mann in den besten Jahren wird mit 50 Carolinen, ein Weib mit 49, ein Mädchen mit 46, und ein recht geschickter Arbeiter wohl mit 1000 Carolinen bezahlt. Einen Unterschied im Preise

macht es, ob der Neger ein Kormentin, d. i. ein Sclave, den sein Negerfürst verkauft, ein Papa, d. i. ein Kriegsgefangener, oder ein Luango, ein Missethäter, ist. Der Name des neuen Herrn wird sogleich dem Neger eingebraunt, was sehr leicht ist, weil das Brennen die Negerhaut weiß macht. Nicht viel glücklicher als auf dem Schiffe ist oft ihr Zustand bei ihren Herren. Wir sehen (155) eine Scene, die zu den alltäglichen gehört. Weinend geht die arme Negerin mit ihren Kindern an die Arbeit. Ein alter, abgearbeiteter Neger, vielleicht ihr Vater, verschlingt gierig ein Stück Aas, und aus der Ferne verkündet ihr das Geschrei eines hart gezüchtigten Landmannes, was beim mindesten Versehen auch ihrer warte. Kann sie wohl den Ballen Kaffee, der neben ihr liegt, ansehen, ohne zu denken: „Unmenschliche Weißen! was zu eurem Vergnügen dienet, ist naß von unsern Thränen!“ — Eine Hetzpeitsche gibt Morgens das Zeichen zur Arbeit. Schläge, die die Haut aufreißen, sind etwas Gewöhnliches, und eine elende Kost der Lohn. Oft hört man beim Vorübergehen an Pflanzungen das Brüllen der gezüchtigten Neger. Entflohene Neger werden mit Hunden aufgejagt, die gegen diese unglücklichen Menschen völlig die Gesinnungen ihrer Herren angenommen haben. Ohren abschneiden und Peitschenhiebe sind die erste, Abschneiden der Kniesehnen und Kettenanlegen die zweite, Lebensstrafe die dritte Züchtigung. Die letztere achten sie nicht, da sie ein beßres Leben hoffen. Oft läßt man ihnen einen Fuß abnehmen, um die Flucht unmöglich zu machen. Bemerkenswerth ist es, daß die weißen Frauen im Durchschnitt noch weit härter gegen die Neger sind, als die Männer. Augenzeugen sahen sie selbst die zerfleischende Peitsche führen, Siegellack auf den Rücken träufeln, Nasenläppchen aufschlitzen, Daumenschrauben anlegen. War es nun aber ein Wunder, wenn eine solche Behandlung viele Colonienneger zu Maronnegern, das heißt, zu Rebellen, machte und Kriege veranlaßte, in denen von beiden Seiten unerhörte Grausamkeiten verübt wurden? Wir sehen eine solche Scene des Ma=

ronnegerkrieges (Tab. XLIV.) in einer holländisch westindischen Besitzung. So mußten die Holländer sich durch dicke Wälder und tiefe Sümpfe hindurch arbeiten, um den Maronnegern auf den Leib zu kommen, die, gereizt durch Unmenschlichkeiten, alles zu zerstören drohten. Und wie viel Blut floß nicht in Jamaica, wie viel in St. Domingo, wenn endlich die Geduld erschöpft war, und ein unternehmender Kopf die Neger sammelte, um Rache an den Weißen zu nehmen? In unsern Tagen scheint endlich diesen unglücklichen Menschen die Morgenröthe eines bessern Zustandes aufzugehen.

Wir haben bisher unsre Brüder, die armen Neger, in Schutz genommen, ohne ihrer Grausamkeit und Wildheit, ihrer Mordlust und Dieberei zu erwähnen. Aber diese werden ihnen doch den Brudernamen nicht nehmen? Hat die Geschichte der edlern Weißen nicht auch Züge genug davon aufzuweisen, aus denen demüthigend genug ihre nahe Verwandtschaft mit uns erhellet? Wahr ist's, die Eitelkeit der Neger ist gränzenlos. Eine Grenadiermütze, oder das Recht Schuhe zu tragen, erregte blutige Fehden, und als ein Negerfürst eine große Perücke sah, so konnte man sein ungestümmes Verlangen darnach nicht anders befriedigen, als daß ein Matrose eine Hanf-Perücke verfertigte, in der nun das Volk seinen übrigens nackten König mit ausschweifender Freude anstaunte. An Wahnsinn gränzt der Stolz einiger Negerfürsten. Der mit Goldstaub bestreute König der Assianten versicherte den dänischen Gesandten: Gott sey nur ein wenig größer als er, und das Anschauen seines königlichen Antlitzes habe ihn trunken gemacht. Gegen ihre Kriegsgefangenen beweisen die Neger eine Grausamkeit im Morden und Verstümmeln, die allen Glauben übersteigt, und selbst das weibliche Geschlecht zeigt eine Fühllosigkeit, eine Nichtachtung des Menschenlebens, wodurch die kriegerischen, schwarzen Weiberheere in Monomotapa noch furchtbarer als die Männer werden. Kaltblütig schlachten die Neger bei jeder Veranlassung Menschen, rechnen ihre Größe nach Ermordungen, und halten frisch aufgethürmte Leich-

T. XLII.

156
T. XLV

157
158
159

T. XLVI
160
161
162
165
163
164

name für die schönsten Trophäen beim Anfange eines Festes. Sehr gewöhnlich ist bei den Negern der Selbstmord; ganze Gesellschaften wählen ihn kaltblütig, und nicht selten ersticken sie sich mit ihrer Zunge, hungern sich aus, essen Erde. Wir läugnen nicht diese entsetzliche Schattenseite des Gemäldes, das wir oben von den Negern entworfen haben. Aber wenn der fühllose Sclavenhändler das Kind von der Mutterbrust reißt und wegwirft; wenn der fluchwürdige Wucherer in Bengalen seinen Reiß einschließt, so daß in wenigen Wochen 30,000 Indier Hungers sterben; wenn unter den gepries'nen Weißen Krieg und Friede von dem gekränkten Stolze eines Einzigen abhängen kann; wie wollten wir es wagen, die unglücklichen Neger um ihres Stolzes, ihrer Eitelkeit, ihrer Grausamkeit willen, ihres herben Schicksales für würdig zu erklären, und deßwegen die Unmenschlichkeiten der Sclavenhändler und Pflanzer mit vermindertem Abscheu zu betrachten?

Nur ganz kurz können wir noch einiger andrer Nationen, die man zu der schwarzen Menschenrace rechnet, gedenken. Je mehr wir die Hottentotten (Tab. XLV. 156) kennen lernen, je mehr erfahren wir, daß man uns in Absicht ihrer Wildheit hintergangen hat, und daß dieser Vorwurf mehr den Europäer treffe, der ihre Anzahl, nach Granprés Versicherung, bis auf 8000 verminderte. Die Farbe der Hottentotten ist lichtbraun. Ihre natürliche Häßlichkeit wird durch das Fett und die Farben, mit denen sie sich einschmieren, noch vermehrt. Sie behängen sich mit allerlei Tand und umwickeln sich die Beine mit Schafdärmen. In gewölbten Hütten, deren mehrere einen Kraal bilden, wohnen sie; sie reiten auf Ochsen. Weit schönere, eine edlere, vielleicht arabische Abkunft verrathende Menschen sind die Caffern (157. 158) und die Gonaken (159), jene aber schwärzer als diese. Sie werden für wilder gehalten, als die Hottentotten, sind es aber eben so wenig als sie. Mehr europäische Cultur indeß herrscht unter den schwarzen Molukkesen. Wir sehen einen Mann (Tab. XLVI. 160), der nach Landessitte Mu-

sik macht. Er ist fast ganz ungekleidet. Anständiger angezogen ist das Frauenzimmer (161). Der ungeheure Hut hat zuweilen 7 — 8 Fuß im Umfang und mancherlei Verzierungen. In weit mehr Tücher hüllt sich das Frauenzimmer auf den philippinischen Inseln (162). Ihre Gesichtsbildung ist angenehm, ihre Farbe bräunlich. Immer tragen sie zum Staat ein überflüssiges Tuch in der Hand. Auch auf einigen Inseln der Südsee, so wie auf dem festen Lande von Australien fand man schwarze Menschen. Dieß sehen wir an den Neuholländern (163) und den Neucaledoniern (164. 165), die beide in hohem Grade wilde Völker heißen können. Jene, die Eingebornen des Landes, in das England von Zeit zu Zeit seine Verbrecher sendet, scheinen einen Uebergang von den Südseeinsulanern zu den Negern zu machen, obgleich sie sich merklich von ihnen unterscheiden. Sie führen hölzerne Waffen, wissen nichts von Kleidern, bemalen sich den Leib mit weißen Zierrathen, beschmieren sich zuweilen fingersdick mit rothbrauner Erde, und durchboren sich Nase und Ohren. Im Anfang hielt es schwer, ihnen nahe zu kommen. Sie flohen beständig. Man fieng einige und legte ihnen Beinschellen an, was sie für eine große Ehre hielten, weil die deportirten Verbrecher zum Theil auch welche trugen. Um sich vor gewissen Mücken zu sichern, halten sie immer die Augenlieder halb geschlossen. Etwas mehr als diese mit den Negern gemein haben die Neucaledonier in Absicht auf Bildung und Haar. Sie wohnen in Hütten, da sich jene hingegen mit Felsen-Höhlen begnügen. Treffliche Waffen wissen sie sich zu machen. Ihre sternförmigen Keulen und Hassagayen (Wurfspieße) sind sehr zu fürchten.

Wenn wir jetzt bei unserm Besuche verschiedner Nationen zu der olivengelben Menschenrace kommen, so werden wir eine Menge Abstufungen finden, die das gelblich Schwarze, das ihr eigen ist, bald dem Bräunlichen, bald dem Gelben, bald dem Schwarzen näher bringen. So ist die vornehme Hindostanerinn (Tab. XLVII. 166) und der angesehene Hindostaner (167) weit weniger dunkelgefärbt, als die gemeine Frau aus Hindostan (168). Der Ursprung dieses höchst

T. XLVII.
166
167
168
171
170
169

T. XLVIII.
173
172
174

T. XLIX.
175
177
176
178
180
179

merkwürdigen, von der Natur mit mannigfaltigen Reichthümern begabten Volks, der Hindus, verliert sich in der grauesten Vorwelt. Schönheit und richtiges Ebenmaaß kann man ihm nicht absprechen, nur sind die niedrigern, verachteten Kasten ausgeartet. Auffallend kleine und sehr kalte, jedoch beständig mit Schweiß bedeckte Hände und lange Schenkel sind ein charakteristisches Merkmal dieses Volks. Sonderbar genug sieht der indische Bauer mit seinem Regenschirm (169) aus, neben dem ein Sipay (170), ein in Diensten der ostindischen Compagnie befindlicher Indianer, in seiner vollen Montur, jedoch barfuß steht. Würde und Ernst herrscht im Anzuge und dem B-nehmen eines Braminen (171). Er gehört zur ersten Kaste der Hindus, die die Priester und Gelehrten in sich faßt und beim Volke in der höchsten Achtung steht. Alles, was Wollust, Gemächlichkeit, Verschwendung heißen kann, herrscht bei den vornehmen Indiern. Dieß sehen wir an der Lebensweise eines Nabobs (XLVIII. 172), unter dem wir uns einen Statthalter einer Provinz denken mögen, obgleich man auch reich gewordne Bediente der ostindischen Compagnie so zu nennen pflegt. Ihm reicht ein Mädchen Sorbet, indem ein andres, eine Bajadere (173), ihn mit üppigen Tänzen unterhalten muß. Hinter ihm befindet sich sein Hukadabar oder Pfeifenträger mit dem Sonnenfächer. Seine Huka oder Pfeife steht vor ihm, und hat außer dem vielfach geschlängelten Rohre eine Einrichtung, daß der Rauch zur Abkühlung durch Wasser geht. Will der Nabob irgendwo hin, so läßt er sich im Palenkin (174) tragen. Dieß ist ein tragbares Ruhebette, mit prächtigen Teppichen und wohlriechenden Polstern. Die 4 — 8 Träger gehen sehr schnell und singen gewisse Lieder, deren Tact sie in gleichem Schritte erhält. Diese Palenkins sind so kostbar, daß sie auf funfzehn und mehrere Hundert Thaler kommen. Wie viel einfacher lebt dagegen der Saniassi (Tab. XLIX. 175), ein hindostanischer Mönch, der das Gelübde, arm, keusch und nüchtern zu leben, gethan hat, ohne alles Eigenthum fast nackt herumirrt und nur für Hungersterben ißt? Wie einfach ist der Webestuhl des

indianischen Webers (176), den er an jedem Morgen unter einem Baume vor seinem Hause aufrichtet, und Abends wieder auseinander legt, und auf dem er gleichwohl die kostbarsten Zeuge webt? Wie sauer mag sich's nicht der indianische Schreiber (177) werden lassen, bis er mit seinem Grabstichel sein Olles, ein Palmblatt, auf die Art, wie wir es sehen, vollgeschrieben hat, worauf er dann erst die eingegrabnen Buchstaben mit Dinte ausfüllt! Und wie wenig mag der Goldarbeiter (178) vor sich bringen, der sammt seinem Jungen für 15 Kreuzer Taglohn in jedem Hause, in das man ihn beruft, arbeitet, und seine Esse, ein eisernes Gefäß, seinen Blasbalg, eine alte Röhre und ein Paar Zangen nebst seinem kleinen Ambos mit sich bringt! Welch ein Abstand zwischen der Lebensweise der Ureinwohner dieses Landes und seiner jetzigen Usurpatoren?

Auch die Birmanen, Unterthanen des Königs von Ava, sind der Religion des Hindus ergeben. Wie weit es dieses Volk in Manufakturarbeiten gebracht habe, sehen wir an dem eleganten Aufzuge eines Staatsministers Wungi (179) und seiner Gattinn (180), wobei alles von innländischer Arbeit ist. In den Ohren tragen sie Röhrchen. Die Schnüren um den Leib stellen einen Orden vor. Männer und Frauen haben eine Art von Shawl. Unter den rohern, aber gutartigen Einwohnern der Insel Ceilan, den Wedassen, hält sich ein gesitteteres Volk, die Cingalesen, auf, denen das sogenannte Kaiserthum Candy gehört. Die Männer (Tab. L. 181) machen einen höchst sonderbaren Aufzug, und ihre Mütze und ihr Schwert nehmen sich bei den nackten Füßen ganz seltsam aus. Die Frauenzimmer (182) kleiden sich mit Geschmack und Pracht. In den Ohren tragen sie so viel Geschmeide, daß die Läppchen dadurch sehr verlängert werden. Alle Finger sind mit Ringen geziert. Beinkleider und Schuhe zu tragen ist ein Vorrecht des Kaisers. In Absicht auf Verfassung, Gesichtsbildung und Sprache haben die Cochinchinesen viel mit den Chinesen gemein, von denen sie auch abstammen sollen. Wir sehen einen Mandarin (183) mit seinem hin=

T. L.
182
181
183
186
184
185

ter ihm stehenden Tobacksträger. Denn einen solchen zu haben gehört zum Wohlstande. Hingegen den Beutel mit der Areca= und Betelnuß trägt er selbst am Gürtel. Schon öfters haben wir der lamaischen Religion gedacht. Hier sehen unsre Leser den Dalai=Lama (184), und vor ihm liegt eine solche Gebetsmaschiene, deren oben erwähnt worden ist. Dieser leibhafte Mensch wird angebetet, und hat unter den Tataren, Mongolen und andern Völkern viele Anhänger. Das gemeine Volk hält ihn für unsterblich. Die Klügern sagen, die Seele des Lama fahre, wenn sein Körper stirbt, in die Hülle eines Kindes. Der Thibetische große Lama, Taischu Lama, ist völlig unumschränkt, dahingegen der Dalai=Lama China zinsbar ist. Beide sind nach der Volksmeinung unsterbliche Könige und Hohepriester, und haben zwei Secten des Lamaismus, den Rothquästen und Goldmützen, den Ursprung gegeben. Mit den zwei Lamas kommt freilich der Glaube an die Seele Fo's, die im Lama fortleben soll, in's Gedränge. So viel Sonderbarkeiten diese Religion übrigens hat, so muß man doch gestehen, daß ein Religionsstifter, der als Hauptlehren seiner Religion festsetzte: „Einen Gott verehren, Niemand beleidigen, Jedem das Seine lassen", sich ein unsterbliches Verdienst um rohe Völker erworben habe. Schön gebildet und von gefälligen Sitten sind die Peguaner (185), die jetzt zum Staate der Birmanen oder Avaer gehören. Es ist dieß ein rüstiger Menschenschlag, der bei einem edlen Freiheitssinne es auch in der Schiffsbaukunst schon weit gebracht hat. Sehr leicht kleiden sich und mäßig leben die Peguaner. Bei ihnen soll der unmenschliche Gebrauch statt finden, wenn sie einen Tempel bauen, irgend einen Vorübergehenden in den Grund zu werfen. Ihre Priester, Talapoins (186) genannt, leben vom Almosen gutherziger Menschen und ihre Häuser sind Asyle für alle Verbrecher. Göttlich verehrt dieses Volk seinen birmanischen Statthalter. Mit eisernem Despotismus war sonst Siam von einem unumschränkten Könige regiert. Jetzt soll es unter chinesischer Hoheit stehen. Man rühmt seine Bewohner als reinliche, sittsame und in Handel und

Wandel so redliche Leute, daß sie keine empfangne Summe nachzählen. Ihr mittelmäßiger Wuchs ist nicht ohne Ebenmaaß, ihre eben nicht schöne Gesichtsbildung durch Pockennarben oft sehr verunstaltet, und die südasiatische Olivenfarbe geht bei ihnen stark in's Schwarze über. Durch Kunst machen sie ihre Zähne schwarz wie Ebenholz. In ganz Siam bestimmt das Alter die Rangordnung. Eine Büchse mit Betel gilt als Adelsdiplom. Die Religion dieses Landes ist noch wenig bekannt. Selbstmord ist in ihr ein verdienstliches Werk. Von den verschiednen Bewohnern und Ständen Siams (Tab. LI. 187) sehen wir den König, einen Priester und einen gemeinen Soldaten vor uns. Der erstere genoß, wenigstens sonst, außerordentliche Vorrechte. Jeder Unterthan mußte sechs Monate für ihn arbeiten. Die Pracht an seinem Hofe und der Schmuck seiner Bedienten und Elephanten, die in Siam Hausthiere sind, übertraf alle Vorstellung. Die Talapoins tragen immer einen Fächer gegen die Sonnenstrahlen und — Frauenzimmeraugen, in die sie nie blicken dürfen. Einige leben in Wäldern, andre in Städten, immer aber sehr streng. Die Soldaten tragen rothe Hemden und blaue Hosen, als Uniform, da sonst alle Siamer nur Pagnen oder Lendentücher haben. Mehr Muth, eine schönere Bildung und eine etwas hellere Gesichtsfarbe, die jedes Erröthen sichtbar macht, haben die Tunkinesen (188), die aber doch jetzt auch China zinsbar sind. Wir sehen einen vornehmen Staatsbeamten, der gerade Audienz gibt. Wollen wir Abkömmlinge der Hindus sehen, die die dunkle olivengelbe Hautfarbe ihrer Vorfahren noch ziemlich sichtbar haben, so dürfen wir nur die Zigeuner betrachten, die durch eine große Staatsrevolution, besonders durch Tamerlans Grausamkeiten, auszuwandern genöthigt wurden. Obgleich sie sich überall so ziemlich nach Landesart kleiden, wie wir an der pontischen Zigeunerinn (189 a) und dem dacischen Zigeuner (189 b) sehen, und sich oft auf's Abenteuerlichste behängen, so verräth doch ihre Farbe, ihr schwarzes, straffes Haar, und mehr noch ihre Sprache, in der viel Hindostanisches ist, ihre Abkunft. In man-

1

187 T. LI.

189 b. 188 189 a.

chen Ländern ziehen sie in großen Horden herum, und machen sich durch Dieberei, Unreinlichkeit und Rohheit verhaßt.

Schon die jetzt angeführten Völkerschaften der alten Welt zeigten dem Beobachter ein unermeßliches Feld zu Vergleichungen und zur Erweiterung seiner Menschenkunde. Aber Colon erschien und zog den Vorhang einer neuen Welt auf, so daß nun nicht nur ein ungeheures Land und zahlreiche Völkerschaften jenes Feld vergrößerten, sondern auch selbst die alte Welt gewisser Maßen umgeschaffen, die Schifffahrt vervollkommt, die Handlung erweitert, die Bande des mannigfaltigsten Verkehrs angeknüpft, die Menschheit mit neuen Schätzen bereichert, die Thätigkeit in Gewerben und Künsten belebt wurde, und der Handel einen unerhörten Schwung bekam. Unsre Leser errathen schon, daß wir mit diesem ewig denkwürdigen Ereignisse den Uebergang zu den Nationen der zimmtfarbigen, oder, wenn man will, kupferrothen, rostfarbigen Menschenrace machen. Jetzt enthält der Welttheil, der ihr Wohnsitz ist, einen Zusammenfluß von Menschen aus allen übrigen Welttheilen; seine ursprünglichen Bewohner aber sind theils unglaublich vermindert, theils haben sie ihr altes Gepräge verloren. Die ersten Völker, die Colon auf den Bahamainseln und den großen Antillen kennen lernte, waren gutmüthige, frohe, freundschaftliche Menschen, von schlankem Wuchs, breitem Gesicht, mit etwas rohen Zügen, röthlicher Kupferfarbe und schwarzen, straffen Haaren. Mit Einsicht trieben sie ihren Ackerbau, verstanden gute Zeuge zu weben, sie trefflich zu färben, und ihre sehr brauchbaren Fahrzeuge und die schöne Tischlerarbeit, die sie hatten, ließen kaum vermuthen, daß sie sich nur steinerner Werkzeuge bedienten; redlich und offenherzig warnten sie vor einer kühnern, im Innern der Insel wohnenden Menschenrace, die sie Caribis, Caraiben, nannten, welche das Fleisch ihrer Feinde äßen, ihr Blut tränken. Sie hielten die Ankunft der Europäer für ein Glück und glaubten, die Götter, die Donner und Blitz in ihrer Gewalt hätten, seyen zu ihnen gekommen, bis sie

furchtbar genug aus diesem Traume geweckt wurden. Denn jenes gutartige Volk ist jetzt nicht mehr — es ist zernichtet. Unzählige wurden durch die härtesten Bergwerksarbeiten aufgerieben, viele wie Wildpret erschossen, oder von Doggen, die eine regelmäßige Soldatenlöhnung zogen, zerrissen, und mancher Spanier that dem Erlöser das Gelübde, zu seiner Ehre jeden Morgen dreizehn dieser Unglücklichen zu erwürgen. In kurzer Zeit blieben von einer auf drei Millionen geschätzten Bevölkerung kaum einige Spuren übrig. Einen untersetzten, aber kraftvollen Bau, und eine gute Bildung, die nur durch den von Jugend auf platt gedrückten Hinterkopf und die durch Schnüren vergrößerten Waden verunstaltet wurde, fanden die Entdecker Amerika's bei den Caraiben; nichts glich ihrem Muthe, nichts ihrer Rachsucht und ihrem Geist der Unabhängigkeit. Sie aßen das Fleisch ihrer Gefangenen, daher sie Cannibalen genannt wurden, und bestrichen mit dem Blut derselben ihre Kinder. Noch bis auf diese Stunde sollen sich ihre Ueberreste in dieser Wildheit gleichen. Auf dem festen Lande traf man von diesen ziemlich verschiedne Bewohner an, die, mit Ausnahme der weit cultivirtern Mexicaner und Peruaner, sehr einfach und völlig unabhängig lebten. Ihre Liebe zur Jagd gab ihrem Körper Gelenkigkeit. Durch Bärenfett und allerlei Farben erhöhten sie das Rothbraun ihrer Haut. Ihr Betragen war ernsthaft und bescheiden, ihre Verfassung patriarchalisch. Alter, Erfahrung, Tapferkeit vermochte alles über sie. Jagd und Krieg mit ihren Nachbaren war ihre vornehmste Beschäftigung. In der Freundschaft wie in der Feindschaft kannten sie keine Gränzen. So wie ihre Rache Wuth war, die durch nichts als durch die Zernichtung des Gegners gesättiget werden konnte; eben so stand ihren Freunden Ehre, Eigenthum und Leben zu Dienst, und ihre entschlafnen Freunde gruben sie 8 — 10 Jahre nach ihrem Tode wieder aus, trugen sie in ihre Hütten, und feierten ein großes Fest der Dankbarkeit und Liebe, ehe sie dieselben auf immer beerdigten. Mit der größten Gelassenheit und Ruhe gingen sie, eines künftigen Lebens gewiß, ihrem Tode entgegen. Einen auf-

fallenden Unterschied aber fand man unter den nördlichen und südlichen Amerikanern in Absicht auf Cultur, indem bei den letztern gesittete Menschen, in Städten wohnend, angetroffen wurden, die einen König, eine Staatsverfassung, Religion und Künste hatten. Auch aus dieser Menschenrace wollte man eine eigne, niedrigere Menschengattung machen. Wahr ist es, man bemerkte in ihrer Bildung wie in ihren Anlagen manches Eigne. Ihre meistens nur mittlere Größe, ihr leichterer, schwammiger Körper, der schwächlicher als bei andern Menschenracen ist, ihre größere, durch Kunst schmal gedrückten Köpfe, ihre äußerst harten Schädel, an denen manche spanische Klinge absprang, ihre schmale, platte Stirn, ihre dicke kurze Nase, ihre großen Ohren, ihre unverhältnißmäßigen Arme und Beine, ihre dickere Haut und gröbern Nerven, ihre unglaubliche Fühllosigkeit, ihr starres, ewiges Schweigen, und doch bei all' ihrer stumpfen Fühllosigkeit eine kränkliche Reizbarkeit, die über alles zu Thränen, zu Convulsionen, ja sogar zum Selbstmorde führen kann, und ein äffischer Trieb zum Nachahmen sind gewiß auffallende Züge dieser Menschen. Hiezu kommt noch eine unüberwindliche Trägheit, eine unbegreifliche Sorgenlosigkeit für den andern Tag, eine Lügenhaftigkeit, der nichts gleich kommt, als der hohe Grad von Leichtglaubigkeit und Stupidität; und bei dem allem doch wieder ein ungeheures Wortgedächtniß, eine unübertreffliche Fertigkeit im Laufen, Schwimmen und Klettern, eine bewunderungswürdige Geschicklichkeit in gewissen Arbeiten, mit völliger Genielosigkeit und Proben von solcher Unvernunft, daß man lange untersuchte, ob sie vernünftige Wesen wären, und sie zu taufen Bedenken trug. Hier sah man überhaupt im eigentlichen Verstande eine neue Welt, die noch nicht gar zu lange entstanden und bevölkert war. Die sparsamen Einwohner, bei der Größe des Landes, die undurchdringlichen Urwälder, die Rohheit des Bodens u. d. m. zeugen so deutlich, als stünde es in einem Archiv, daß Amerika eine allgemeine Ueberschwemmung, neuer als die, von der die heiligen Bücher der Juden, Christen, Indier und Chinesen

sprechen, erlitten habe, besonders da auch die allgemeine Säge bei den Amerikanern herrscht, ihre Vorfahren seyen von den Gebirgen herabgestiegen, die zuerst ihr Haupt aus der Fluth emporhuben, und eben daher auch die meisten Spuren von Cultur trugen. In den mit Bergen, Wäldern und Morästen bedeckten Wüsteneien, deren Klima Menschen und Thieren ungünstig war, hatte man noch nicht Zeit gefunden, die Verwüstungen auszubessern, die die Convulsionen der Natur verursacht hatten. Zeit und Cultur vermindern sie nur allmälig.

Doch wir wollen jetzt einige amerikanische Nationen näher kennen lernen. Der ganze Putz des Irokesen-Oberhaupts (Tab. LII. 190) verräth seine Bekanntschaft mit den Europäern. Seine Nation hat sich unter den nordamerikanischen Völkerschaften, die durch die Pocken, den Branntwein und innerliche Kriege theils ganz vertilgt, theils sehr vermindert worden sind, am zahlreichsten erhalten. Sechs conföderirte wilde Völkerschaften wurden mit dem gemeinschaftlichen Namen Irokesen benannt. Ihr kriegerischer Muth hat den Engländern viel zu schaffen gemacht. Jetzt leben sie in einem Bündnisse mit ihnen. Sie treiben Feldbau und verfertigen allerlei künstliche Arbeiten, zumal thönerne Pfeifen, nicht ohne Geschicklichkeit. Ihre Bildung ist wohlgestaltet, ihr Wuchs schlank, ihre Farbe rothbraun. Zierlich belegt der Irokese seine Hütte mit Thierfellen, und verschafft sich durch den Handel mit denselben europäische Waaren. Auch der Virginier (191) gehört zu jenem Bunde der 6 oder 7 Nationen, die an Neuyork, Pensylvanien und Virginien gränzen, und er heißt darum so, weil seine Völkerschaft nahe an Virginien wohnt. Nur kriegerische Verdienste geben bei ihr einen Rang. Sowohl er selbst als auch das Weib ist im Gesicht und an den Armen und Beinen stark tätowirt. So nennt man die Gewohnheit, die Haut mit allerlei Punkten und Figuren zu zieren. Mit einem spitzigen Werkzeuge sticht man Löcher in die Haut, und reibt dann farbige Erden in die Wunden. Der Schmuck der Virginier besteht aus Glascorallen, ihr Schurz ist eine ausgezackte Hirschhaut. Der Mann

hüllt sich öfters in ein Thierfell, dessen herabhängender Schwanz sein furchtbares Ansehen vermehrt. Nicht nur sehr tapfere Menschen vom schönsten Körperbau waren die Canadier (192), oder die vielen Völkerschaften, die Canada sonst bewohnten, jetzt aber nur in schwachen Ueberresten unter den dort angesiedelten Europäern leben; sondern ihre äußerst scharfen Sinnenwerkzeuge, ihr Gedächtniß, ihre lebhafte Einbildungskraft und die sonderbare Mischung von Wildheit und Herzensgüte in ihrem Charakter, ihre Redlichkeit, Uneigennützigkeit und Standhaftigkeit in Leiden und Schmerzen, verrathen auch, welcher Ausbildung sie fähig wären. Ihre Haut tätowiren und bemalen sie abenteuerlich genug. Die Weiber, auf denen, wie bei allen wilden Völkern, fast alle Last und Arbeit liegt, sind ziemlich eitel. Ihre Haare wickeln sie in eine Schlangenhaut. So wie wir das Haupt der Hondouras (193) in der Abbildung vor uns sehen, mit Federn mannigfaltig geschmückt und mit Schild und Lanze gerüstet, erschien dasselbe bei Entdeckung des Königreichs Mexico (1502) vor den Spaniern. Aber die Kraft, wie die Volksmenge dieser ehemals nicht ganz uncultivirten Nation ist dahin; das Gold, das die Männer am Gürtel hängen hatten, und womit sich besonders die Weiber putzten, war ihr Unglück. In Neumexico, das eine spanische Statthalterschaft zwischen Altmexico und Louisiana ist, leben noch freie Mexicaner von angenehmer Bildung, ansehnlichem Wuchs und gelbbrauner Farbe. Ihr edelmüthiger, leutseliger Charakter, in Vergleichung mit der Feigheit, Dummheit und den Lastern derer, die unter spanischem Drucke leben, beweist, wie Unterdrückung den Menschen verschlimmere. Jagd und Feldbau ist die Beschäftigung der Erstern; Spiel und Tanz ihre Erholung. Die meisten sind jetzt in europäische Stoffe gekleidet, wie wir an der mexicanischen Familie (Tab. LIII. 194) sehen, die mit ihrem ganzen Hausrath auf die Jagd geht. Das, was man von ihrem edeln, biedern Charakter sagt, wird auch von den Teguaern und Pimoern (195) gerühmt, die als mexicanische Völkerschaften ihre Freiheit zu behaupten wußten, und viele Anlage

zur Kunst haben sollen, wovon ihr Aufzug eben keine große Probe gibt. Von dem grausamen, aber trefflichen und entschloßnen Menschenschlag, den Caraiben (196), haben wir schon gehört. Wir sehen einen Anführer der schwarzen Caraiben sammt einem seiner Weiber, die weiter nichts als seine Lastthiere sind. Sie wohnen auf St. Vincent. Eben da und in Guiana halten sich auch die Ueberreste der rothen Caraiben auf. Denn als Volk, was sie waren, ehe die Spanier drei Millionen ermordeten, haben sie längst aufgehört. Ein fester, breitschultriger Bau, eine platte Stirn und Nase, schlichte, schwarze Haare, und eine wahre Zimmtfarbe, die andre rostbraun nennen, zeichnen sie aus. Sie sind von eingeschränktem Verstande, und leben mäßig, meist von Pflanzenspeise. Furchtbar sieht der Jäger in seiner Thierhaut, den wir in unsrer Abbildung erblicken, mit der Feder durch den Nasenknorpel aus, ein Schmuck, den auch das Weib liebt. Das letztere hat einen netten Korb in der Hand, den zu flechten die Caraiben sehr gut verstehen. Fast völlig unbekleidet, wie die ganz nach der Natur abgebildete Familie (Tab. LIV. 197) zeigt, ziehen sie oft aus Guiana bis nach den Besitzungen der Holländer, Surinam ꝛc. Der rothe Anstrich, den sie ihrer Haut geben, macht diese geschmeidig, verhindert die zu starke Ausdünstung und schützt vor dem Stiche der Insecten. In ihrer Hangmatte (Hamack), die wir im Hintergrunde sehen, liegend, ist Tabackrauchen, Zähneputzen und Ausraufen der Barthaare ihre Beschäftigung. So wenig denken sie an die Zukunft, daß sie Morgens ihre Hangmatte, an den, der sie ihnen feil macht, verkaufen. Sonst aber bauen sie Manioc, eine giftige Wurzel, die durch geschickte Behandlung ihr Gift verliert und gutes Brod gibt, deßgleichen auch türkischen Weizen; sie jagen fleißig. Einen noch schönern Gliederbau sollen die Arrowoukas haben. Das Mädchen dieser Völkerschaft, das wir neben jener caraibischen Familie mit dem Papagei spielen sehen, scheint in seiner Unschuld gar nicht zu ahnen, daß seine Nacktheit jemand anstößig seyn könne. So geschickt als die Männer schießen auch

197 T. LIV.

T. LV.

1

die Weiber mit ihren stumpfen Pfeilen, die nur betäuben, nicht tödten. Auch die Peruaner im Lande der ehemaligen Inkas sind tief seit ihrer Unterjochung gesunken. Ihre reichen Silberminen von Potosi, ihre herrliche Vigognewolle, und was sonst noch der Reichthum ihres Landes dem Eroberer darbot, sind ihnen mit Lastern und Krankheiten vergolten worden, die sie zuvor nicht kannten. Wir sehen eine Eingeborne mit dem nützlichen Thiere (198), das die oben erwähnte Wolle gibt. Mitleid und Eckel erweckt der Anblick eines Völkchens, das auf dem Feuerlande lebt. Da der erste Europäer in diese Gegend kam, und er nichts als den Zuruf Pescheräh (199) von diesen Menschen hörte, so gab er ihnen diesen Namen. Halbnackt irren sie in der strengsten Kälte auf ihren unwirthbaren Felsen herum, nähren sich von verfaulten Seehunden und ihrem stinkenden Fette, und scheinen unter allen jetzt bekannten Menschen, in Absicht auf geistige und körperliche Eigenschaften, die elendesten zu seyn. Einen ganz andern Menschenschlag fand man dagegen in den Patagoniern (Tab. LV.), dem größten aller jetzt bekannten Völker, indem Männer und Weiber an sieben Fuß haben. Auf ihre dunkelkupferfarbige Haut malen sie weiße Figuren, besonders um die Augen. Das schwarze Haar steht bei den Männern wie Borsten auf dem Kopfe; die Weiber flechten es in Zöpfe und hängen Glascorallen daran. Sie gehen fast nackt. Nur tragen sie einen kurzen Leibpelz und Halbstiefeln ohne Vorschuhe von Lamafellen. Die Sporen brauchen sie, weil sie viel reiten. Im Schleudern ist ihnen eine große Geschicklichkeit eigen. Ihre Hütten gleichen halbrunden Schirmen von geflochtenen Zweigen, und ihre Kähne werden aus Baumrinden verfertiget.

Noch eine Menschenrace ist uns übrig, wir meinen die braune oder Malayische. Sie findet man in mannigfaltigen Abstufungen in den Malayen der Halbinsel Malacca, auf Sumatra und den vielen Südseeinseln, auf denen die malayische Sprache geredet wird. Weit bräuner ist der freie Wilde von Amboina (Tab. LVI. 200 a),

als die gesittetere Amboinerin (200 b), weil er sich mehr der Sonne aussetzt, sein Feld fleißig baut, und mit unbezwinglichem Muthe Krieg führt. Ein starker Körper und eine harte Erziehung machen ihn geschickt, sich mit seinem Schwerte, an dessen Griff ein Thierschwanz hängt, und mit seinem Schilde, wie ein Löwe seiner Haut, zu wehren. Er trägt einen sonderbaren Shawl auf dem Kopfe. Von schönem Wuchse und sehr brauner Farbe sind die Wilden der Admiralitätsinseln (200). Ihr krauses, schwarzes Haar pudern sie roth. Zufriedenheit mit ihrem Loose leuchtet aus ihren Mienen hervor. Ihren Leib, den die Männer nicht bekleiden, verzieren sie auf mannigfaltige Art. Auch in die Nase und Ohren hängen sie Zierathen. Immer wird der Name Sandwichinsulaner in jedem gefühlvollen Menschen wehmüthige Empfindungen rege machen, seit auf einer der Sandwichinseln, O-Waihi, Cook (1779) fiel. Sie sind schön gebildete Menschen, unter denen selbst der von ihnen ermordete Weltumsegler einige von edler Gemüthsart kennen lernte. Man kann ihnen Fleiß und erfinderischen Geist nicht absprechen. In Manufacturarbeit kommen ihnen keine andern Südseeinsulaner gleich, und in Absicht auf Zierlichkeit und Dauer übertreffen ihre Matten fast alles, was Menschenhände in diesem Fache je hervorgebracht haben. Die Regierung ist bei ihnen gewisser Maßen erblich, und ihre Religion mit Feierlichkeiten überladen. Ihren Anzug zeigt uns der Anblick des Mannes und der Frau (201), deren Federmäntel sich durch Geschmack und Pracht auszeichnen. Der Fliegenwedel des Frauenzimmers, aus Cocosfasern, hat dann den höchsten Werth, wenn der Stiel aus dem Knochen eines erschlagnen Feindes gemacht ist. Anders kleidet sich, wenn man das Kleidung nennen darf, der Tänzer, den wir sehen, der einen Schilfkranz um den Hals und einen artigen Korb in der Hand hat. Seine Haut ist über und über tätowirt. So wie die Tanz- und Musiklust dieser Völkerschaft ohne Gränzen ist, so kommen ihr auch in der Fertigkeit, die Waffen zu führen, wenige gleich. Ihre Häuser sind von Holz und haben

T. LVII
203
202
204
205
206
207
208

Thüren. Aus Kürbissen wissen sie sich zu ihren Wasserlustfahrten artige Larven (201) zu verfertigen. Nur einen Blick können wir unsre Leser in das anziehende Gemälde werfen lassen, das uns Forster von den gesellschaftlichen Inseln und ihren Bewohnern gibt. Wer kennt nicht den herrlichen Fleck unsrer Erde, die größte dieser Inseln, Taheiti? Wer hat nicht schon von dem schönen Wuchs und der reizenden Gestalt dieser bräunlichen Menschen (Tab. LVII. 202), von ihrer anständigen Art sich zu kleiden, von ihrer Geschicklichkeit, aus den Rinden des Papier-, Brodfrucht- und Maulbeerbaumes gute Zeuge zu verfertigen, von ihrem Wohlwollen, ihrer Herzensgüte, ihrem Sinne für alles Nützliche, und dem goldnen Zeitalter der Taheitier, in dem sie, unter dem herrlichsten Klima, nur der Natur, der Liebe und dem Glücke leben, gehört? Wer findet nicht beim Anblick des Mädchens (203), das ein großes Geschenk an Zeug bringt, so wie der Taheitischen Tänzerin (204), daß der Name Wilde wohl nirgend thörichter angebracht wäre, als hier? Und wenn auch die Bewohner der freundschaftlichen Inseln etwas ungefälliger und roher sind, als jene, so wird man doch den etwas dunklern Männern (205) Schönheit des Körpers und mannigfaltige Geschicklichkeit eben so wenig absprechen können, als der Tänzerin (206) dieser Insulaner die feinste Grazie und eine reizende Bildung. Das wilde Aussehen des Neuseeländers (207) wird durch die Knochen, mit denen er die Ohren und den Hals schmückt, den zottigen Schilfmantel und die Streitaxt und Keule noch vermehrt. Ziemlich bunt hat seine Gattin ihr Hemd mit Vogelfedern gestickt (208), womit auch der Mann sein Haar zu schmücken pflegt.

Indem wir jetzt mit dem Neuseeländer unsre Nachrichten von den so verschiednen Völkern, die die Erde bewohnen, und den mannigfaltigen Gestalten, in denen der Mensch erscheint, beschließen, so fügen wir, weil doch bei der Kleinheit unsrer Abbildungen es unmöglich war, die so ausgezeichnete Bildung mancher Völker, die zum Theil erst in neuern Zeiten in dem fünften Welttheile ge-

funden worden sind, anschaulich zu machen, noch einige Köpfe solcher Menschen, mit der Treue, die man von Portraits fordert, abgebildet hinzu. Von angenehmer Gesichtsbildung, aus der Gutherzigkeit und Laune hervorleuchtete, fand Cook den Maurura (Tab. LVIII. 209), einen Bewohner der Insel Mangea, in der Südsee. Auch sein übriger Bau war stark und regelmäßig, seine Farbe gelblich. In Sitten und Sprache schien er mit dem Taheitier nahe verwandt, und eher furchtsam als wild zu seyn. Ein Messer stack in seinem Ohre; doch ziert er es auch mit andern Dingen. Von ganz schwarzer Farbe und mit dem Wollhaar der ächten Neger, das aber die Weiber bis auf einen Kranz abscheren, sah eben dieser Weltumsegler die Bewohner von van Diemens Land, der Südspitze Neuhollands. Das Weib, das er abbilden ließ (210), trug das wohlgebildete Kind in einem Kangurufelle. Uebrigens gingen alle nackend, verriethen aber doch mehr Sittlichkeit als andre Wilde. Als ein recht verständiger Mann betrug sich Paulaho (211), der König der freundschaftlichen Inseln. Sein schön gebauter Körper war fett und in seinen Gesichtszügen viel Ausgezeichnetes. Vom allerhöchsten Werth ist das Stirnband von bunten Federn. Nicht ohne Annehmlichkeit ist das Gesicht der Frau von Prinz Wilhelms Sund (Tab. LXI. 214), so wenig auch sonst die Bewohner desselben mit ihren auffallend großen Köpfen einen Anspruch an Schönheit machen können. Ihre Farbe ist verschieden, bald weiß, bald gelbbraun, bald schwärzlich. Sie bemalen sich das Gesicht mit großem Fleiße. Ihre Haare sind grob und schlicht. Das Abscheulichste ist, daß Männer und Weiber nicht nur Nasen und Ohren, sondern auch die Unterlippe vielfach durchbohren, ja sogar unter die letztere einen Quereinschnitt machen, durch den sie die Zunge stecken können. Man könnte den Befehlshaber Kanina (213) auf einer der Sandwichsinseln für ein Ideal halten. In seinen Zügen herrschte die größte Regelmäßigkeit und viel Ausdruck. Feuer strahlte aus seinen Augen. Mit Anstand trug er seinen sechs Schuh langen Körper, und fest und

T. LVIII.
211
210
209

T.LIX.

214

213

T.LX.

ungezwungen war sein Gang. In seinem Gesicht war nichts von jenen Künsteleien sichtbar, wodurch die Frau aus Unalaska (212) ihre Reize zu erhöhen glaubte, obgleich ihre Bildung nicht unangenehm war. An der durchbohrten Unterlippe hatte sie ein Stück Knochen befestiget, und von der Scheidewand der Nase hingen Glascorallen herab. Sie gehört zu einem der friedlichsten, harmlosesten Völker, das die Erde trägt.

Zum Schlusse sollen unsre Leser Einiges von den Kunstarbeiten der Wilden sehen, deren wir erwähnt haben. Wie wichtig bei den Virginiern und andern Amerikanern die Ueberreichung einer Friedenspfeife (Tab. LX. 215) sey, geht aus dem Worte hervor. Sie ist aus rothem Thon, oder auch aus Steingut gearbeitet, und an den Seiten mit Federn geschmückt. Diese Pfeife dient auch als Rauchfaß, um der Sonne zu räuchern. Sonderbare hölzerne Klappern (216) machen sich die gutartigen Bewohner von Nutkasund in Gestalt eines Vogels, um damit ihren nicht ganz übeln Gesang zu begleiten. Da eben diese auch die Maskeraden sehr lieben, so haben sie dazu verschiedene Thiermasken, von denen wir eine, die einen Seehund vorstellen soll, vor uns sehen (217). Nicht schlecht in Holz geschnitzte Schlüsseln (218) sahen Portlock und Dixon bei den geschickten Bewohnern von Norfolksund. Betrachtet man die Mütze (219) von der Arbeit einer Unalaskerinn, und vergißt dabei der elenden Werkzeuge, deren sie sich bedient, nicht; so muß man über ihre Geduld und Geschicklichkeit, mit der sie die Sehnenfasern spaltet und als Zwirn gebraucht, erstaunen. Eben so schön weiß sie auch aus Gras Körbe zu flechten. Auch das musikalische Instrument (220), so schlecht seine Wirkung seyn mag, verräth nicht gemeine Geschicklichkeit. Der obere Theil besteht aus einer umgekehrten, kegelförmigen Mütze von Riedgras, mit rothen Federn im Umkreise. Der untere Theil ist ein hohler Kürbis, der durch Schütteln klappert. Ganz simpel ist der Nasenknorpel-Zierrath (221) aus Alabaster gearbeitet. In den Waffen der Wilden bemerkt man eine große

Verschiedenheit, wie wir sehen, wenn wir einen Pfeil der Neucaledonier (222) mit einem von den Bewohnern der neuen hebridischen Inseln (223) verfertigten verglei=chen. Der letztere ist einfacher, aber gut gearbeitet. Er hat eine knöcherne Spitze und ist vergiftet. Am erstern, dem neucaledonischen, sieht man nicht übles Schnitzwerk. Eigentlich ist dieß ein Wurfpfeil, der mit einer Art von schleuderndem Wurfriemen geworfen wird. Mit der schrecklichen Säge (LXI. 224) zerstücken die Sandwichin=sulaner die Leichname bei Menschenopfern. Sie ist ganz roth gemalt — vielleicht von Menschenblut, und hat Hai=fischzähne. Mit der Kriegstrompete (225), die eigent=lich ein Tritonshorn ist, und ein Mundstück von Schnitz=werk hat, geben sie das Zeichen zum Angriffe. Vielen Fleiß wendet der Caraibe an seine Keule (226), und stark genug ist die Streitaxt des Neuseeländers (227) mit der Klinge aus grünem Talkstein und dem kunstreich geschnitz=ten Stiel. So außerordentlich geschickt die Bewohner der Sandwichinseln in vielen Arbeiten sind, so kann uns das Götzenbild von geflochtner Arbeit (228) eben keinen gar großen Begriff von ihrer Bildhauerkunst beibringen. Noch zeigen wir unsern Lesern ein Denkmal, das zuerst Cook und nach ihm la Perouse auf der Osterinsel fand (229). Es besteht aus einer vulcanischen Steinart, ist plump gearbeitet und über 14 Fuß hoch.

224
228
T. LXI.
225
227
229
226

Siebenter Abschnitt.

Inhalt.

Geschlechts-Verschiedenheit, in so weit sie berührt werden kann. Schönes Geschlecht. Bestimmung, Körperbau, frühere Reife desselben. Seine Anlagen zu allem. Sein Einfluß. Verschiedne Würdigung und Behandlung desselben.

Schon so mancher Verschiedenheiten unter den Menschen haben wir bisher gedacht; nur eine der auffallendsten und wichtigsten wurde bisher noch übergangen. Wir meinen jene große, ehrwürdige Einrichtung der Natur, vermöge deren die Menschen, wie alle organischen Wesen, in zwei Klassen, die zeugende und die empfangende, oder in das männliche und weibliche Geschlecht zerfallen. Könnten wir wohl dem Vorwurf einer beträchtlichen Lücke in unsern Unterhaltungen entgehen, wenn wir diesen auffallenden Unterschied der Menschen mit gänzlichem Stillschweigen übergingen, seiner nicht, in so weit es mit dem Zwecke dieser Blätter vereinbar ist, gedächten? Denn wer weiß nicht, wie oft, wenn von dem Menschen die Rede ist, fast alle Züge vom Manne hergenommen werden, als wäre das weibliche Geschlecht, dieser schöne, liebenswürdige Theil der Menschheit, kaum einer Erwähnung werth, als bestünde es aus untergeordneten, aus Wesen geringerer Art. Wer zuerst, sagt einer der größten Philosophen, dem Frauenzimmer den Namen des schönen Geschlechts gab, der hat vielleicht nur eine Schmeichelei sagen wollen. Aber er hat mit diesem einzigen Worte es besser getroffen, als er wohl selbst geglaubt haben mag. Die feinere Bildung, die sanftern Züge, die einnehmendere und ausdrucksvollere Miene, der weichere,

lenksamere, offnere Charakter, die schnellere Gutherzigkeit und die so leicht strömenden Thränen des Mitleidens und der Empfindlichkeit, das angeborne Gefühl für das, was schön und zierlich ist, die zarte Sorge für Reinlichkeit und Anstand, das größere Maaß von Schamhaftigkeit und Bescheidenheit, dieß alles und so manches andre trägt bei dem weiblichen Geschlechte ganz den Charakter der Schönheit, da hingegen das männliche mehr den der Erhabenheit haben soll.

Groß ist die Bestimmung, die die Natur der Frau gab. Sie sollte theils die Art der Menschheit erhalten, theils durch Weiblichkeit die Cultur und Verfeinerung der Gesellschaft befördern. Dazu pflanzte ihr die Natur Schüchternheit ein, übergab sie dem Schutze des stärkern Mannes, und schenkte ihr Reize, die ihren Einfluß sichern.

Manches Eigne und Auszeichnende hat der Körperbau des Weibes. Ein kleineres, zärteres Gerippe, eine weichere, schwammigere, fettere Bekleidung desselben, eine zärtere Oberhaut, ein runderer, mehr in einander fließender Umriß, eine kleinere Mundhöhle, abhängigere Schultern, ein geräumigeres Becken, ein größerer Umfang des Unterleibes, merklich sich in einen Winkel nähernde Kniee und Füße, auffallend verschiedne Stimm-Organe, mit denen das bartlose Kinn in einer geheimen Verbindung zu stehen scheint, feinere Nerven, zumal am Ursprunge, sind, nebst noch manchem andern, bestimmte Merkmale, die den Körperbau des Weibes vom männlichen unterscheiden. So wie der weibliche Körper schneller reift, so gewinnt auch das schöne Geschlecht dem Manne in früherer Entwicklung und Reife des Verstandes den Vorsprung ab. Ein Jüngling und ein Mädchen, beide von 17 Jahren und gleich guten Anlagen, werden in Absicht auf Verstandesreife ziemlich verschieden seyn. Mag auch jener mehr Schulgelehrsamkeit haben, so wird man doch diesem in der Richtigkeit der Urtheile, der Feinheit der Bemerkungen, und im Gefühle des Schicklichen den Vorzug einräumen müssen.

Wenn übrigens Rousseau mit einem Federstriche dem Weibe Genie abspricht, so möchte man wohl wissen, ob eine Sappho, eine Angelica Kaufmann, eine Paradis, eine Schlötzer, eine Miß Wollstonecraft, nachherige Mrs. Godwin, die muthige Vertheidigerinn der Rechte des Weibes, oder die trefflichen Improvisatricen Corinna und Bandettini, und hundert andre talentreiche Frauenzimmer ein so absprechendes Urtheil nicht hinlänglich widerlegen, und ob nicht diese, selbst in den ernsthaftesten Wissenschaften, mit den Männern gleichen Schritt halten würden, wenn sie sich ihnen von Jugend auf so ganz hingäben, als diese, die in ihnen die künftige Bestimmung ihres Lebens sehen. Daß die Frau darnach trachten sollte, wollen wir damit nicht sagen. Denn selten wird sie einen großen Ruhm anders als auf Kosten der Weiblichkeit, die ihre Ehre ist, und ihrer Bestimmung erringen. Aber hier ist auch nur von Fähigkeiten und Anlagen die Rede. Ist doch kaum irgend etwas Großes, Erhabnes, kaum ein Beweis von Seelenstärke, Kraft und Muth in der Geschichte der Männer zu finden, wozu nicht auch die Geschichte der Weiber Gegenstücke lieferte? That die Schwärmerinn Corday, indem sie ihr unglückliches Vaterland von einem blutdurstigen Ungeheuer befreite, viel weniger, als Mucius Scävola versuchte? Wo hat je ein Mann sein Reich glücklicher erweitert, seine Residenz muthvoller vertheidiget, und den schnellen Wechsel des Schicksals standhafter ertragen, als Zenobia, die Schöpferinn des noch in seinen Trümmern prächtigen Palmyra's? Kann eine ausdauerndere Liebe, eine großmüthigere Aufopferung gedacht werden, als wenn Arria, besorgt ihr Gatte möchte zaudern, einem schimpflichen Tode durch einen freiwilligen zuvorzukommen, sich den Dolch in die Brust stößt, und ihn dem Gatten Pätus mit den Worten reicht: es schmerzt nicht! Und wenn wir erst die Frau ganz in ihrem Kreise, als Gattinn, Mutter, Freundinn, Gesellschafterinn sehen; wenn wir ihren unübersehbaren Einfluß auf die Männerwelt, den sie desto sorgfältiger verbirgt, je bescheidener und liebenswürdiger sie ist, erwägen; wenn

wir bemerken, wie ihre Sanftmuth die rauhern Seiten des Mannes abschleift, ihre Herzensgüte seine Strenge mildert, ihre liebreiche Pflege seine Tage verlängert, ihre stille Häuslichkeit, ihre süße Unterhaltungsgabe, ihr schweigendes Tragen aller Haussorgen, ihm Zeit und Kraft und Heiterkeit selbst zu Geisteswerken gibt; wenn ihre Muttertreue für gesunde, würdige Nachkommen sorgt, ihre Kraft zu dulden und zu tragen, nie erschöpft wird, ihr stachelloser Witz die Gesellschaft belebt; wenn sie im Gefolge lang geübter Tugenden einherwandelt und Gottes- und Menschenliebe sich in der Gestalt einer edeln Frau am schönsten und reinsten offenbaren: wer sollte dem weiblichen Geschlechte nicht die Huldigung gönnen, die ihm der andre Theil der Menschheit widmet? Wer ihm nicht die kleine Eitelkeit, die man ihm vorwirft, die Gefallsucht, die Weitläuftigkeit, die alles umständlich erörtert und jedem Briefe noch ein Postscript anzuhängen weiß, die schnell auflodernde Empfindlichkeit, die Rechthaberei und Herrschsucht, die oft mißbrauchten Waffen einer natürlichen Redseligkeit und schnell fließender Thränen, wodurch die Frau den Mann wehrlos macht und ihm seine Ungroßmüthigkeit vorwirft, und andre kleine Schwachheiten, die man ihr Schuld gibt, gern verzeihen? Wer nicht in dem treffenden Ausdruck, das schwächere Geschlecht, durchaus keinen Grund der Nichtachtung finden?

Man kann es, wenige Ausnahmen abgerechnet, als eine allgemeine Wahrheit aufstellen, daß die gute oder schlechte Behandlung des weiblichen Geschlechts einen ziemlich zuverläßigen Maaßstab für den Grad der Bildung eines Volkes abgebe, daß sie im genauesten Verhältnisse mit der Stärke oder Schwäche des Geistes und Körpers der Männer, mit der Vortrefflichkeit oder Verworfenheit ihres Gemüthszustandes von jeher gestanden sey. Im rohesten Naturzustand ist das Weib Hausthier. Der Mann geht mit seinen Waffen voran, das Weib folgt ihm mit dem Gepäcke beladen. Die feigsten, dümmsten, niederträchtigsten Nationen haben das Weib immer am meisten verachtet, und bald zu bloßen Werkzeugen ihrer Lüste,

bald zum ersten Haus- und Lastthiere herabgewürdiget. Die geistreichsten, edelmüthigsten und tapfersten Völker ehrten und schonten dagegen immer das weibliche Geschlecht, endeten seine Sclaverei und erhuben es zur Mitgenossenschaft ihrer Freuden und Leiden. Nicht unter die geringsten Verdienste des Christenthums und seiner vortrefflichen Sittenlehre gehört es, daß sie die heiligen Rechte des Weibes in Schutz nahmen, und die Liebe, Schonung und Achtung, die ihm gesittetere Völker dann erzeigten, wenn es herrschende Sitte war, die nur aber leicht wieder aufhören konnte, auf unverletzliche Gesetze gründete. Liegt es doch schon im Baue, in der Natur, dem Charakter des Weibes, vom Manne Schonung, Schutz, Großmuth zu erwarten!

Achter Abschnitt.

Inhalt.

Seltne und ausgezeichnete Menschen in Absicht auf Geistesvorzüge und Talente. Perioden großer Menschen. Merkwürdige Beispiele von früher Entwicklung, oder von einem großen Umfange der Kenntnisse und Geschicklichkeiten, oder von einzelnen hervorragenden Seelenkräften. Vom Genie. Dummköpfe, Cretins. Seltne körperliche Eigenschaften. Riesen und Zwerge. Weiße Neger, Albinos, Kakerlaken, gefleckte Neger. Menschen, die sich auszeichneten durch Dicke, Leichtigkeit, Stärke, Gewandtheit, Wohlgeruch, unerklärliche Fühllosigkeit. Was Studium bei einem häßlichen Körper vermöge. Angebliche Vorzüge, durch die sich manche Men-

schen auszuzeichnen glaubten. Divination und Ahndungs-Vermögen. Körperliche Wundergaben. Sonderbare Verirrungen. Unheilbare Diebe. Geldscheue. Menschen, die sich durch ein hohes Alter ausgezeichnet haben.

(Tab. LXII.)

Wir haben bisher, wo es immer geschehen konnte, geflißentlich vermieden, über seltne von den Gewöhnlichen sich durch irgend etwas merklich unterscheidende Menschen ausführlicher zu reden, weil wir diesem höchstwichtigen Theil der Geschichte der Menschheit einen eignen Abschnitt gewidmet haben. Denn es ist für Jeden, der mit sich selbst und seiner Natur bekannt werden will, angenehm und lehrreich, zu erfahren, welche sonderbare Erscheinungen unter seinem Geschlechte in Absicht auf Geist und Körper auftraten, welche seltne Eigenschaften und Vorzüge manche seiner Brüder hatten, indeß andere von der Natur stiefmütterlich behandelt schienen, und wie sie einige durch seltne Anlagen auf eine unglaubliche Höhe führte, dagegen aber andre durch unglückliche Umstände bis zur Thierheit des Cretinismus herabsinken ließ. Ordnen wir die vielen ausgezeichneten Menschen unter gewisse Gesichts-Punkte; so werden wir finden, daß einige durch Geistes-Vorzüge und seltne Talente, andre durch ungewöhnliche Eigenschaften und Fertigkeiten, andre durch gewisse angebliche Vorzüge, die ihnen einen großen Ruf erwarben, andre durch höchst sonderbare Verirrungen und gewisser Maßen kranke Zustände, und wieder andre durch das hohe Alter, das sie erreichten, sich ausgezeichnet, und weit über das Gemeine, Alltägliche erhoben haben, so daß sie in Unterhaltungen über den Menschen wohl erwähnt zu werden verdienen. Gibt es doch in Absicht auf Geistesvorzüge und Talente gewisse Perioden, wo, wie durch einen Zauber, außerordentliche Menschen in größerer Anzahl als sonst auftreten, und ihrem Zeitalter den Namen eines goldnen er-

werben, und wo Begebenheiten reifen, Erfindungen gemacht werden, die auf Jahrtausende hineinwirken, und den Zustand der Zeitgenossen und Nachkommen gleichsam umschaffen. Wer möchte läugnen, daß das 15te und 16te Jahrhundert ein solcher Zeitraum gewesen? In dieser Periode sah man in Gustav Wasa, in Sixtus V., in Ximenes Regenten von seltner Größe, entdeckte Copernikus die Ordnung der himmlischen Körper, bahnte Columbus den Weg in eine neue Welt, wurde die Erfindung der Buchdruckerkunst ein herrliches Mittel, den Geist zu bilden und Ideen in Umlauf zu bringen, erregten Luther, Erasmus, Melanchthon und andre den für die Wissenschaften so wohlthätigen Geist des Selbstforschens, dessen Folgen auch die, die ihren Grundsätzen nicht huldigen, dankbar anerkennen, erhielten die Staaten neue Waffen und durch sie eine andre Gestalt, und noch bewundert die Nachwelt das, was in dieser Periode Ariost und Tasso sangen, Raphael und Correggio mit dem Pinsel zauberten, und Michael Angelo und Palladio als Denkmäler ihres Geschmacks in Gebäuden hinterließen.

Betrachten wir die durch Geistesvorzüge ausgezeichneten Menschen, so finden wir, daß sich einige durch ungewöhnlich frühe Entwicklung ihrer Talente, andre durch einen ungeheuren Umfang ihrer Kenntnisse und Geschicklichkeiten, und wieder andre durch einen hohen Grad der Ausbildung einzelner Seelenkräfte, über das, was man sonst auch bei vorzüglichern Menschen beobachtet, weit erhoben haben. Zu den erstern rechnen wir die so berühmten Wunderkinder. Nur vier Jahre lebte der in Lübeck 1721 geborne Christian Heinrich Heinecke, und sein zarter, kränklicher Körperbau konnte durchaus nur Ammenmilch ertragen; aber seine frühe Entwicklung, sein unglaubliches Gedächtniß, sein lebhafter, selten tändelnder Witz, seine scharfe Beurtheilungskraft, erregten die Bewundrung aller, die ihn kennen lernten, und das Erstaunen des dänischen Hofes. Schnell und leicht begriff er alles, und verrieth in seiner Krankheit und in seinem Tode eine seltne Seelenstärke. Sein Gehirn fand man außerordentlich groß,

übrigens aber war sein Körper in einem so gesunden Zustande, daß das Vorurtheil, als müßte frühe Entwicklung des Geistes immer nachtheilig auf den Körper wirken, durch ihn nicht im mindesten bestätiget wurde. Eins der seltensten Phänomene, ein Wunder von Anlagen und früher Entwicklung derselben, war Mozart, der Zauberer in der Tonkunst. Im dritten Jahre seines Lebens suchte er schon Accorde auf dem Klavier, im vierten lernte er es spielen, und brauchte, um ein schweres Stück mit Präcision und Ausdruck vorzutragen, das Studium einer Stunde; im fünften fing er an zu componiren, und sein Vater brachte seine Compositionen zu Papier, und noch wußte der junge Mozart mit Feder und Dinte nicht gehörig umzugehen, und machte sein Notenpapier voller Kleckse, als ihn sein Vater, der selbst Kenner war, an einem Concerte, das außerordentlich schwer aber richtig gesetzt war, arbeitend fand, und in Thränen der Bewunderung und Freude ausbrach. In seinem sechsten Jahre machte er mit seinen Eltern die erste musikalische Reise und erntete allenthalben Bewunderung ein. Im folgenden Jahre erschienen seine ersten Werke gedruckt, und in Paris und London und in Italien erstaunten die Höfe und alle Kenner über den trefflichen, siebenjährigen Orgelspieler und die großen Concerte, wobei alle Symphonieen von ihm selbst waren. Einer der gültigsten Richter, Haydn, sagte zu seinem Vater: ich sage Ihnen vor Gott und als ein ehrlicher Mann, daß ich Ihren Sohn für den größten Componisten erkenne, von dem ich je gehört habe. Nur sechs und dreißig Jahre dauerte seine Laufbahn, aber doch lange genug, um ihm einen Namen zu erwerben, den man mit Verehrung nennen wird, so lange noch ein Tempel der Tonkunst steht. Und wie manche andre Beispiele einer ungewöhnlich frühen Entwicklung liefert uns nicht das Leben großer Männer? Schon als Kind verrieth Blasius Pascal eine ungewöhnliche Neigung für alles, was anhaltendes Nachdenken forderte. Sein Vater hatte seine Ursachen, warum er ihm durchaus keine mathematischen Schriften geben wollte, und der junge Pascal zeichnete

nun auf den Fußboden Figuren, berechnete ihre Verhältnisse, und schuf sich selbst eine Mathematik. Ein Kenner dieser Wissenschaft erstaunte darüber, und rieth dem Vater, diesen seltnen Anlagen keinen Zwang anzuthun. Jetzt las der junge Pascal in seinem zarten Alter mit dem größten Vergnügen den Euklides, und vor seinem sechszehnten Jahre gab er eine Abhandlung über die Kegelschnitte heraus, die nach dem Urtheile gültiger Richter von der höchsten Verstandesreife zeigen soll. Noch war Pope nicht zwölf Jahre alt, als er seine Ode über die Einsamkeit dichtete, Händel componirte in seinem neunten Jahre, Wolf las als Schüler den Euklides ohne Lehrer, Bernini vollendete im achtzehnten Jahre sein berühmtestes Kunstwerk, Apollo und Daphne, und in dem Jünglinge Klopstock reifte jene Epopöe, die Deutschlands Ehre ist. Wundern wir uns mit Recht über diese durch die frühe Entwicklung ihrer Talente ausgezeichneten Menschen, so werden wir nicht weniger über diejenigen erstaunen müßen, die in Absicht des Umfanges ihrer Künste und Geschicklichkeiten wahre Wundererscheinungen waren. Und wer verdient wohl eher an der Gränze zwischen diesen und jenen zu stehen, als Johannes Pic, Fürst von Mirandola, der 1463 das Licht der Welt erblickte? Als Kind wiederholte er ganze Seiten vor- und rückwärts, die man ihm ein einziges Mal vorlesen durfte, als achtzehnjähriger Jüngling konnte er 22 Sprachen, und im 24. Jahre schlug er in Rom 1400 Sätze aus allen Wissenschaften an, um sie gegen die gelehrtesten Männer der damaligen Zeit öffentlich zu verfechten, was er auch mit dem siegreichesten Erfolge that, obgleich ihm einige jener Sätze die Verketzerung der Theologen zuzogen. Man möchte wirklich sagen, es gebe Universalmenschen, deren Geist alles umfaßt. Ohne uns hier bei den sogenannten Polyhistoren zu verweilen, die sich durch den großen Schatz der mannigfaltigsten Kenntnisse einen berühmten Namen gemacht haben, wie Jul. Cäsar, Scaliger, Haller u. a. m.; so erinnern wir unsre Leser an Peter den Großen, der ein großes Reich umschuf, und sich dabei mit Zim-

mern, Drechseln, Trommeln, Schmieden, Rudern, Zahnausreißen, Amputiren, und dem Schiffsbau abgab, jetzt Matrose, dann Soldat, jetzt an der Neva, dann am Don, und doch sein eigner erster Minister, Reichsrath, Kirchenlehrer, Ceremonienmeister, General und Admiral war. Staunend blicken wir an einem so ausgezeichneten und seltnen Menschen hinauf, freuen uns aber auch zugleich der Höhe, die die menschliche Natur erreichen kann. Aber schlechterdings unerklärlich ist es, wie zuweilen ein talentreicher Kopf etwas sehr Leichtes nicht begreifen, nie lernen kann. So war Lawrence Earnschaw in England ein wahrer Tausendkünstler. In vier Wochen hatte er sein eigentliches Gewerbe, Uhrmacherei, gelernt. Dabei war er als Maler, Kupferstecher, Vergolder, Spiegelmacher, Grobschmied, Blechschmied, Kupferschmied, Büchsenmacher, Orgelbauer, Optikus, von nicht gemeiner Geschicklichkeit, und las den Euklides mit Einsicht. Aber so viele Mühe er sich auch gab, so lernte er in seinem Leben keinen Korb flechten; eine Kunst, die viele Zigeuner und Landstreicher aus dem Stegreif treiben. Auch in einzelnen Seelenkräften stellt uns die Geschichte wahre Wundermenschen auf, die unter den seltnen und ausgezeichneten Menschen einer ehrenvollen Erwähnung verdienen. Welch ein ungeheures Gedächtniß empfieng nicht mancher von der gütigen Natur? Alle Soldaten ihrer zahlreichen Armeen wußten Cyrus, Hadrian und Scipio Afrikanus mit Namen zu nennen, und Otto soll diesem Vorzug seine Erhebung zur kaiserlichen Würde zu verdanken gehabt haben. Was Pabst Clemens VI. las, das behielt er wörtlich auf immer, und unser Erstaunen darüber muß noch zunehmen, wenn wir hören, daß dieses außerordentliche Gedächtniß die Folge eines Schlages auf das Hinterhaupt war, was wir aber hiemit durchaus nicht als ein pädagogisches Stärkungsmittel empfohlen haben wollen. Der ältere Marcel, der am Ende des 17. Jahrhunderts in Paris lebte, dictirte zehn Personen zu gleicher Zeit Briefe in sieben verschiednen Sprachen, und nannte ein ganzes Bataillon Soldaten, dessen Liste man ihm einmal vorgelesen hatte,

ohne Anstoß nach der Reihe her. Sachieri in Turin wiederholte jede angehörte Predigt Wort für Wort, uud spielte zu gleicher Zeit drei Partien Schach, indem er sich mit andern unterhielt, und jeden Gegner bloß den gemachten Zug sagen ließ. Immer bleibt ein so vorzügliches Gedächtniß ein wichtiges Geschenk der Vorsehung. Denn jenes Vorurtheil, als wenn es nicht mit scharfer Urtheilskraft bestehen könne, haben gewiß nur solche in Umlauf gebracht, die ihre Unwissenheit und Vergeßlichkeit auf eine für sie ehrenvolle Art entschuldigen wollten. Sie mochten wohl nicht wissen, daß Leibnitz und Hugo Grotius ein treffliches Gedächtniß hatten, so daß der Erste noch in seinem Alter den ganzen Virgil auswendig wußte, der Andre alles behielt, was er las. Wir wollen deßwegen nicht läugnen, daß manche talentvolle Menschen für dieses oder jenes gar kein Gedächtniß haben. Auffallend ist's, was mechanische Gewöhnung beim Gedächtnisse zuweilen vermöge. So erschien in England ein vorzüglicher Advokat vor Gericht nie anders, als mit einem Knäuel Bindfaden, den er, so lange sein Vortrag dauerte, um einen Finger herumwickelte. Ohne ihn war er kein Wort vorzubringen im Stande. Im Augenblicke, da er einmal auftreten sollte, stahl ihm einer seinen Knäuel, und weg war der Faden seiner Rede und mit ihm der Prozeß verloren.

Unter den ausgezeichneten Menschen, die zum Beweise dienen, welchen hoheu Grad irgend eine einzelne Seelenkraft im Menschen erreichen könne, dürfen wir wohl der berühmten Improvisatoren gedenken, deren Einbildungskraft und Witz allen Glauben übersteigt.

Welche ausgezeichneten Kopfrechnungsgenies gab es nicht ferner? Nicht zu gedenken jenes obengedachten Marcels, der ein Rechnungsexempel von 36 Zahlen im Kopfe ausrechnete; wie unglaublich weit hat es nicht der Neger Fuller, der im Jahre 1789 als siebenzigjähriger Greis in Virginien lebte, darin gebracht, ob er gleich weder lesen noch schreiben konnte! Nur anderthalb Minuten brauchte er, um auf die Frage: wie viele Sekunden Jemand gelebt hätte, der 70 Jahre, 17 Tage, 12 Stunden alt

wäre? zu antworten: 2,210,500,800 Sekunden, und als die, die die Frage schriftlich ausgerechnet hatten, bemerkten: die Summe sey etwas zu groß, antwortete er: Sie haben die Schaltjahre vergessen. So vollkommen richtig dieß war, eben so geschwind und treffend löste er ähnliche Aufgaben.

Gränzte nicht das mechanische Genie manches seltnen Künstlers so an's Wunderbare, daß der Aberglaube Zauberei ahnete? Und wer hat es darin weiter gebracht, als die beiden Droz, Vater und Sohn, aus dem berühmten Dorfe Chaux des Fonds. Man mag ihren kleinen avtomatischen Schreiber, der nach einer Vorschrift recht schön schreibt, eintunkt und die Feder aussprützt, oder die kleine Zeichnerin sehen, die mit starken und schwachen Umrissen copirt, aufblickt, den Bleistiftstaub wegbläst, ihre Arbeit mit Wohlgefallen betrachtet, so erstaunt man über das mechanische Genie, das solche Werke ausdachte und vollendete.

Und wie leicht könnte man die Beispiele von Menschen, die sich durch andre Talente und Seelenkräfte ausgezeichnet haben, vermehren? Welche Beweise von großer Seelenstärke und Entschlossenheit, von schneller Besonnenheit und Kühnheit ließen sich nicht anführen? Kann eine größere Geistesstärke gedacht werden, als die der Senator Helvidius Priscus an den Tag legte, da ihn Vespasian im Zorn mit dem Tode bedrohte? „Habe ich dir dann, sprach er, gesagt, daß ich unsterblich sey? Tödtest du mich, so thust du dein Handwerk, das eines Tyrannen; ich aber handle wie ein Römer, indem ich den Streich ohne Zittern erwarte.“ Kann man entschloßner seyn, als jene böhmische Dame, die bei einem nächtlichen Ueberfalle ihres Schlosses von Räubern und Mördern sich plötzlich in die Rolle der ausschweifendsten Freude über ihre Befreiung warf, den Räubern die Entdeckung machte, daß ihr abwesender, harter Mann alles von Werth im Keller verborgen habe, und dann die ganze sich habsüchtig hinzudrängende Bande glücklich hineinsperrte?

Indem wir hier von Menschen reden, die sich durch

außerordentliche Geistesfähigkeiten ausgezeichnet haben, können wir den Begriff vom Genie nicht ganz mit Stillschweigen übergehen. Es ist dasselbe ein ehrwürdiger, der Menschheit hohe Ehre bringender Vorzug, der nur durch gewisse Geniemänner, die Kant Genieaffen zu nennen vorschlägt, und die alles mühsame Lernen für etwas Stümperhaftes, des Genies Unwürdiges erklärten, von der ihm gebührenden Achtung verloren hat. Wir würden viel zu weitläuftig werden, wenn wir die höchst verschiednen Bestimmungen des Begriffes Genie hier anführen sollten, wie z. B. Haller dasselbe in vorzügliche Tüchtigkeit zu einer gewissen Wissenschaft, du Bos in die Leichtigkeit alles gut zu begreifen und auszurichten, Wieland in die Erhabenheit des Geistes über gemeine Menschen, andre wieder in etwas anderes setzen. Helvetius und Kant vereinigen sich dahin, daß sie vom Genie das Talent zur Erfindung fordern, aber freilich keiner Erfindung, die ein Kind des Zufalles ist, wie Schwarzens Erfindung des Schießpulvers. Kant nennt das Genie die musterhafte Originalität des Talents. Genie seyn und Genie haben wird von Helvetius sorgfältig unterschieden, und nur dem räumt er die Ehre des Erstern ein, der in einer Wissenschaft oder Kunst Epoche macht, sie zu einem für sein Zeitalter und seine Hülfsmittel hohen Grade der Vollkommenheit führt. Nie ist das Genie ein willkührlich angezündetes Licht, sondern es wirft sprühende Funken, die eine glückliche Anwendung des Geistes der Einbildungskraft entlockt. Es liefert nichts auf Bestellung, keine Fabrikate, sondern seine Früchte sind Folgen einer gleichsam höhern Eingebung. Der Ausspruch des Genies, sagt Schiller, steht wie das Ey des Columbus da. Tausende fühlen, daß sie sich der Entdeckung nahe befunden haben; tausende möchten rufen: das hätte ich auch gekonnt, und doch war's keinem beschieden, ihn auszusprechen.

So wie es aber durch Vorzüge des Geistes ausgezeichnete Menschen gibt, so findet man auch wieder viele, die sich durch Schwäche desselben, falsche Richtung, Unwissenheit, Mangel an Witz, Urtheilskraft, Gedächtniß

auszeichnen; Stumpfköpfe, denen es gänzlich an Witz mangelt, oder bei denen die innern und äußern Organe des Denkens und Empfindens stumpf sind; Dummköpfe, denen alles, Witz, Urtheilskraft, Gedächtniß fehlt; Alberne, die etwas Witz, aber ohne Urtheilskraft haben; Thoren und Narren, die einem Zwecke, der keinen Werth hat, das aufopfern, was von großem Werth ist. Nahe verwandt mit dem Narren und Thoren ist der Laffe (fat) und der Geck (sot); jener ist ein junger, dieser ein alter Narr (fou).

Die tiefste Geistesschwäche ist der Cretinismus. In ihm erkennt man den Menschen nicht mehr. Man findet solche elende Halbmenschen in den tiefsten feuchten Thälern von Europa und Asien, zumal im Walliserlande, in Steiermark und Krain, im Salzburgischen. Eine fehlerhafte Bildung des Hinterhaupts wollen einige für die Ursache halten. Doch ist unläugbar, daß Abstammung, ungesunde Nahrung, nachlässige Pflege in der Jugend viel beitragen könne. Denn nicht jeder Cretin wird geboren; auch durch Erziehung, oder auch durch Zufall und Verletzung kann er es geworden seyn. Die vollkommnen Cretinen vegetiren wie Schwämme, sind gleichgültig für Freude und Leid, und bleiben meist taub und stumm; die Halbcretinen sind lebhaft, heftig und gefräßig, rachgierig. Bei beiden finden sich häufig Kröpfe ein, und wunderbar ist die Verwandtschaft, in der der Kropf mit dem Cretinismus steht. Ihr Zustand gleicht mehr einer Seelenlosigkeit als einer Seelenkrankheit.

Daß übrigens die natürliche Organisation, daß erste Erziehung, Jugend-Umstände, Beispiele und Hülfsmittel unendlich viel zur Entwicklung der Geistesvorzüge beitragen; aber auch sie in unthätigem Schlummer erhalten können, ist unwidersprechlich: doch eben so gewiß ist's, daß das Genie sich zuweilen mit unerklärlicher Kraft durch die ungünstigen Umstände hindurch arbeiten könne. Als armer Hirtenjunge sammelt Düval Muscheln und Schnecken, lernt von einem Bauernknaben lesen, sucht nach einem alten Kalender die Sternbilder auf, und studirt Geographie und Heraldik, mitten unter seinen Kühen, wo ihn der Prinz

von Lothringen findet und seine Stütze wird: und kein noch so heißer Kampf mit ihren Eltern konnte Ariost, Michael-Angelo, Jacob Bernouilli, Ovid abhalten, sich dem zu widmen, wozu ihr Genie sie so stark hinzog.

Aber nicht nur in Absicht des Geistes, sondern auch des Körpers, enthält die Geschichte der Menschen sonderbare Beispiele von solchen, die sich durch ihre Statur, oder eine sonderbare Haut, oder durch Dicke, Leichtigkeit, Stärke, Wohlgeruch, unerklärliche Fühllosigkeit unter den gewöhnlichen Menschen ausgezeichnet haben. Wer hat nicht schon von Riesen und Zwergen gehört, oder wohl selbst welche gesehen? Wir übergehen die Fabeln von ungeheuren Menschen, wozu gewisse ausgegrabne Thierknochen Veranlassung gaben, wie die von Riesenvölkern, die nicht hieher gehören; aber verschweigen dürfen wir nicht, daß man als das höchste, erweisliche Maaß, von dem man Riesen kennt, nur 8½ Fuß gelten lassen will. So viel hatte der freilich von Andern zehn Fuß hoch beschriebne Riese Gili aus Trident. Sollte man einen solchen Menschen gegen die kleinsten Zwerge, die man kennt, abwägen, so ist berechnet, daß man 150 der Letztern in die andre Waagschale legen müßte. Der kleinste Mensch, den man je sah, hatte 16 — 18 Zoll. Bis in's 16. Jahr war Stanislaus Lescinskys berühmter Zwerg, Bebe, schön gewachsen und erreichte 33 Zoll. Nun aber wurde er schief. Keine Spur von Vernunft, wohl aber von heftigen Leidenschaften verrieth er in seinem 23. Lebensjahre, das sein letztes war. Da er (1749) geboren wurde, wog er 24 Loth. Auf einem mit Hanf belegten Teller wurde er zur Taufe hingereicht. Seine erste Wiege war lange Zeit ein Holzschuh, und seine ersten Schuhe glichen einer Nußschale. Nur 28 Zoll hatte Brovlavsky, ein poln. Edelmann, war aber von Gestalt und Ebenmaaß schön gebildet, und konnte in Absicht seiner Fähigkeiten und Kenntnisse ein reifer Mensch heißen, da Bebe nur ein unreifer war. Ein friesländischer Bauer, Wiebe Lolkes, hatte in seinem 26. Jahre 29, und der berühmteste Zwerg in England im 37. Jahre gar nur 16 Zoll.

Unter den Menschen, die sich durch eine sonderbare Farbe und Auswüchse ihrer Haut, oder durch eine monströse Bildung auszeichneten, versparen wir die Stachelschweinmenschen, die doppelten, die sechsfingrigen und andre Verirrungen der Natur, bis wir zur Beschreibung der Haut und des Gliederbaues selbst kommen, und gedenken hier bloß der weißen Neger oder Albinos, und der Kakerlaken oder gefleckten Neger. Wer mit dem Ausdruck Neger gewohnt ist, die Vorstellung von einem schwarzen Menschen zu verbinden, dem muß es sonderbar vorkommen, von weißen Negern zu hören, die man Albinos, Dondos, Blafards nennt. In Guinea, Madagascar, in den Höhlen von Java und Ternate, auch in Amerika findet man sie. Sie haben eine häßliche Bildung, wie wir an der weißen Negerinn (Tab. LXII. 230) sehen, eine eckelhafte, milchfahle, leichenhafte Farbe, eine runzlige Haut, garstige, weiße Haare, und rosenrothe Augen mit einem goldgelben Stern, die das Tageslicht nicht ertragen können. Bei Nacht sehen sie recht gut, aber immer schielend, daher diese Neger auch Nachtmenschen heißen. Nie erreichen sie die gewöhnliche Statur der Völker, denen sie angehören, und so schwächlich ihr Körper ist, so höchst eingeschränkt sind ihre Seelenkräfte. Sie werden höchstens 25 Jahre alt und von allen Negern verachtet, hüllen sich aber in ihren gränzenlosen Stolz, und betrachten sich als vom Himmel ganz besonders begünstigte Geschöpfe, die sich dereinst zu Herren der ganzen Welt erheben würden. Haben diese Menschen Nachkommen, so kehren sie wieder zur Hautfarbe ihres Stammes zurück. Eben das gilt auch von den gefleckten Negern (Tab. LXII. 231) oder Kakerlaken, ein Name, den sie von gewissen getiegerten Schaben erhalten haben sollen, wiewohl ihn andre auch den weißen Negern beilegen. Die hellern Stellen ihrer Haut scheinen eine Art von Aussatz zu seyn, indem sie sich rauh und narbig anfühlen. Man hat über diese Menschen tiefsinnige Untersuchungen angestellt, allein jetzt ist's wohl ausgemacht, daß sie weiter nichts als Kranke, Patienten seyen, die eher in's Gebiete der Pathologie als der

T. LXII.
230
232
231
1

Naturgeschichte gehören. Daß aber weder in die Eine noch in die Andre die geschwänzten Menschen, die Sirenen, Satyrs, Centauren, geschürzten Hottentottinnen, Cyclopen u. d., sondern lediglich in's Gebiet der Fabel zu rechnen seyen, werden wir unsre Leser kaum versichern dürfen. Wir eilen zu andern, die sich durch körperliche Eigenschaften ausgezeichnet haben.

Welche ungeheure Dicke hatte nicht der Körper des Spezereihändlers Eduard Bright (232), der 1750 zu Malder in Essex, 29 Jahre alt, starb, und vermittelst einer eignen Maschiene begraben werden mußte. Er wog über 6 Centner. In seine Weste konnten sich 7 erwachsne Personen einknöpfen, und eine seiner Waden hatte fast drei Fuß im Umfange. Sein Bauch ragte so über die Kniee hervor, daß er in seinem Stuhl zu stehen schien. Ihn übertraf ein Stadteinnehmer in Durlach noch um einige Pfund, und ein Ochsenhändler, der täglich 18 Pf. Rindfleisch aß, kam ihm nahe. Fast möchte man glauben, solche gewiß nicht glückliche Menschen seyen da, um zu zeigen, welcher Ausdehnung die menschliche Haut fähig sey. Einen eignen Contrast machen mit diesen Fettbehältnissen diejenigen, die sich durch körperliche Leichtigkeit ausgezeichnet haben. Eins der berühmtesten Beispiele war der Priester Paul Moccia, in Neapel, der nicht nur selbst Gelehrter war, sondern auch durch eine besondere Eigenschaft seines Körpers den gelehrtesten Männern Stoff zu Untersuchungen gab. Ohne je schwimmen gelernt zu haben, ging er, ohne unterzusinken, bis an die Brust im Meere, wie auf den Straßen einer Stadt. Kam er in einen Strom, so führte dieser ihn fort, wie ein Stück Holz. Was ein Mensch nur immer in seinem Zimmer thun kann, das that er im Meere. Auf seiner Oberfläche wälzte er sich wie auf einer festen Fläche herum, und er legte sich in ihm, auf seinen Ellenbogen gestützt, nieder, als ob er schlafen wollte. Aus den mit ihm angestellten Versuchen ergibt sich, daß sein starker Körper 30 Pf. leichter war, als eine seinem Körper gleiche Masse Wassers. War bei diesem offenbar eine

besondere Leichtigkeit des Körpers der Grund jener Erscheinung, so hatte dagegen bei dem berühmten Colas (eigentlich Nikolaus aus Catanea), den man Fisch nannte, Uebung im Schwimmen großen Antheil daran. Ihm war der Aufenthalt im Wasser so sehr Bedürfniß, daß, wenn er einen Tag nicht hineinging, er an Brustbeschwerden litt. Ganze Tage brachte er im offnen Meere zu, schwamm, selbst bei stürmischer See, zu einem entfernten Schiffe hin, und machte viele Meilen an Einem fort. Tragisch war das Ende dieses Amphibiums. König Ferdinand von Neapel befahl ihm, sich in die Charybdis zu stürzen und den Grund zu untersuchen. Colas verbat sich's. Der König warf einen goldnen Becher hinein. Jetzt hatte Colas Muth, kam glücklich nach drei Viertelstunden wieder herauf, und erzählte Wunderdinge von Ungeheuern, die er gesehen hätte. Noch einmal befahl ihm der König sich hinabzustürzen, und fügte, da er sich stärker als zuvor weigerte, zu einem zweiten goldnen Becher noch das Geschenk einer Goldbörse. Aber nie ist der arme Colas wieder zum Vorschein gekommen, dessen Talente man vielleicht zu nützlichern Untersuchungen hätte brauchen können. Wie manche Menschen haben sich nicht ferner durch ungeheure Körperstärke ausgezeichnet! Louis de Boufflers, mit dem Zunamen der Starke, der 1534 lebte, zerbrach ein Hufeisen mit leichter Mühe, hob ein Pferd auf seine Schultern, und zog einen Stier am Schwanze, wohin er wollte. Der französische Major Barsabas konnte dem Pferde, auf dem er saß, wenn er sich aus allen Kräften anschloß, die Rippen zerbrechen. Gleiche Stärke hatte von Schapelow am Hofe des Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg. Ihm erlaubte dieser einmal, so viel Wein aus dem Keller zu nehmen, als er mit einem Male heraustragen könnte. Jetzt nahm er unter jeden Arm ein Faß, und zwei andre faßte er mit den vier Fingern jeder Hand am Spunde. Wie sehr zeichnete sich Gottfried von Bouillon durch seine Stärke unter dem ganzen Heere aus, das er in's gelobte Land führte! Als er einst schon vielen Saracenen bei der Belagerung von

Antiochien die Köpfe abgehauen hatte, drang ein geharnischter Reiter auf ihn ein. Diesen hieb er auf einen Hieb quer durch den Leib in der Gegend des Nabels, so daß der obere Theil des Körpers neben dem Pferde herunter fiel, der übrige aber auf dem Pferd blieb, und, da dieses in die Stadt zurücklief, Furcht und Entsetzen verbreitete. Und wie leicht ließen sich hier die Beispiele von großer Leibesstärke vermehren, woran das Leben August des Starken so reich ist, wenn das Angeführte nicht hinreichend wäre! Andere Menschen haben es in der Geschwindigkeit und Gewandtheit ihres Körpers zu einer unglaublichen Höhe gebracht. Wir erinnern hier bloß an die Seiltänzer, Aequilibristen, Springer und andre dergleichen brodlose Künstler. Aber sollten wir glauben, daß unter körperlich ausgezeichneten Menschen es auch natürlich wohlriechende gegeben habe? Wir wollen hier nicht den wohlriechenden Schweiß Alexanders des Großen geltend machen; denn wer weiß nicht, wie die Schmeichelei des Höflings an dem Mächtigen und Glücklichen alles vortrefflich finde? Aber erst in neuern Zeiten hat Ortetschi die Erfahrungen bekannt gemacht, daß die innere Seite der flachen Hand eines gewissen Frauenzimmers, besonders wenn sie warm wurde, den lieblichsten Orangeblüthenduft verbreitete, und daß ein Venetianer ein Geschwür an der Hand bekam, nach dessen Heilung diese wie mexicanische Vanille roch. Jeder unbefangne Zeuge stimmte damit ein. Eine fast eben so wunderbare körperliche Eigenschaft war es, durch die sich ein blödsinniger, aber trugloser Knabe in Frankreich auszeichnete, indem seine beispiellose Fühllosigkeit im ganzen Reiche Aufsehen erregte. Mit bloßen Füßen ging er über glühendes Eisen, faßte mit der Hand brennende Kohlen an, und das Feuer ließ durchaus keine Spur auf seiner dicken, öligen Haut zurück. Zu dumm, über irgend eine Gefahr nachzudenken, überstieg seine Kühnheit allen Glauben. Wie eine Katze kletterte er am steilsten Dache hinan, legte sich quer über den Giebel und balancirte, auch sah ihn die Marquise von Dreux nebst vielen Zeugen eine 10 Fuß hohe Mauer bloß mit Hülfe der Nägel hinanklettern.

Seine Kühnheit erinnerte an die Wagstücke, in denen manche Thiere den Menschen nur darum übertreffen, weil sie die Gefahr nicht ahnen, die den Menschen muthlos macht. Haben sich die bisher angeführten Menschen durch ungewöhnliche körperliche Eigenschaften ausgezeichnet, so möchte hier auch das Beispiel solcher seltnen Menschen nicht ganz am unrechten Orte seyn, die durch Studium den Mangel aller Körpervorzüge so zu ersetzen wußten, daß man ihre Häßlichkeit nicht gewahr wurde. Wir denken hier an die Schauspielerin Desfoix. Bloß auf ihren Ruf hin hatte sie die Directrice des Lyoner Theaters aus Bourdeaux verschrieben. Aber wie erstaunte sie, als die Schauspielerin im elendesten Aufzuge, als eine häßliche, schiefe, kaum vier Fuß hohe Figur ankam. Doch das Erstaunen verdoppelte sich, als es nun zur Vorstellung kam, und die Schauspielerin sich nicht nur durch die höchste Kunst im Anzuge und durch Herrschaft über ihren Körper in ein schönes, wohlgewachsnes Frauenzimmer umgeschaffen hatte; sondern auch durch eine treffliche Stimme und ein täuschendes Spiel Alle bezauberte. Fast ein ähnliches Kunstwunder war Miß Abington, auf dem Drurylane Theater in London; auch sie zeigte, was Studium über den Körper vermöge. In einem Alter von mehr als 50 Jahren spielte sie nicht nur junge Liebhaberinnen, sondern auch ungezogne Kinder bis zur höchsten Täuschung. Was aber der Mensch auch bei Verstümmlung und dem Verluste seiner Glieder und Sinnen fähig sey, ja wie er sich zuweilen selbst verkünstle, um sich auszuzeichnen, und gewisse Zwecke zu erreichen, davon wird an einem schicklichern Orte die Rede seyn.

Aber wie konnten wir in dem Abschnitte unsrer Unterhaltungen, der den seltnen und ausgezeichneten Menschen gewidmet ist, derjenigen vergessen, die sich mit gewissen angeblichen Vorzügen, oder mit unerklärlichen, an Wunder gränzenden Eigenschaften ausgerüstet glaubten, und Veranlassung gaben, der Menschennatur geheime noch unerforschte Kräfte zuzuschreiben? Wer weiß nicht, wie viel über das Divinations- und Ahnungsmögen einiger

Menschen geschrieben und gesprochen worden sey, und welche zum Theil schaudernde Geschichten man davon zu erzählen wisse. Von jeher hat dieses Vermögen die Menschen sehr beschäftigt; sie fühlten, wie wichtig es ihnen seyn könnte. Daß die Erwartung ähnlicher Fälle, daß die Kenntniß von der Verbindung zwischen Ursachen und Wirkungen, von der man sich oft, ob man sie gleich fühlt, selbst kaum Rechenschaft geben kann, daß eine richtige Beurtheilung der mit der Zukunft schwangern Gegenwart, daß ein zufälliges Zusammentreffen gewisser Umstände, daß eine lebhafte Einbildungskraft, eine erhöhte Reizbarkeit und die Gauckeleien des Traumes, daß ein glücklicher Witz, ein physisch wirksames Vorgefühl, ein im Verborgnen thätiger, verschmitzter Betrüger, zuweilen Aussprüche veranlassen können, die ein Ahnungsvermögen, eine Wahrsagergabe vermuthen lassen, ist wohl außer allem Zweifel. Allein es verhält sich mit dieser Gabe fast wie mit dem Bauernkalender. Seine Weissagungen werden gepriesen, wenn sie eintreffen, und vergessen, wenn sie nicht eintreffen. Soll Ahnung, oder Divination, Vorempfindung dessen seyn, was noch nicht ist, so möchte man sie schon aus diesem Grunde für ein Hirngespenst erklären, weil man das, was noch nicht ist, auch nicht empfinden kann, und man ist geneigt, alle, die sich dieser Gabe rühmen, für Betrogne, Getäuschte oder für Betrüger zu halten. Ohnehin läßt sich bei dieser vermeintlichen Ahnungsgabe gewisser Menschen äußerst schwer ein vernünftiger Zweck denken. Denn da überhaupt die Kenntniß der Zukunft das furchtbarste Geschenk gewesen wäre, das die Gottheit den Sterblichen hätte machen können, alle Ahnungen aber und die mit ihnen verwandten Anzeigen immer etwas Unbestimmtes, Zweifelhaftes haben; so sieht man gar keinen Zweck, als unnütze Qual des Menschen. Aber nicht bloß durch wunderbare Seelenkräfte, sondern auch durch körperliche Wundergaben glaubten Einige von der Natur ausgezeichnet zu seyn. Vielleicht haben unsre Leser schon von dem irländischen Streicheldoktor, dem Lieutenant Greatraks (geb. 1628)

gehört. Er glaubte, eine höhere Eingebung habe ihn belehrt, wie er durch Streicheln Kröpfe und Scropheln heilen könne, und wirklich heilte er bald durch Streicheln, bald durch Ausschneiden. Ihm selbst, so erzählt sein Freund, verkohlte zweimal eine seiner Hände, da er an seine eigne Wunderkraft nicht glauben wollte; aber, Dank sey es dem Hausmittel, das er bei sich hatte, durch die Berührung der andern wurde sie sogleich wieder schneeweiß. Uebrigens war er ein angenehmer Mann und wirkte besonders auf Frauenzimmer von lebhafter Einbildungskraft. War das, was Greatraks von sich rühmte, gewiß nur ein angeblicher körperlicher Vorzug, so zeichneten sich doch wirklich einige durch an's Wunderbare gränzende körperliche Eigenschaften aus. So hat man Beispiele von sympathetischer Reizbarkeit gewisser Menschen, die der Anblick der Bewegungen, die andre machten, zu ähnlichen Bewegungen unwillkührlich hinriß. Zwar finden sich davon bei allen nachahmenden Kindern, ja selbst bei Erwachsnen Spuren; denn wer weiß nicht, wie Lachen, Gähnen, Husten gewisser Maßen ansteckend sey: aber bei einigen erreicht jene sympathetische Reizbarkeit einen Grad, der wahrhaft auszeichnend ist. Dieß war der Fall bei Donalt Monro. Von seiner Kindheit an mußte er sich eben so bewegen, eben das thun, was ein Anderer that, wie er sich bewegte. So wie dieser mit dem Kopf schüttelte, den Mund verzog, tanzte, so sah man eben das Monro nachahmen, und wenn man ihm die Glieder hielt, so suchte er sich loszureißen, klagte über Schmerz im Kopf und über Beängstigung der Brust, und fühlte hernach eben die Müdigkeit, als ob er die Sprünge wirklich gemacht hätte. Um ihn zu schonen, war man genöthiget, ihm die Augen zu verbinden. Zu dieser sympathetischen Reizbarkeit einiger Menschen kann man die Nachäffungssucht roher Völker, die Wuth mancher Lappländer, bei einem unerwarteten Schalle, die Ohnmachten, epileptischen Zufälle und sonderbaren Ekstasen der Jongleurs, Schamanen und selbst der pythischen Priesterinnen rechnen. Ein Schall, ein gewisser Geruch kann sie plötzlich in die furchtbarsten Paroxys-

men werfen, so daß sie, wie vom Blitze getroffen, scheintodt hinstürzen, schäumen, Unterredungen mit Geistern halten u. d. und nur durch Reiben und Schlagen wieder zu sich kommen. Erziehung, langes Fasten, Gebrauch des Fliegenschwammes, Kunst, trägt freilich viel bei. Aber nicht alles ist Verstellung und Gauckelei. Denn sie werden im Alter blödsinnig, verlieren ihr Gesicht und müssen oft gezwungen werden, ihre Schamanenkünste zu zeigen. Dieß war auch bei der delphischen Pythia der Fall. Man mußte sie zuweilen auf den Dreifuß nöthigen, um Apolls Eingebungen zu empfangen.

Aber auch durch gewisse sonderbare Verirrungen, durch unerklärliche Eigenheiten zeichneten sich manche Menschen aus, und verdienen als Seltenheiten angeführt zu werden. So gab es z. B. wahrhaft unheilbare Diebe. Höchst merkwürdig ist die Geschichte eines jungen Mannes von Kopf, Kenntnissen und Vermögen, der einen unüberwindlichen Hang zum Stehlen, Betteln und Borgen hatte. Seine Taschen waren immer ein Magazin von gestohlnen Speisen, und da man sie ihm zunähte, so wußte er seinen Raub in den Beinkleidern und Aermel zu verbergen, und er sammelte in einem Winkel tausend eckelhafte Dinge. Selbst dem Haushunde nahm er zuweilen, nicht ohne heiße Kämpfe, seine Knochen. Er vermochte keinen Menschen zu sehen, ohne ihn zu bitten, ihm ein Paar Groschen zu borgen, und wenn man's ihm auch tausendmal abgeschlagen hatte. Man konnte mit ihm ein angenehmes Gespräch über deutsche, französische, englische Schriftsteller führen, wobei er Geschmack, Witz und Kenntnisse verrieth, konnte mit ihm über seinen hündischen Geiz sprechen, wobei er sich selbst freimüthig und rührend über sein Unrecht erklärte; und doch that er nach Endigung des Gesprächs mit sichtbarer Aengstlichkeit an Einen der Gesellschafter die Frage: wollten Sie mir wohl einige Groschen leihen? und als bald darauf sein Führer ihn zum Nachhausegehen ermahnte, und er, nach nochmaligem fruchtlosen Bitten um einige Groschen und der ernsthaftesten Versicherung: „wenn ich gesünder seyn

werde, so wird mir auch die Herrschaft über meine Begierden leichter seyn", sich der Gesellschaft mit dem größten Anstande empfohlen hatte, näherte er sich unbemerkt dem Nebentische, und steckte ein Stück Kuchen ein. Beim ungestümmsten Wetter übernachtete er oft auf der Erde, um das Thorgeld zu ersparen; fast täglich bestahl er seine Pflegeltern. Als er dem Tode nahe kam, den die Aerzte der Austrocknung des Rückenmarks, einer Folge früher, jugendlicher Ausschweifungen, zuschrieben, und er fast ganz einschrumpfte; sprach er ruhig von seinem Tode, nannte an 50 Personen, von denen er Kleinigkeiten, 1 bis 16 Groschen, geborgt hatte, bath, ihnen alles zu erstatten, und vermachte sein Vermögen den Armen. Sprachlos und entkräftet lag er da und winkte mit der Hand, die kraftlos wieder zurücksank. Man ahnte, was er wollte, und bath ihn, sein Verlangen mit Worten auszudrücken. Mühsam öffnete er — zum letztenmale, den Mund, und lallte langsam die Worte: Leihen Sie mir einen Groschen! So waren auch in England eine Dame, die mehr als hunderttausend, und ein Haarhändler, der mehr als zweimalhunderttausend Gulden im Vermögen hatte, und die dennoch Zeitlebens ihrem unbezwinglichen Hange zu stehlen nicht entsagen konnten. Hatten diese eine unerklärliche Liebe zum Gelde, wovon doch ihr Geiz keinen Gebrauch machte; so möchte die Geldscheue, die den Pachterssohn Johann Peele, aus der Provinz Suffolk, bekannt machte, noch wunderbarer seyn und zu den seltensten Erscheinungen in der Menschenwelt gehören. Umsonst suchte ihn sein Vater auch nur zum Anrühren eines Geldstücks zu bewegen. Er steckte ihm heimlich kleine Kupfermünzen, in Papier gewickelt, in die Tasche. Aber so wie der Sohn in diese griff und das Papier anfaßte, warf er es mit Heftigkeit von sich und fiel in Zuckungen, die eine Stunde lang anhielten. Bei einem einige Zeit darauf wiederholten ähnlichen Versuche gerieth er in so schreckliche Convulsionen, daß man seinen Tod fürchtete. Jetzt durfte man an keine weitern Versuche mehr denken. Uebrigens war der junge Mensch

immer ernsthaft und in sich gekehrt, aber nicht ohne Scharfsinn.

Endlich gab es auch noch in Absicht des Alters, das sie erreichten, sehr merkwürdige und ausgezeichnete Menschen. Einigen Nachrichten davon fehlt es an der Zuverlässigkeit, die man ihnen wünschen möchte. Dieß ist der Fall mit den beiden Hungarn Johann Kowen und Peter Zarten, deren Ersterer 172 Jahre und in einer 147jährigen Ehe mit seiner Gattinn, der Andre 185 Jahre gelebt haben soll. Aber unstreitig ist's, daß Heinrich Jenkins im Jahre 1690 in einem Alter von 169 Jahren starb. Deutlich erinnerte er sich alles dessen, was seit 140 Jahren geschehen war, und als mehr als ein hundertjähriger Greis konnte er noch recht gut zu Fuße gehen, ja wohl auch schwimmen. Nur 9 Jahre weniger lebte Joseph Surrington, der 1797 im 160. Jahre seines Lebens in Norwegen starb. Bis in seinen Tod behielt er seine Sinnen und seinen Verstand. Sein ältester Sohn war bei seinem Tode 103, der jüngste 9 Jahre alt. Ihn erreichte bis auf 8 Jahre Thomas Parr, der sich in der königlichen Küche eine Indigestion und durch sie den Tod holte. Ihn fragte Carl I. einst: Parr, ihr habt länger gelebt als andre Menschen; was habt ihr auch mehr gethan, als sie? Aus dem Stegreif antwortete er: Kirchenbuße im hundertsten Jahre. Der älteste Deutsche, von dem wir wissen, ist Georg Wunder, der im Jahre 1761 im 136. Jahre in Greiz starb. In drei Jahrhunderten, von 1587 — 1702, lebte der Italiener Hupazoli. Er war sehr mäßig, machte sich fleißige Bewegung, trank bloß Wasser und zu gewissen Zeiten den Saft der Skorzonerwurzel. Nie ließ er zur Ader, nie nahm er Arznei. In seinem hundertsten Jahre wurden seine grauen Haare schwarz, und das 113te brachte, statt der im 109ten verlornen Zähne, vier neue. In 22 Bänden hinterließ er alles aufgezeichnet, was er gethan hat. Acht und neunzig Jahre hatten Claude Cotreil und seine Gattinn in Philadelphia in der friedlichsten Ehe gelebt, als sie innerhalb 3 Tagen, er im 120. und sie im 115., ihre Laufbahn endeten. Zu diesen durch ihr hohes Alter unge-

wöhnlichen Menschen könnte man noch die rechnen, die bis in ein beträchtliches Alter volle Lebenskraft und jugendliches Aussehen behielten. So war Ninon Lenclos, jene berühmte Epicuräerinn, bis in ihr 90stes Jahr höchst reizend. Sie hatte Schönheit, Witz und Geist in einem seltnen Grade. Nicht minder merkwürdig ist die 1803 im 106. Jahre verstorbene Nonne zu Toulouse, Marg. Clergue. Ihre Haare blieben schwarz wie Ebenholz bis in ihren Tod; nicht Eine Runzel hatte ihr Gesicht, aber merkliche Spuren ehemaliger Schönheit. Sie erlosch ohne allen Schmerz bei voller Geistesgegenwart. Noch den Tag vor seinem Tode verrichtete, nach 80jähriger Amtsführung, ein Pfarrer, der 108 Jahre alt war, alle seine Amtsgeschäfte. In seiner ganzen Gemeinde war nur Ein Pfarrkind, das er nicht getauft hatte. Behielten diese im höhern Alter noch viel jugendliche Kraft, so könnte man sagen, daß in der Familie, von der wir jetzt noch reden wollen, Jugendkraft bei hohem Alter und sehr frühes Altern vereinigt gewesen sey. Im Jahre 1763 im December starb zu Corino in Rußland Marg. Krebcowna, 108 Jahre alt. In ihrem 94sten Jahre hatte sie den damals 105jährigen Kaytul geheirathet, und zwei Söhne und eine Tochter mit ihm bekommen. Diese waren als Kinder schon Greise, hatten schneeweiße Haare, Zahnlücken, ohne je Zähne gehabt zu haben, einen gekrümmten Rücken, eine runzlige Haut und manche Altersschwachheiten. Gewiß eine merkwürdige Erscheinung, wenn sich die Sache ganz so verhält.

Neunter Abschnitt.

Inhalt.

Von den Nahrungsmitteln, die der Mensch wählt. Die künstlichen Getränke, die er erdachte. Sonderbarer Hang mancher Völker zu gewissen Speisen, Gefräßigkeit, Völlerei, Tafelluxus. Höchst veränderte Lebensweise.

So wie der Mensch in Absicht auf Körperbau, Anlagen und Fähigkeiten unter allen Geschöpfen hervorragt, so könnte man ihn auch in Absicht der Nahrungsmittel, die er wählt, einzig nennen. Zwei Reiche der Natur sind ihm dazu unaufhörlich zinsbar, das dritte aber muß ihm eine nothwendige Würze und Stoff zu Geschirren liefern, und er weiß den Tribut, den sie ihm als ihrem Herrn entrichten, durch Mischung und Bereitung in's Unendliche zu vervielfältigen. Nur auf wenige Speisen sind hingegen die meisten Thiere eingeschränkt, und bloß diejenigen, die er zu seinen Hausgenossen aufnahm, lernten von ihm, an mehrern Dingen Geschmack zn finden. Er lehrte den Elephanten Branntwein trinken, den Hund, die Katze und den Papagei fast alles zu sich nehmen, was er selbst genießt, ja sogar das Pferd, wie Tyson sah, Austern fressen und Bier trinken. Allein das kommt in keinen Betracht gegen den alles verschlingenden und unaufhörlich wechselnden Magen des Menschen. Freilich müßen wir uns nicht vorstellen, als ob alle Menschen und Völker der Erde so vielerlei Nahrungsmittel zu sich zu nehmen gewohnt wären, als wir in unsern cultivirten Ländern, und als ob sich der Mensch nicht mit weniger und einfacher Kost begnügen könne. Wie viele leben nicht fast das ganze Jahr von Früchten! So lange der Aegyptier Dat=

teln, der Malaye Sagomark, der Insulaner des stillen Meeres Brodfrucht, der Grieche im Archipelagus Feigen, der Südamerikaner Manioc und Bataten, der Asiate Reiß hat: so lange werden sie wohl nicht über Mangel klagen. Sie begnügen sich mit dieser einfachen Kost, in der sie nur wenig Abwechslung kennen. Ueberall, wo Menschen wohnen, hat die gütige Natur für nahrhafte Pflanzen gesorgt. Sie schmückte den kahlen Boden des unbewohnten Eilandes allmälig mit immer vorzüglichern Gaben des Pflanzenreichs, und verwandelte ihn in einen schönen Garten; aber, damit es dem Menschen nicht an Veranlassung zur Selbstthätigkeit fehle, so überließ sie es ihm, ihre Geschenke zu veredeln, zu vervielfältigen, genießbarer zu machen. Dieß that er nun auch mit dem glücklichsten Erfolge, vermehrte die Reichthümer der Natur an Feld-, Garten- Baumfrüchten u. d. m. unendlich, und tausend nützliche Erfindungen rief die Sorge für die Nahrung, der erste und stärkste Trieb, der im Menschen erwacht, hervor, so daß der Hunger der älteste Lehrer des menschlichen Geschlechts zu heißen verdient. Doch genügte es ihm nicht an der Sättigung, die ihm das Pflanzenreich darbot. Auch das Thierreich mußte ihm reichen Tribut geben. Fast alle Thiere werden gegessen. Nur gesittetere Nationen machen dabei eine Auswahl, schränken sich mehr auf die grasfressenden ein und betrachten Raubthiere als etwas Eckelhaftes. Von den Fischen ißt der Mensch die meisten, von den Vögeln vorzüglich die hühnerartigen und die Schwimmvögel, von den Insecten die Krebse, von den Amphibien Frösche und Schildkröten, von den Würmern mehrere Schalthiere; doch gibt es auch Liebhaber von Heuschrecken, Käfern, Schlangen, ja selbst von denen, bei deren Namen man schon einen gewissen Eckel fühlt.

Und welche Mannigfaltigkeit liebt der Mensch nicht in Getränken? Wie viel wußte er nicht zu dem, was ihm die mütterliche Natur darbietet, durch Kunst hinzuzufügen? Sie, seine beste Freundin, gab ihm, um seinen Durst zu stillen, frisches Quell- und Flußwasser, und Milch der Thiere. Allein er sucht aus einer Menge Gewächse einen

wohlschmeckenden Trank zu gewinnen. Er zapft den Palmbaum und die Birke an, läßt Früchte und ihre Säfte in eine Gährung gehen, gewinnt aus Wurzeln, Blüthen, Körnern, Stengeln, ja sogar aus Milch, abgezogne, gebrannte Wasser, kocht die Blätter der Theestaude und die gerösteten Bohnen des Kaffees und manche andre Dinge zu warmen Getränken, veredelt den Weinstock, so daß seine Frucht eine herrliche Gabe der Vorsehung wird, macht in Persien und in der Türkei Sorbet, das der Mandelmilch gleicht, in Mexico Atolla, aus Maismehl, in Japan aus Weizen und Reiß Sacki, der dem spanischen Weine gleicht, in Rußland, aus Roggen und Hafermehl, Quas und in der Tatarei Kumys, und wühlt endlich auch in den Eingeweiden der Erde nach mineralischen Wassern. Ja, um noch sonderbarere Genüsse sich zu verschaffen, stopft er sich in die Nase ein pulverisirtes, gebeiztes Blatt, raucht oder kaut dasselbe auch in ziemlicher Menge, und kaut Betel.

Mit Erstaunen findet man in den Tagbüchern der Reisenden die Beweise sonderbarer Vorliebe dieser und jener Völker für gewisse Speisen, und einer Gefräßigkeit und Völlerei, die bei manchen zur Lebensordnung gehören. Die Suppe der nord- und südamerikanischen Völker ist oft weiter nichts, als geschmolznes Fett, und sie stecken noch Talglichter hinein, wenn sie welche haben können. Auch viele nordeuropäische und asiatische Völkerschaften können Speck, Fett, Talg verschlingen, ohne Brod noch Salz, und es ist unglaublich, welche Quantität von fließender Butter und Branntwein die Russen in der Butterwoche, zur Vorbereitung auf die Festzeit, zu sich nehmen. Gränzenlos ist die Freßbegierde der Burätten, Tungusen, Samojeden, Kamtschadalen, Baskiren u. a. Ein Baskir soll auf Einen Sitz 15 Pfund Fleisch und 8 Maaß Milchbranntwein zu sich nehmen. So sehr die Neger und Amerikaner fasten, und sich mit Wenigem begnügen können; eben so suchen sie auch im Ueberladen ihres Bauches ihren Meister. Vier Brasilianer sind im Stande, einen Ochsen aufzuzehren. Wir mögen unsern

Lesern die eckelhafte Beschreibung mancher Reisenden von der Gefräßigkeit solcher Thiermenschen nicht wiederholen. Immer sind es traurige Beweise, wie tief der Mensch sinken könne. Eben das gilt von der Liebe zum Trunke, besonders zu hitzigen Getränken, und man findet, daß, je roher der Mensch, desto stärker sein Hang zur Völlerei sey, obgleich in den gebildetsten Ständen traurige Ausnahmen hievon gefunden werden. Eine in der Geschichte der Menschheit furchtbare Rolle spielt der Branntwein, den die Amerikaner Feuerwasser nannten. Keine Pest hat solche Verheerungen unter den wilden Völkern angerichtet, und für Geist und Leib so schreckliche Folgen gehabt, als dieses im Uebermaaß genoßne Getränke. Es geht über alle Beschreibung, wie unmäßig die Neger Branntwein und Palmwein trinken, und wie die wilden Amerikaner ihr eckelhaftes Chica genießen. Bei solchen Saufgelagen sinkt alles sinnlos hin. Mag auch Mahomet den Genuß des Weines verboten haben, theils spotten viele Türken dieses Verbots und wissen sich mit französischen Liqueuren zu entschädigen, theils stürzen sie sich durch den Gebrauch des Opiums in eine weit gefährlichere Berauschung. In Konstantinopel sind an den Ringmauern der großen Moschee Opiumbuden mit Sofas angebracht, wohin man, wie in ein Kaffehaus geht. Nicht zu beschreiben ist das Entzücken, in das die Opiumsesser höchstens eine Stunde nach dem Genusse versetzt werden, und die lächerlichen Possen, die viele von ihnen dann machen. Ein erhöhtes Lebensgefühl und süße Bilder der Phantasie geben ihnen einige höchst genußreiche Stunden. Aber der Rausch verschwindet, und der süße Taumel löst sich in Düsternheit und Erstarrung auf. Entsetzlich ist das Loos dieser Menschen. Sie zerstören die Maschine ihres Körpers zusehends, und gewöhnen sich so an diesen Genuß, daß seine gänzliche Entbehrung, oder der nur wenige Stunden aufgeschobne Genuß der gewöhnlichen Dosis, ihr Tod ist. In Persien fängt der Opiumesser erst nur mit einer Portion, die eines Stecknadelskopfs groß ist, an, und steigt bis zur Erbsengröße. Ueberhaupt scheinen sich diese Menschen

kein großes Vergnügen ohne Berauschung denken zu können, und eben darum ist ihnen Opium so werth. Einigermaßen ersetzt dieses andern Asiaten der Betel, den sie kauen. Er besteht aus der Arekanuß, die der Muskatnuß nahe kommt, und dem Betelblatt, das dem Lorbeerblatte ähnelt, und mit einem feinen aus Muscheln gebrannten Kalk beschmiert ist. Wer ihn nicht gewohnt ist, dem macht auch der Betel Schwindel und Betäubung, jedoch bei weitem nicht so, wie das Opium. Daß die Erschlaffung der Fibern und die Erschöpfung der Lebensgeister in heißen Erdstrichen zu hitzigen Getränken und dem Genuß gewisser Gewürze Veranlassung geben mögen, wollen wir gern glauben. Aber gewiß gibt es keinen Himmel, kein Land, wo es dem Menschen Bedürfniß wäre, sich durch Trunkenheit zum Thiere zu erniedrigen.

Man spricht in unsern Tagen viel vom herrschenden Tafelluxus und von der Frugalität alter Zeiten. Allein nicht zu gedenken der ungeheuren Pokale unsrer Väter, die eben keine gar besondern Zeugen ihrer Mäßigkeit sind, und der Säufer, die sonst auf Höfen, wie jetzt Virtuosen, herumreisten, um sich mit Fürsten und Großen in Trinkwettkämpfe einzulassen; wie armselig ist gegen den Tafel-Luxus der Römer der Unsrige! Gastgebothe, die 100,000 fl. kosteten, und kleine Supés zu 20,000 fl. waren bei ihnen Kleinigkeiten. Aber daß Caligula ein Gastmahl gab, das drittehalb Tonnen Goldes kostete; daß bei einem andern, von Nero veranstalteten, bloß für die mit Blumen gezierten und mit kostbaren Essenzen beträufelten Kränze eine Tonne ausgegeben wurde; daß Vitellius in wenig Monaten 22 Millionen verschmauste, und unter andern eine Schüssel, die an 50,000 fl. zu stehen kam, mit lauter Flamingozungen, Fasanenhirn u. d. vorsetzte; daß Heliogabal die Speisen mit Perlen und Juwelen bestreuen ließ, und durch Maschienen seine Gäste mit Bergen von Veilchen und Rosen von der Decke überschüttete; das waren doch wohl Tafelfreuden, denen wir nichts ähnliches entgegensetzen können, besonders wenn man auch die Pracht der römischen Tafelzimmer, die kostbaren ganz goldnen Gefäße

und die sinnreichen Maschienen nicht vergißt, um im Winter durch Röhren eine warme Luft zu verbreiten, im Sommer einen kühlenden Staubregen wohlriechender Essenzen auf die Gäste zu träufeln, oder krystallhelle Bäche mit kostbaren Fischen durch die Zimmer strömen zu lassen, oder auch das Zimmer selbst, wie durch einen Zauberschlag, plötzlich zu verwandeln.

Es ließe sich hier ein interessantes Gemälde von unsrer höchstveränderten Lebensweise, von dem, was der Unterhalt eines Menschen sonst kostete und was jetzt dazu erforderlich ist, entwerfen, wenn es der Zweck und der Raum dieser Blätter erlaubten. Angenehm ist es immer, die Geschichte des Menschen, seiner Cultur und Sitten, auch aus diesen Gesichtspunkten zu betrachten. Man erstaunt, wenn man hört: daß, als einst eine angesehene Reichsstadt einem großen Herrn ein Fest gab, wofür die Rechnung wenige Gulden betrug, der Magistrat sich der Bemerkung nicht enthalten konnte: das heißt geschmaust; doch aber im Gefühl ehemaliger reichsstädtischer Wohlhabenheit hinzusetzte: soll bezahlt werden; daß im fünfzehnten Jahrhunderte noch die angesehensten Bürger des reichen Mailands statt der Lichter Holzspähne brannten, die jetzt in die Spinnstuben der armseligsten Dörfer verwiesen sind; daß bei Ludwig XII. Krönungsgastmahl noch an keinen Teller zu gedenken war, sondern der ganze Hof auf aus runden Broden geschnittenen Scheiben speiste, und daß im dreizehnten Jahrhunderte die Zimmer des Louvre noch alle mit Stroh, wie jetzt bloß die Viehställe, bestreut waren, und König Philipp August sein Pallaststroh dem Krankenhause vermachte.

Zehnter Abschnitt.

Inhalt.

Von der Bekleidung und den Wohnungen des Menschen. Sein Verschönerungstrieb und die Putzliebe, die sich auch im rohesten Wilden zeigen. Verunstaltungen des Körpers aus Eitelkeit und Nachahmungssucht. Veränderte Lebensweise.

Die Natur gab ihrem Lieblinge, dem Menschen, keine natürliche Decke, keine Wohnung, die er, wie das Schalthier, mit sich tragen kann. Aber sie gab ihm Verstand genug, um sich Beides auf die zweckmäßigste und beste Art zu verschaffen, und einem scheinbar natürlichen Mangel abzuhelfen. Dieß that er nun auch auf die mannigfaltigste Weise. Sein erfindrischer Witz, seine Liebe zur Bequemlichkeit, sein so starker Verschönerungstrieb und seine Putzliebe hatten dabei einen unbegränzten Spielraum, und er verfiel auch in dieser Rücksicht in so endlose Künsteleien, wie bei seiner Nahrung. Diese ist im Naturstande seine erste, Kleid und Wohnung seine zweite Sorge. Thierfelle waren wohl der erste Stoff seiner Kleidung, Haare, Sehnen, Wurzelfasern sein Zwirn, Fischgräthen seine Nadeln. Nur wenige rohe, aber deßwegen nicht völlig wilde Völker, gehen ganz nackt. Sie haben keinen Begriff von Schamhaftigkeit, wie ihre Sprache kein Wort dafür hat, und ein milder Himmel und eine fühllose Haut machen in ihnen kein Bedürfniß, sich zu bekleiden, rege. Aber höchst auffallend ist es, daß sich bei manchem Volke die Eitelkeit und Putzliebe früher und stärker, als die Schamhaftigkeit, ja selbst als Bedürfniß regt, und daß die elenden Pescherähs ein schillerndes Schneckenhalsband einem guten Winterkleide, dessen sie in ihrem unfreundlichen Feuerlande so sehr

bedürften, weit vorziehen. Ganz nackt gehen die Pelew-insulaner, ohne daß ihre Sittenreinheit verdächtig wäre, dafür aber tätowiren sie sich mühsam die Haut. Bei weitem die größere Menge von Völkern verhüllt ihren Körper mehr oder weniger, wobei freilich die Temperatur der Luft einen großen Einfluß hat, und die Wahl des Stoffes, die Form des Schnittes u. d. m. bestimmt. Dicht hüllt sich der Hyperboreer in seine Pelze ein, die ihm die gütige Natur in solcher Menge gab, indeß der Orientale sich locker in seine langen, leichten Kleider wickelt, und nichts enges, sich hart anschmiegendes leiden mag. Wie die Kinder das Schimmernde, Klimpernde ungemein lieben, so haben auch die wilden, uncultivirten Völker eine kindische Vorliebe dafür, und es ist bekannt genug, welch' ein furchtbares Werkzeug Glasperlen und kleine Spiegel zur Unterjochung wilder Völker waren. Befremden aber muß die Bemerkung, daß die cultivirten europäischen Völker unter allen Kleidungsarten gerade die unbequemste, die französische, gewählt haben, die den meisten Zeitaufwand fordert, und der Natur am wenigsten gemäß ist. Daß der Wunsch, Aufsehen zu erregen, andern einen Begriff von seinem Ansehen, seinem Reichthume beizubringen, einen großen Antheil an den Kleidern, die der Mensch wählte, den Moden, denen er sich unterwarf, gehabt habe, ist wohl unläugbar. Daher schmückte er sich mit schimmernden Steinen, benützte die Dehnbarkeit der Metalle, um sich recht mit Gold zu verbrämen, und kehrte nur dann wieder zu einem glanzlosern Anzuge und einfachern Farben zurück, wenn ihm jener Schmuck zu gemein wurde, und er durch Simplicität, eben so wie zuvor durch Glanz, sich auszuzeichnen hoffen konnte. Auch um gewisse Fehler zu verbergen, wählten manche diesen oder jenen Anzug, der hernach allgemeiner wurde.

Aber der Mensch begnügte sich nicht damit, seinen Körper zu bekleiden; ihn selbst wollte er verschönern, vergrößern, ansehnlicher machen — und verunstaltete ihn oft nicht wenig, indem er die Natur verließ. Um ihm mehr Umfang zu geben, als er hat, wählte er hohe Absätze, ge-

steifte Kleider, Reifröcke, Culs de Paris und dergleichen Unsinn mehr. In seine Ohren hieng er allerlei Geklimper, um die Läppchen, wenigstens bei einigen Völkern, zu einer ungeheuren Länge zu ziehen, durchbohrte die Nase mit Ringen, die Lippen und Backen mit Knochen; und was hat er nicht erst mit seinen Haaren angefangen? Vom glattgeschornen Kopfe des Talapoins in Siam und vieler Morgenländer, bis zur ungeheuren Alonge-Perücke, die aus Bocks- und Menschenhaaren verfertigt, das natürliche, schöne Haar verdrängte, welche Gestalten und Formen der Haare der Scheitel! Und eben so hat er auch an seinem Barte gekünstelt, und seine Augenbraunen bald gemalt, bald weggeschoren, bald ausgerissen. Aehnliche Freiheiten nahm er sich mit seiner Haut. Die Einen ätzen sich eine Menge Figuren ein, oder machen sich tiefe Einschnitte; Andre bestreichen sich so dick mit Farben, daß ihre ursprüngliche Farbe gar nicht mehr zu erkennen ist; wieder Andre legen sich Schminke bloß auf die Wangen, um, je nachdem es die Göttin Mode fordert, roth, blaß, schmachtend zu erscheinen.

Und wer sollte hier, wo von Verunstaltung des menschlichen Körpers aus Eitelkeit und Putzliebe die Rede ist, nicht an die verkrüppelten Füße der Chineserinnen, an die durch Kunst bald plattgedrückten, bald kugelrunden, bald viereckigen Köpfe der Indianer, an die durch Salben und Kräuter geschwärzten Zähne und feuerroth gemachten Haare, an die gelb oder roth gefärbten Nägel, an die in Guinea spitzig, wie lauter Hundszähne, zugefeilten Zähne, an die durch eine Art von Mastung beförderte Fettigkeit der maurischen Damen, an die gespaltnen Unterlippen der nordwestlichen Amerikanerinnen, an die abgebundnen Fingerglieder und ausgebrochnen Zähne der Bewohner und Bewohnerinnen von Neusüdwales und hundert ähnliche Thorheiten gedenken?

Auch in Absicht auf seine Wohnung regt sich im Menschen sein rastloser Verschönerungs- und Vervollkommnungstrieb, und sie steht mit dem Grade seiner Cultur in Absicht auf Gemächlichkeit, Reinlichkeit, Dauer und Schönheit in

einem ziemlich gleichen Verhältnisse. Da, wo ein unfreundlicherer Himmel, wo die Glut der Sonne, oder Kälte und Ungewitter zuerst den Menschen ein Obdach und Schutz zu suchen nöthigte, war wohl eine Felsenhöhle sein erstes Wohnhaus. Noch bis auf diese Stunde haben mehrere Eskimos und Neuholländer keinen andern Aufenthalt. Oder die in Wäldern lebende Familie beugte Stämme und Zweige zusammen, hieng Thierfelle vor und hatte so ein Haus. War eine Völkerschaft gewohnt, mit ihren Heerden herumzuziehen und gute Weiden aufzusuchen, so mußte sie auf bewegliche Wohnungen bedacht seyn. So bedienen sich noch jetzt die Kalmucken, Beduinen, Tataren, Kirgisen und andre Nomadenvölker der Zelten, Filzhütten und andrer auf kleinen Wagen führbarer Häuser, wovon wir schon oben Proben gesehen haben. Nach der Jahrszeit verschieden, richtet der Grönländer seine Wohnung ein. Im Sommer hat er leichte Zelte, die er mit Stangen erbaut und mit Fellen bedeckt, im Winter steinerne Häuser. Seine Robbenmagen und Fischeingeweide dienen ihm als Fenster, und lassen ein dürftiges Licht hinein. Wo aber der Mensch sich fest ansiedelte, den für die Cultur so folgenreichen Feldbau trieb, und durch Muth, Fleiß und Geschicklichkeit ein Eigenthum gewann; da sorgte er für feste, dauerhafte Wohnungen, veränderte, besserte, verschönerte unaufhörlich daran, und stellte in seinen Wohnhäusern Denkmale auf, die Jahrhunderte hindurch zur Ehre des menschlichen Geistes gereichen.

Auch in Absicht der Kleidungen und Wohnungen der Menschen gibt die höchst veränderte Lebensweise Stoff zu angenehmen Vergleichungen. Welch ein Abstand der Sitten und des Aufwandes unserer Tage von jenen Zeiten, da einem sächsischen Herzoge seine Landstände die Bitte um ein neues Wamms zur Vermählungsfeierlichkeit seines Prinzen mit dem Beisatze verweigerten: das alte könne gewendet werden, worunter der gekränkte Fürst die Worte schrieb: Gott wird's richten! Wie königlich geschmückt mochten sich nicht die französischen Könige Heinrich II. und Karl VII. glauben, als jener bei der Vermählung sei-

ner Schwester die ersten seidnen Strümpfe anhatte, dieser bei seinem Einzuge in Rouen den ersten Filzhut trug, und wie offenherzig lehnte nicht Heinrich IV. von Frankreich eine Einladung mit den Worten ab: seine Frau brauche heute seine Kutsche.

Eilfter Abschnitt.

Inhalt.

Von der Bevölkerung des Erdbodens. Politische Rechenkunst. Verhältniß der Geburten und Sterbefälle. Gleichgewicht des männlichen und weiblichen Geschlechts. Fruchtbarkeit der Ehen. Außerordentliche Ereignisse, die jeden politischen Calcul zu Schanden machen.

Nichts ist lehrreicher, nichts zeigt mehr, wie eine weise und gütige Vorsehung in den Angelegenheiten des menschlichen Geschlechts durchaus nichts einem blinden Zufalle überlassen, sondern alles nach weisen, auf das allgemeine Beste berechneten Gesetzen geordnet habe: als die Bevölkerung des Erdbodens, das Verhältniß, die Anzahl derer, die das Licht der Welt erblicken und wieder vom Schauplatze abtreten, um andern ihre Stelle einzuräumen. Zwar scheint hierin nichts weniger als eine feststehende Ordnung statt zu finden. Aber durch Nachdenken, Berechnung, Vergleichung hat man allgemeine, dauerhafte, sich immer im Ganzen gleichbleibende Gesetze wahrgenommen, deren Zweck die Erhaltung des menschlichen Geschlechts ist. Nehmen

wir die Listen derer, die in einem Zeitraume von mehrern Jahren theils in's Leben gerufen wurden, theils früher oder später es geendet haben; beschränken wir uns dabei nicht bloß auf Städte, die den Ueberschuß der auf dem Lande Gebornen gemeiniglich verschlingen, sondern auf ganze Provinzen: so werden wir gewisse Gesetze wahrnehmen, nach denen die Vorsehung in der Bevölkerung des Erdbodens fast überall und zu allen Zeiten handelt, und das Verhältniß der Geburts- und Sterbefälle, der männlichen und weiblichen Ankömmlinge in der Welt bestimmt hat. Zuerst bemerken wir, daß in der Regel, wenn keine tödtenden Seuchen, keine entvölkernden Kriege, keine Hungersnoth den ordentlichen Gang hemmten, die Zahl der Geburten die Sterbefälle immer übersteige, so daß auf zehn Verstorbne zwölf Geborne kommen. Sodann ergibt sich aus den jährlichen Tauflisten, daß mehr Knaben als Mädchen geboren werden, so daß man auf 20 Mädchen 21 Knaben rechnen kann. Allein, da von der Zeit der Kindheit bis zum Jünglingsalter die Sterblichkeit unter dem männlichen Geschlechte etwas größer ist, so bleibt von diesem ein geringer Ueberschuß, den die gefahrvollern Arbeiten, die größere Anstrengung und vorzüglich der so viele in ihrer Blüthe hinraffende Soldatenstand, wozu das männliche Geschlecht bestimmt ist, wieder verschlingen, und so das Gleichgewicht zwischen beiden Geschlechtern herstellen. Doch dürfen wir hier nicht vergessen, daß dieses schöne Verhältniß der Geschlechter, wodurch die Monogamie, diese Grundsäule des Glücks der Staaten und Familien, gleichsam von der Natur und Vorsehung empfohlen wird, vorzüglich in Europa und auf den Südseeinseln angetroffen werde, in Afrika aber eine Ausnahme leide. Hier scheint das Klima und die Entnervung der Männer und die Vielweiberei (Polygynie) dieses schöne Verhältniß gestört und aufgehoben zu haben, so daß offenbar mehr Mädchen als Knaben geboren werden. In einem Lande, wo alles seinen ordentlichen Gang geht, hat man durch Berechnungen gefunden, daß sich die Zahl der jährlich Gebornen zu den wirklich Lebenden wie eins zu 26 bis 29 verhalte.

Nimmt man an, daß tausend (höchstens 1080) Millionen Menschen auf der Erde leben, wovon bei weitem die größere Hälfte, 650 Millionen, in Asien wohnen, und nur der kleinste Theil, 130 Millionen, Europa angehören, und daß 33 Jahre eine Generation ausmachen; so sterben in diesen 33 Jahren 1000 Millionen Menschen, in jedem Jahre 30 Millionen, jeden Tag 82,000, jede Stunde 3400, jede Minute 60, und es ist ein sehr ernsthafter Gedanke, daß fast mit jedem unsrer Pulsschläge einer unsrer Brüder oder eine unsrer Schwestern aus dem Kreise der Lebenden tritt. Aber jede Secunde ersetzt auch wieder reichlich jenen Verlust, da alle Minuten 72 neue Ankömmlinge in die Welt treten, und die Stelle der sechzig vom Schauplatz Abgetretnen einnehmen. Wäre nie ein Mensch gestorben, so würden jetzt über 500,000 Millionen Menschen beisammen leben. Allein wir dürfen nicht besorgen, daß es ihnen an Platz gebräche. Nach dem Flächeninhalt des festen Landes würde jeder doch noch über 8000 Schuhe Spielraum haben. Höchst ungleich vertheilt ist die Menschenmasse von 1000 Millionen auf der Erde. Eine Gegend ist menschenleerer, die andre menschenreicher. Auf einem gleichgroßen Raume, wo in Island nur Ein Mensch lebt, leben in Deutschland 127, in dem gewerbigen Holland 224, und auf dem Kalkfelsen Malta und der durch englische Industrie in ein Paradies umgeschaffnen Insel St. Helena mehr als tausend Menschen. Alle dreißig Jahre erneuern sich beinahe alle Einwohner einer Stadt und eines Landes, und von tausend werden in jedem Jahre ungefähr 28 ein Opfer des Todes; oder, nach einer andern Bestimmung, stirbt auf dem Lande von vierzig, in kleinen Städten von zwei und dreißig, in Mittelstädten von acht und zwanzig, und in sehr großen Städten, wie London, Paris, Wien, von vier und zwanzig eine Person. Im Frühlinge, wo sonst Leben und Thätigkeit in der Natur erwacht, hat der Tod seine reichste Ernte, nur machen darin sehr große Städte eine Ausnahme, wo der Winter die meisten hinrafft. Am furchtbarsten wüthet die Sterblichkeit unter denen, die erst vor Kurzem den Schau=

platz des Lebens betreten haben. Die Hälfte des ganzen Menschengeschlechts, aller die geboren werden, stirbt vor dem siebzehnten Jahre, und wer diesen Zeitpunkt überlebt, der genießt einen Vorzug, den die andre Hälfte der Menschen entbehren muß. Von tausend Kindern, denen ihre Mütter, der Stimme der Natur getreu, die erste Nahrung reichen, sterben dreihundert; von tausend Kindern aber, die den Armen überlassen werden, kann man fünfhundert annehmen, die im Frühlinge ihres Lebens hinwelken. Man hat muthmaßliche Berechnungen über die Zahl der Jahre, die einer wahrscheinlicher Weise noch zu leben hoffen kann. Daraus ergibt sich, daß der im siebenten Jahre stehende noch die größte Anzahl von Jahren sich zu versprechen habe. Der dreizehnjährige ist, der Wahrscheinlichkeit nach, schon mit einem Viertel, der 28jährige mit der Hälfte zu Ende, und der, der 50 Jahre zählt, tritt schon in sein letztes Viertel und fängt an, den Berg mühsamer herabzusteigen, den er mit leichter Mühe hinangeeilt ist. Auf dreitausend Menschen kann man nur Einen annehmen, der hundert Jahre alt wird, und auch diese Berechnung ist in Städten nicht anwendbar. Nicht ganz unbeträchtlich ist die Anzahl derer, die das Licht der Sonne gar nie erblicken, weil sie bereits todt zur Welt geboren werden. Auf hundert Kinder rechnet man überhaupt 3—4 Todtgeborne.

In einem ganzen Lande nimmt man auf eine Ehe vier Kinder, in Städten auf zehn Ehen 35 Kinder an. Unter 65—70 Geburten rechnet man eine Zwillingsgeburt, untet 7000 eine Drillingsgeburt, unter 20000 eine Vierlingsgeburt, und unter einer Million nimmt man an, daß auch einmal von einer Mutter fünf Kinder miteinander geboren werden können. Höchst selten sind freilich die Beweise von solcher Fruchtbarkeit, durch die die Menschheit weder an Zahl noch an Kraft gewinnen würde.

Alle politische Rechenkunst wird endlich da zu Schanden, wo die Pest wüthet, wo Erdbeben viele Tausende verschlingen, der Hunger furchtbare Lücken in die Bevölkerung macht, oder übeleingerichtete Findelhäuser eine fortwährende Sterblichkeit zur Tagesordnung machen. Un-

glaubliche Verheerungen richtete sonst die aus dem Orient gekommene Pest an. Im Jahre 1563 raffte die Pest in einem kleinen Striche Deutschlands 300,000 Menschen hin, und im Jahre 1580 verlor Paris bloß im Monat Juni 40000 Bewohner an dieser Krankheit. Durch vortreffliche Anstalten und sorgfältige Quarantainen und Absonderung der Angesteckten war in der Folge der Zeit dieses Uebel sehr vermindert, ja in den cultivirten Ländern ausgerottet. Zum letztenmale erschien dieser Würgengel im Anfang des 18. Jahrhunderts im westlichen Europa, aber die Ausschweifungen der Menschen haben ein Mittel gefunden, eine mehr als pestähnliche Sterblichkeit bei sich einheimisch und fortwährend zu machen. Ihr Sitz sind, außer den Sclavenschiffen und Plantagen, von denen wir schon gehört haben, die Findelhäuser großer Städte; hier sind die offnen Gräber, von denen eine ungeheure Anzahl Menschen am Morgen ihres Lebens verschlungen werden. Denn wo hat je eine Pest so gewüthet, als nach Campers Berechnung die Sterblichkeit unter den armen Kindern im Pariser Findelhause? Von 5989 in einem Jahre dahin abgelieferten Kindern starben im ersten Monate nach ihrer Geburt 4095; in den übrigen eilf Monaten 673, im zweiten Jahre 187, im dritten 95, im vierten 31, im fünften 24, so daß also nach fünf Jahren noch 884 übrig blieben. Es würde ungerecht seyn, wenn man diese furchtbare Sterblichkeit, die durch die im Dubliner Findelhause noch übertroffen wird, der Verwaltung dieser Häuser allein zuschreiben wollte. Ach, die unglücklichen Kleinen kommen meist schon vergiftet dahin, und haben den Keim eines frühen Todes als einzige Aussteuer von ihren Eltern erhalten. Aber an diese Gräber führen sollte man den Leichtsinnigen, damit er durch das Schauspiel des Hinschmachtens dieser heimath- und elternlosen Geschöpfe mit einem geheimen Schauder wahrnehme, wie schrecklich die Natur ihre verletzte Ordnung, ihre zerrißnen heiligen Bande räche.

Zwölfter Abschnitt.

Inhalt.

Von der Sterblichkeit des Menschen. Sein wahrscheinliches, ihm von der Vorsehung bestimmtes Ziel. Warum so viele es nicht erreichen? Natürlicher Uebergang zur nähern Kenntniß derjenigen Theile des Körpers und ihrer Bestimmung, deren gute oder schlechte Beschaffenheit, deren Bewahrung oder Vernachlässigung das Leben verlängert oder abkürzt.

Alles in der Natur ist der Vergänglichkeit unterworfen, und kaum hat der menschliche Körper sein vollkommnes Wachsthum, seine Reife erlangt, so steht er schon an dem Scheidepunkte, wo die Abnahme, freilich erst nur ganz unsichtbar, eintritt, die sich mit seinem Tode, seiner Auflösung endigt. Er fängt nun schon gewisser Massen zu sterben an; stufenweise, in unmerklichen Abfällen, beginnt er zu leben, und eben so vollendet er. Es ist hier der Ort nicht, von den Veränderungen, die das höhere Alter im Körper, in seinen festen und flüssigen Theilen hervorbringt, vom Stumpfwerden der Organe, von den Ursachen des Stillestehens jener herrlichen, kunstreichen Maschiene und von der Trennung des treuen Gefährten, der sie belebte und beseelte, zu reden, da wir nun bald, bei der nähern Beschreibung des menschlichen Körpers und seiner Theile, darauf kommen müssen. Aber indem wir uns jetzt dem Schlusse unsrer allgemeinen Betrachtungen über den Menschen nähern, so müssen wir auch noch seiner Sterblichkeit, müssen des ihm von der Vorsehung bestimmten Lebensziels gedenken. Wissen wir doch bei den allermeisten Thieren ihre höchste Lebensdauer! Von der Eintags-

fliege, deren Name ihre kurze Wallfahrt bezeichnet, und die 15 Stunden nach ihrer Erscheinung als geflügeltes Insekt schon betagt und eine Mutter zahlreicher Nachkommen ist, bis zum Elephanten, der zwei Jahrhunderte leben kann, welche zahlreichen Mittelstufen von Lebensfähigkeit und Dauer! Auffallend genug ist die Verschiedenheit, die wir unter den Säugethieren, die zu den vollkommensten Thieren gehören und dem Menschen am nächsten kommen, in Absicht ihrer Lebensdauer antreffen. Nur der Elephant erreicht, wie wir schon erwähnt haben, ein hohes Alter. Halb so alt kann das Kameel werden, doch erreicht es gewöhnlich nur fünfzig Jahre. Höchstens vierzig Jahre dient uns das arbeitsame Pferd, es müßte denn seyn, daß es in der Wildniß, wo es wenig Anstrengung hat, sein Leben höher brächte. Nur 15 bis 20 Jahre lebt das nützliche Rindvieh und unser treuer Hund, da hingegen die kleinern Säugethiere sich mit der Hälfte begnügen müssen. Daß in andern Thierklassen gewisse sonderbare Erscheinungen in Absicht auf das Alter vorkommen, ist unwidersprechlich. Wie alt mußte nicht die Kröte seyn, die man in Schweden in einem harten Steinbruche noch lebend fand? Welche Reihe von Jahren gehörte nicht dazu, bis der Marmor seine Festigkeit erlangte! Bringen nicht Schildkröten, Krokodille ihr Leben über hundert Jahre? Weiß man nicht von einem Karpfen, der 150, und von einem Falken, der 182 Jahre alt geworden ist? Was wird nun aber wohl das Alter seyn, das der Mensch, der vorzüglichste unter den Erdenbewohnern, zu erreichen Anlage und Fähigkeit hat? In der That, eine in der Geschichte des Menschen wichtige Frage!

So allgemein die Klage herrscht, der Mensch werde nicht mehr so alt, als sonst, man finde keine so feste Naturen mehr, als ehemals, so möchte sie zwar in Absicht auf die Anzahl derer, die ein höheres Alter erreichen, einigen Grund haben, gewiß aber keineswegs in der Rücksicht, als hätte die menschliche Natur die Fähigkeit gänzlich verloren, das höchste Ziel zu erreichen, das nach ihrer Organisation möglich ist. Zwar wird man uns hier an die

ersten Menschen erinnern, die ihr Leben auf mehrere hundert Jahre gebracht haben. Allein, noch immer ist man nicht einig, ob in den ehrwürdigen Urkunden, denen wir die älteste Menschengeschichte verdanken, von solchen Jahren, wie die unsrigen sind, die Rede sey, oder ob nicht Jahre von drei Monden, nach denen noch bis diese Stunde einige Orientalen rechnen, gemeint seyen. In diesem Falle würde das außerordentliche Alter eines Adams, eines Methusalah zwar immer noch ansehnlich, aber doch nicht allzuweit von dem Ziele entfernt seyn, das der Mensch überhaupt erreichen kann. Schon mit dem edlen, ehrwürdigen Abraham werden die Nachrichten von dem Alter der Menschen so, daß sie nichts gänzlich Ungewöhnliches mehr enthalten, zumal wenn man an die Frugalität der der Luft gewohnten Nomaden denkt. Er wurde 175 Jahre und also nur sechs Jahre weniger, als einer der obengedachten Greise. Fragen wir eins der ältesten Zeugnisse über die Lebensdauer der Menschen, so sagt Moses ohne Einschränkung: „Unser Leben währt siebenzig Jahre, wenn's hoch kommt achtzig.“ So war's also vor 3000 Jahren; und so ist's noch, so daß wir eben nicht finden können, daß das Alter der Welt einen merklichen Einfluß auf das Alter der Menschen gehabt hätte! Unter allen Zonen kann der Mensch das höchste Lebensziel erreichen, nur wird es in höher liegenden kältern Gegenden, die aber doch weder so hoch, wie die Gletscher der Schweiz, noch so kalt, wie Nova Zembla und Grönland seyn dürfen, häufiger geschehen, und eine gleichförmige Temperatur der Luft in Absicht auf Kälte und Wärme, Leichtigkeit und Schwere, Feuchtigkeit und Trokkenheit wird immer dem Alter günstiger seyn, als irgend ein Extrem. Großbritannien und Scandinavien sind die Länder, die die ältesten Menschen, wenigstens im Verhältnisse der Anzahl, aufzuweisen haben, obgleich fast jedes Land sich eines solchen, wenn wir so sagen dürfen, Kabinetsstücks in der Geschichte der Menschheit zu rühmen hat. Immer aber werden wir finden, daß die, denen das seltne Glück zu Theil wurde, dem höchst möglichen Lebensziele näher als andre zu kommen, solche waren, die der Natur

und ihren Gesetzen treu blieben, daß sie sich meistens mit einfacher Pflanzenkost begnügten und ein thätiges Leben führten. Ein frugales Hirten-, Jäger-, Landleben, im Tempel der Natur, fern von der dumpfen Luft der Städte, verlängerte die Tage der Menschen mehr, als Goldtincturen und philosophische Salze, und bei weitem die meisten mehr als hundertjährigen Greise waren Menschen, bei denen alles die goldne Mittelstraße hielt: Stand, Clima, Luft, Temperament, Vermögen, Geschäfte; Menschen von beschränkten Wünschen und einer gewissen Harmlosigkeit und Gleichgültigkeit, auf die nichts einen allzutiefen Eindruck machte. Die Vorsehung selbst hat den Ehestand, in dem nur die Zügellosigkeit das Grab der Liebe und der Freude finden kann, dadurch geehrt, daß unter allen Beispielen von hohem, hundert Jahre übersteigendem Alter kein Hagestolz vorkommt, und daß die meisten jener merkwürdigen Greise mehr als einmal geheirathet haben. Frauen werden häufiger alt, als Männer, dagegen kann man es als Grundsatz annehmen, daß, wenn auch Frauen das gewöhnlich höhere Alter in größerer Anzahl erreichen als Männer, dem höchsten, ungewöhnlichen Ziele doch nur Männer nahe kommen. Aber welches ist denn nun wohl dieses höchste Lebensziel, das zu erreichen der Mensch nach seiner Organisation fähig ist? Umsonst würden wir bei den Wilden oder bei denen, die in einem rohen Naturstande leben, darnach forschen. Dieser Stand ist meistens ein Stand des Elends und der Trägheit, die das Leben eher verkürzen, als verlängern. Umsonst würden wir durch jene Thiermenschen uns darüber belehren wollen, die bloß thierisch lebten; denn dieß sind keine vollkommne Menschen, die durch die Entwicklung aller ihrer Kräfte und durch Cultur ihre Bestimmung erreicht haben. Sie sind Kranke, die man beklagen und von denen man nie einen Maaßstab nehmen muß, wenn von Menschennatur die Rede ist. Wohl aber dürfen wir eine andere fast allgemeine Naturerfahrung aus dem Thierreiche hier zu Hülfe nehmen, um der höchsten Lebensfähigkeit des Menschen auf die Spur zu kommen, daß nämlich ein Thier gemeinig-

lich achtmal so lange lebt, als es wächst. Nun aber braucht der Mensch zu seinem vollkommnen Wachsthume, wenn man es nicht im Treibhause der Cultur und Künstelei beschleuniget, fünf und zwanzig Jahre. Warum sollten wir daher nicht mit Baco, Ludwig, Hufeland u. a. annehmen dürfen, daß 200 Jahre die höchst mögliche Dauer des menschlichen Lebens seyen? Beispiele aus der ältern und neuern Geschichte bestätigen dieses Alter, und berechtigen, dem Menschen diesen großen Vorzug im Thiereiche einzuräumen. Als Ursachen dieser auszeichnenden Lebensfähigkeit kann man die überaus langsame Entwicklung des menschlichen Körpers vor und nach der Geburt, die spät eintretende volle Reife desselben, die lockere und biegsame Textur seiner Theile, die herrliche Verbindung des intellektuellen Theils mit dem physischen, und die glückliche Mischung der ihm bestimmten Nahrung anführen.

Aber so sterben also die Millionen, die ihre Laufbahn nicht auf die Hälfte bringen, keines natürlichen Todes? So traurig dieses ist, so kann man es doch nicht läugnen, obgleich diese Abkürzung der Lebensdauer nicht ganz auf die Rechnung derer kommt, bei denen sie statt findet. Sie ist das Schicksal der ganzen Generation, das abzuändern nicht in ihrer Macht steht. Aber warum erreichen denn so wenige ihr natürliches Lebensziel? Wie kommt es, daß der Mensch, dem dasselbe unter allen Geschöpfen, die die Erde bevölkern, am weitesten hinausgesteckt war, und der unter andern Vorzügen auch die Fähigkeit, länger als alle andern zu leben, erhielt, gerade am seltensten bis an sein natürliches Lebensende kommt, so daß ihrer bei weitem die allermeisten vor der Zeit ihre Laufbahn schließen? Nicht gar zu schwer ist diese Frage zu beantworten. Denn theils liegt in der Natur des Menschen überhaupt, theils in seiner Lebensweise insbesondere, mancher Grund der so häufigen, frühern Sterblichkeit desselben. Was die erstere, seine Natur, betrifft, setzt ihn nicht eben die Weichheit und Zartheit seiner Organe, die ihn einer längern Lebensdauer fähig macht, auch mehr Gefahren, Stockungen, Verletzungen aus? Macht sie ihn nicht weit empfänglicher

für alle nachtheilige Eindrücke von außen, aber auch weit verletzbarer, als er bei einer gröbern Organisation nicht seyn würde? Vermehrt sich nicht mit der Menge seiner wahren oder eingebildeten Bedürfnisse, mit ihrer Befriedigung und Entbehrung, auch die Anzahl der Feinde, die seine Tage verkürzen? Liegt nicht selbst in seinem edlern, geistigern Leben der Stoff einer frühern Sterblichkeit, der bei dem bloßen Thiere nicht statt findet, das keine fehlgeschlagne Hoffnung niederbeugt, kein geheimer Ehrgeiz verzehrt, und dessen Lebensquelle kein Kummer, keine Reue, keine Verzweiflung vergiftet? Und wenn das Thier bloß seinem Instinct blindlings folgen darf, um sein natürliches Ziel zu erreichen, wenn dieser ihm statt aller Diätetik, statt aller Aerzte dient, und es nicht leicht irre leitet; so ward dem Menschen Vernunft und Freiheit zu Theil, die er freilich auch mißbrauchen kann; selbst sein physisches Wohl sollte der Leitung seiner Vernunft unterworfen seyn; er sollte in ihr ein Erhaltungsmittel seines Lebens, einen Wegweiser zur Verlängerung desselben haben, den er aber auch verschmähen und dadurch die Zahl seiner Tage vermindern kann. Und welch ein Heer von Feinden des so weit hinausgesteckten Lebensziels vereinigt sich nicht in der gewohnten Lebensweise des Menschen! Eine weichliche Erziehung im Treibhause der Künstelei, wo alles schneller reift, aber auch schneller vergeht, frühe Ausschweifungen, die die Rosen der Gesundheit von den Wangen streifen, den Menschen zur wandelnden Leiche machen, und Geist und Körper zu Grunde richten, übermäßige Anstrengungen des Geistes und des Leibes, unreine Luft, Unmäßigkeit, warme, geistige Getränke, Kleidungen, die dem Clima durchaus nicht angepaßt und zum Theil so unklug gewählt, als unanständig sind, heftige Leidenschaften, Unthätigkeit und Langeweile, verkehrte Behandlung in Krankheiten und kindische Todesfurcht, o wie vielen Menschen kürzen sie nicht ihr Leben ab! Rechnen wir noch hinzu die Menge von bald schleichenden, bald heftigen, bald sichtbar, bald unsichtbar wirkenden Giften, die sowohl die Reiche der Natur enthalten und die durch Unkunde und Unvorsichtigkeit der Menschen

Schaden stiften, als auch in thierischen Körpern sich entwikkeln und sich durch Ansteckung verbreiten und viele Menschen hinraffen; so wird es uns, bei der Mannigfaltigkeit von Ursachen, nicht wundern dürfen, warum bei weitem die allermeisten Menschen ihr natürliches Lebensziel nicht erreichen. Freilich steht es nicht in der Macht eines jeden, das alles zu vermeiden. Generationen müssen umgeschaffen, unsre ganze Lebensordnung müßte fast eine andre werden, wenn je das höhere Alter des Menschen, das jetzt nur Ausnahme ist, gemeine Regel werden, und die größere Anzahl derselben dem natürlichen Ziele nahe kommen sollte, was keine Unmöglichkeit, aber für jetzt ein süßer Traum ist. Wünschen wir nun, wenigstens so viel wir können, diesem Ziele uns zu nähern; wünschen wir das süße Leben, die schöne, freundliche Gewohnheit des Daseyns und Wirkens, wie es Göthe nennt, lange zu genießen: so ist eine nähere Kenntniß des kunstreichen Baues unsers Körpers, seiner mannigfaltigen Theile und ihrer Functionen, und der nie genug zu bewundernden und gewiß nie ganz erforschten herrlichen Einrichtungen, die der Schöpfer getroffen hat, unentbehrlich und nützlich, damit wir sie nach ihrem hohen Werthe schätzen, und alles, was diesen Bau zerstören könnte, sorgfältig vermeiden lernen. Und hiemit wäre uns der Uebergang zum zweiten Theile unsrer Unterhaltungen über den Menschen, der der Betrachtung seines Körpers selbst gewidmet seyn wird, geöffnet.

Ende des ersten Bandes

der

Unterhaltungen über den Menschen.

LS-Rar

Wilhelm, Gottlieb Tobias,

Unterhaltungen über den Menschen

Bd.: Erster Theil

Augsburg 1834

Bamberg, Staatsbibliothek -- H.n.o.119-a(1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11689590-3